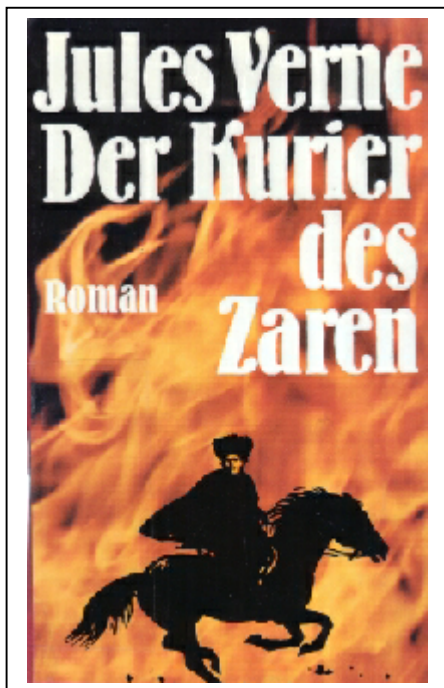




Jules Verne

Der Kurier des Zaren

Roman

Neu bearbeitet von Peter Korn

Alle Rechte bei Bertelsmann Reinhard Mohn OHG, Gütersloh
Buchgemeinschaft für Bertelsmann Reinhard Reinhard OHG
die Europäische Bildungsgemeinschaft Verlags-GmbH,
Stuttgart

und die Buchgemeinschaft Donauland, Kremayr & Scheriau,
Wien

Diese Lizenz gilt auch für die Deutsche Buch-Gemeinschaft
C. A. Koch's Verlag Nachf., Berlin - Darmstadt - Wien
Schutzumschlag- und Einbandgestaltung K. Hartig
Gesamtherstellung Mohndruck Reinhard Mohn OHG,
Gütersloh

Printed in Germany
Buch-Nr. 05512 9

Scan: der Leser
K-Leser: Yfffi
August 2002

1. KAPITEL

DAS FEST IM NEUEN PALAIS

»Sire, ein neues Telegramm aus Tomsk.« »Danke. Wie sieht es mit der Verbindung nach Irkutsk aus?« »Seit gestern ist die transsibirische Telegrafienlinie gestört. Irkutsk meldet sich nicht mehr.« »General, Sie sorgen mir dafür, daß ich stündlich über die Lage in Tomsk unterrichtet werde.« »Zu Euer Majestät Befehl!« antwortete General Kissoff.

Diese Unterhaltung spielte sich gegen zwei Uhr morgens im Neuen Palais ab, als das zu Ehren der Spitzen des Reiches und der Armee veranstaltete glanzvolle Fest seinem Höhepunkt zusteuerte.

Der Zar winkte General Kissoff, ihm zu einer Fensternische zu folgen, wo man sich ungestörter unterhalten konnte.

Hier war die Musik nur gedämpft zu hören. Die Musikkorps der berühmten Traditionsregimenter von Preobraschenski und Paulowski spielten im großen Salon zum Tanz. Der Oberhofmarschall hatte gerade das Signal zur Polonäse geben lassen. Die Großfürsten persönlich halfen ihm, unterstützt von ihren Adjutanten, den Kammerherren vom Dienst und den Hausoffizieren des Palastes, beim Arrangement der Tänze. Im Glanz der hundert Kronleuchter formierten sich die Paare, voran die Großfürstinnen in diamantenübersäten Roben, die Hofdamen in Galatoilette, die Offiziere in ordengeschmückten Uniformen. Das strahlende Kerzenlicht wurde gedämpft zurückgeworfen von der reichvergoldeten Decke des Saales, funkelte im schweren Brokat der Gardinen und warf einen schwachen Widerschein durch die hohen Rundbogenfenster.

Vor dem Portal des Palastes gingen die Wachtposten mit schweren Schritten ihre Runde. Hin und wieder spiegelte sich ein Lichtschein in den Spitzen ihrer Pickelhauben. Selten wanderte ein Zuruf von Posten zu Posten, wurde

weitergegeben, verlor sich leise in der Ferne. Von der Postenkette, die das Neue Palais zu bewachen hatte, waren es nur wenige Schritte bis zur Moskwa, deren Wellen die untersten Stufen der zum Palast führenden Terrassen überspülten. Dann und wann glitt schweigend ein Schiff vorüber, dessen Konturen man im Schein flackernder Leuchtfener nur undeutlich erkennen konnte.

Sorgfältig studierte der Zar das Telegramm, das der General ihm übergeben hatte. Seine Hand faßte unwillkürlich nach dem Degengriff, dann hob er sie und bedeckte für ein paar Sekunden seine Augen, als ob ihn der Schein der tausend Kerzen geblendet habe. Er schwieg.

Im Gegensatz zu seiner prunkvoll gekleideten Umgebung hatte der Zar, wie er es häufig zu tun pflegte, an diesem Abend nur die schlichte Uniform eines Offiziers der Gardejäger angelegt. Er tat dies durchaus nicht der Wirkung wegen, er hielt nicht viel von äußerlichem Pomp und Glanz.

Der Abend hatte ihn stärker angestrengt, als er zuzugeben bereit war. Wie immer war er als Gastgeber und prominentester Gast zugleich von einer Gruppe zur anderen gegangen, hatte hier für einige Minuten in das heitere Gespräch seiner Palastoffiziere eingegriffen und dort ein paar Worte mit einem seiner höchsten Staatsbeamten gewechselt, war dem kunstvoll gedrechselten Kompliment eines Diplomaten höflich ausgewichen und hatte im Vorbeigehen bemerkt, wie eine der jüngeren Hofdamen errötete, während sie im steifen Hofknicks des spanischen Zeremoniells versank. »Wir haben also keine Möglichkeit mehr, den Großfürsten über die gegenwärtige Situation zu unterrichten?« erkundigte sich der Zar bei General Kissoff. »Über den Telegrafendraht nicht, Sire. Ich fürchte, daß unsere Depeschen bald nicht einmal mehr die Grenze Sibiriens passieren werden.« »Aber die Regimenter im Amurgebiet und in Transbaikalien haben doch meinen Befehl noch bekommen, sofort nach Irkutsk aufzubrechen?« »Mit dem letzten

Telegramm, das vor der Zerstörung der Leitung über den Baikalsee hinaus durchgegeben werden konnte.« »Wie sieht es mit den Gouvernements Jenisseisk, Omsk, Semipalatinsk und Tobolsk aus?« »Alles in Ordnung, Sire. Es hat den Anschein, als ob die Tataren den Ob und den Irtysch noch nicht überschritten haben. Solange das nicht der Fall ist, können wir die Verbindung aufrechterhalten.« »Haben Sie neue Nachrichten über Iwan Ogareff?«

Der General zuckte die Achseln. »Es ist dem Polizeichef leider nicht gelungen, Iwan Ogareff auf die Spur zu kommen. Deshalb war nicht festzustellen, ob der Verräter die Grenze nach Sibirien schon überschritten hat oder nicht.« »Sorgen Sie dafür, daß Ogareff's Steckbrief sofort an alle Stationen durchgegeben wird, mit denen wir noch Kontakt haben. Vor allem nach Nishni Nowgorod, Perm, Jekaterinburg und Omsk.« »Euer Majestät Befehle werden unverzüglich ausgeführt!« sagte der General und verbeugte sich tief.

Der Zar verabschiedete den Offizier mit einer Handbewegung. »Ich bitte mir aus, daß diese Angelegenheit streng geheim behandelt wird!« sagte er noch.

General Kissoff verließ den Salon, ohne daß sein Verschwinden Aufsehen erregte. Der Zar wandte sich wieder seinen Gästen zu. Er lächelte verbindlich, als er einer Gruppe von Offizieren entgegenging.

Nicht weit davon an einer Säule lehnten zwei hagere Gestalten, die diese Szene aufmerksam betrachtet hatten. Sie gehörten zu den wenigen Gästen, die auf dem Fest nicht im Schmuck einer Uniform erschienen waren. Außerdem schienen sie vom Tanz nicht viel zu halten. Weder von der Polka noch von der Mazurka. Vom neumodischen Walzer ganz zu schweigen. Statt dessen beschränkten sich beide auf die aufmerksame Beobachtung ihrer Umwelt. Kein Wunder: Beide

waren Berichterstatter namhafter Zeitungen in England und Frankreich. Sie beobachteten genau, um den Lesern ihrer Blätter etwas von der Pracht und dem Glanz dieses Festes am Zarenhof berichten zu können.

Der französische Reporter hieß Alcide Jolivet; Harry Blount war der Name seines englischen Kollegen. Bei diesem rauschenden Fest im Neuen Palais waren sie sich zum erstenmal begegnet. Man kann nicht behaupten, daß sie sich besonders ins Herz geschlossen hatten. Schließlich waren sie Konkurrenten auf der Jagd um den schnellsten Bericht, die beste Reportage. Aber da es immerhin möglich sein konnte, daß gerade der Kollege über die letzte wichtige Neuigkeit informiert war und man selber nicht, war es nicht zu umgehen, sich mit eben diesem Kollegen gut zu verstehen.

»Wirklich eine reizende Angelegenheit, dieses kleine Fest!« erklärte Alcide Jolivet, ohne den Blick vom Zaren abzuwenden. »Ich habe meinen Bericht schon längst an die Redaktion des ›Daily Telegraph‹ durchgegeben. Eine splendide Festivität! Das kann man sagen, ohne zu übertreiben«, erwiderte Harry Blount ziemlich frostig. »Immerhin habe ich meiner Kusine mitgeteilt...« »Ihrer Kusine? Wieso?« fragte Harry Blount erstaunt. »Na ja. Ich stehe mit meiner Kusine Madeleine in regem Briefwechsel. Oder was dachten Sie, wozu ich mich hier in Moskau herumtreibe? Schließlich hat doch meine Kusine ein Recht darauf, über das Tun und Treiben ihres Veters unterrichtet zu werden! Jedenfalls konnte ich ihr vorhin telegrafieren, daß die Stirn des Zaren bei diesem Fest von einigen Wölkchen umschattet gewesen sei.« »So. Davon habe ich nichts bemerkt. Mir scheint, Sie haben sich getäuscht, Herr Kollege.« »Lieber Herr Blount«, sagte Alcide Jolivet spitz, »erinnern Sie sich an das Jahr 1812? Können Sie sich dessen entsinnen, was damals in Zakret geschah?« »Selbstverständlich!« behauptete der englische Reporter würdevoll. »So genau, als ob ich dabeigewesen wäre!«

»Damals brachte man dem Kaiser Alexander bei einem ihm zu Ehren gegebenen Fest die Nachricht, daß Napoleon mit der Vorhut der französischen Armee soeben die Memel überschritten habe. Der Kaiser verließ den Ball nicht, obwohl diese Nachricht ihn seine Herrschaft kosten konnte. Lächelnd führte er das Fest zu Ende ...« »Genauso wie unser heutiger Gastgeber sich nicht aus der Ruhe bringen ließ, als ihm General Kissoff meldete, daß die telegrafische Verbindung nach Irkutsk unterbrochen sei.« »Was, das wissen Sie auch schon?« »Selbstverständlich, Herr Kollege. Und nicht nur ich - auch die Leser des ›Daily Telegraph‹ werden morgen davon erfahren. Dafür habe ich gesorgt.« »Und daß die Kosaken des Gouvernements Tobolsk den Befehl bekommen haben, sich zum Marsch auf Irkutsk zu sammeln?« »Auch das, verehrter Herr Kollege, auch das!« »Na, dann bin ich ja von Herzen froh, daß auch meine Kusine Madeleine über die letzten Moskauer Neuigkeiten unterrichtet wurde!« seufzte Alcide Jolivet aufatmend. »Ja, es wird einen interessanten Feldzug geben ...«, meinte Blount. »... dem ich mich anschließen werde!« konterte Jolivet. »Dann werden wir wohl das Vergnügen unserer Begegnung in Zukunft noch häufiger haben!« sagte der Engländer. »Vergnügen? Wie man's nimmt, Herr Kollege!« schloß der Franzose, und beide freuten sich über die Feststellung, daß keiner dem anderen auch nur um eine Nasenlänge voraus war.

Alcide Jolivet verabschiedete sich von seinem Konkurrenten und wandte sich den Speisesälen zu. Der lebhafte Franzose stammte aus der heißen Provence. Sein etwas lässiges Auftreten täuschte; Jolivet war in Wirklichkeit ein sehr scharfer und genauer Beobachter. Wenn er auch manchmal in den Tag hinein plauderte, gab er sich doch niemals eine Blöße. Gerade seine Redseligkeit diene ihm dazu, zu schweigen. Seine Stärke lag in der Beobachtung. Alcide Jolivet war ein Augenmensch.

Seine Netzhaut besaß die gleiche Augenblicksempfindlichkeit wie die eines geübten Taschenspielers.

Im Gegensatz zu Jolivet war Harry Blount nur dazu geschaffen, um zu hören und das Gehörte zu registrieren. Er traute sich zu, den Ton einer Stimme auch nach zehn Jahren noch auf Anhieb wiederzuerkennen, und zwar unter tausend anderen Stimmen. Im täglichen Umgang war der Engländer mit Gesten und Worten sparsam. Er bewegte sich so gemessen wie ein Gentleman aus Lancashire. Er sprach nur, wenn er es für richtig hielt. Er verstand zu schweigen und hörte dafür um so mehr.

Während die Gäste den Speisesälen zuströmten, trat General Kissoff dem Zaren wieder entgegen. »Nun, wie steht's?« erkundigte sich der Zar lebhaft. »Die Telegramme gehen über Tomsk nicht mehr hinaus, Sire.« »Sofort einen Kurier!«

Der Zar verließ den Saal und begab sich in einen danebenliegenden kleineren Raum, ein mit einfachen Eichenmöbeln ausgestattetes Arbeitszimmer. Mit einer hastigen Bewegung riß er ein Fenster auf und lehnte sich weit hinaus, um die laue Juliluft in vollen Zügen einatmen zu können.

Sein Blick schweifte über das im Mondlicht schimmernde mächtige Festungswerk des Kreml mit seinen beiden Kathedralen und den drei prunkvollen Palästen. Bis an den fernen Horizont hoben sich die Umrisse der gewaltigen Hauptstadt des Russischen Reiches aus dem Dunkel. Den gewundenen Lauf der Moskwa konnte man von hier aus sehr gut verfolgen. Mit gekreuzten Armen lehnte sich der Zar an die Fensterbrüstung und lauschte dem harten Schritt der Schildwachen vor dem Neuen Palais. Von fern her klang der Lärm des Festes.

Von Moskau bis zum Ural ist der Weg weit, dachte der Zar. Was mochte sich in diesem Augenblick in den Provinzen jenseits des Urals anbahnen? Ein Aufstand, dessen Folgen sich noch gar nicht übersehen ließen? Fast sah es nach den letzten Nachrichten so aus. Ein Einfall tatarischer Horden, der Sibirien vom Russischen Reich abzutrennen drohte? Man mußte mit dem Schlimmsten rechnen.

Der Zar sah die Landkarte seines Reiches vor sich. Vom Ural bis zum Pazifischen Ozean erstreckte sich die endlose Weite des asiatischen Rußland. Fünf Provinzen und zwei Distrikte waren der Herrschaft im Kreml treu ergeben, auch die Kirgisensteppes und das Land der Tschuktschen. Trostlose Öde der Steppen und Tundren. Und dann: Sibirien, Land der Verbannung ...

Zwei Generalgouverneure, von denen einer in Irkutsk residierte, vertraten die Macht des Zaren im asiatischen Rußland. Der Boden Sibiriens war fruchtbar, wenn auch nur unter der Erde: Wertvolle Bodenschätze wurden bereits ausgebeutet oder warteten noch auf ihre Erschließung. Allerdings gab es jenseits des Uralgebirges noch keine Eisenbahnlinien. Der Schlitten war im Winter das einzige Verkehrsmittel. Im Sommer benutzte man den Tarantas, eine ungefederte, rohgezimmerte Kutsche mit vier Rädern.

Und dann war da noch die Telegrafienlinie, die die Grenzen im Westen und Osten Sibiriens verband. 8 000 Werst, über 8 500 Kilometer, überbrückte der Draht, von Jekaterinburg bis nach Nikolajewsk an der Amurmündung.

Aber was nützte eine zerschnittene Telegrafienleitung! Innerhalb weniger Stunden war der Draht zuerst zwischen Jekaterinburg und Nikolajewsk, dann in der Nähe von Tomsk und schließlich auch noch zwischen Tomsk und Kolywan unterbrochen worden. Eine verzweifelte Situation, zumal der Großfürst sich gerade zur Inspektion in Irkutsk befand. Der Zar hatte keine Möglichkeit mehr, seinen Bruder telegrafisch über

die gegenwärtige Lage zu unterrichten. Letzter Ausweg: Man mußte einen Kurier entsenden. Aber ob ein Kurier unter den gegebenen Umständen überhaupt sein Ziel erreichen konnte, und vor allem, ob er es noch rechtzeitig erreichen würde - das war schwer zu entscheiden.

Noch immer stand der Zar bewegungslos am Fenster seines Arbeitszimmers, als die Posten der Leibgarde die Flügeltüren öffneten und den Chef der Polizei ankündigten.

Der Zar winkte den hohen Beamten herein. »Was wissen wir über Iwan Ogareff?« fragte er. »Das ist ein sehr gefährlicher Mann, Sire!« antwortete der Polizeichef. »Mit allgemeinen Redensarten ist mir nicht geholfen. Ich brauche Einzelheiten, und zwar sehr genaue Einzelheiten!«

Der Polizeichef richtete sich auf und blätterte im Schein des Kronleuchters in einem umfangreichen Aktenstück. Mit militärischer Kürze berichtete er: »Ogareff war zuletzt Oberst in der Armee. Er muß ein sehr kluger, ein überdurchschnittlich intelligenter Offizier gewesen sein, hatte aber einen zügellosen Ehrgeiz. Verwickelte sich in verschiedene ungesetzliche Handlungen. Wurde daraufhin von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten degradiert und nach Sibirien verbannt. Das war vor zwei Jahren. Euer Majestät Gnade hoben das Urteil nach sechs Monaten wieder auf.« »Und seit der Zeit ist Ogareff wieder in Rußland?« fragte der Zar. »Nein, Sire«, sagte der Beamte. »Er kam nur für kurze Zeit nach Rußland zurück. Bald darauf verschwand er wieder nach Sibirien.«

Der Polizeioffizier räusperte sich und machte ein vorwurfsvolles Gesicht. »Es gab eine Zeit, Sire, da kam keiner von denen wieder, die nach Sibirien verbannt worden waren. Vom Standpunkt der Polizeibehörde aus war die Verbannung auf Lebenszeit die richtige Methode, um einen Verbrecher unschädlich zu machen ...« »Mag sein«, antwortete der Zar ungeduldig. »Ich bin da anderer Auffassung. Solange ich lebe, soll Sibirien ein Land sein, aus dem man auch wiederkommt.«

Der Polizeichef schwieg verstimmt. Er hatte noch niemals ein Hehl daraus gemacht, daß ihm diese großzügige Art des Zaren durchaus nicht paßte. Nach seiner Meinung und Erfahrung waren halbe Maßnahmen nur gefährlich. Wer einmal den Ural unter polizeilicher Bewachung überschritten hatte, sollte niemals mehr in Verlegenheit kommen, den gleichen Weg in umgekehrter Richtung zurückzulegen. Verbannung auf Lebenszeit - sonst hatte man später nichts als unnötige Scherereien. »Berichten Sie weiter!« befahl der Zar. »Ogareff hielt sich nicht lange in Sibirien auf. Er kam bald nach Rußland zurück, wenn sich leider auch nicht feststellen ließ, warum dies geschah.« »Die Polizei hat also Ogareff's Spur verloren, soll das heißen?« »Nein, Sire. Durchaus nicht. Wir wissen, daß ein Verbannter erst von dem Tage seiner Begnadigung an gefährlich wird.«

Der Zar runzelte die Stirn. Dann beschloß er, diese deutliche Kritik an seiner Handlungsweise zu übersehen, und fragte weiter: »Die letzten Nachrichten über Iwan Ogareff?« »Er befand sich zuletzt im Gouvernement von Perm. Seine Lebensweise war nicht zu beanstanden. Wir hatten keinen Grund, ihn unter polizeiliche Aufsicht zu stellen. Im März verließ Ogareff die Stadt Perm. Seitdem ließ sich über seinen Verbleib nichts mehr feststellen.« »Das ist alles?« fragte der Zar. Als der Polizeichef sich nickend verbeugte, hellte sich das Gesicht des Herrschers aller Russen auf. »Nicht schlecht beobachtet!« sagte er. »Aber langweilig und überholt. Die Polizeibüros wissen natürlich nichts davon, daß Iwan Ogareff beim Tatarenaufstand eine entscheidende Rolle spielt. Daß der davongejagte Oberst den Ural schon längst überschritten hat und sich auf dem Weg zu den Nomadenvölkern der Kirgisensteppes befindet. Daß er in den Khanaten von Buchara, Khokand und Kunduz Häuptlinge für sich gewinnen konnte - für den Plan, in die sibirischen Provinzen einzufallen und einen

allgemeinen Aufstand gegen die russische Herrschaft in Asien anzustiften!«

Erregt ging der Zar auf und ab. Der Polizeichef erwiderte kein Wort. Er rechnete sich aus, ob Ogareff auch damals Chancen für seine Pläne gehabt hätte, als noch kein Mensch daran dachte, einen Verbannten zu begnadigen. Er fand, daß das keineswegs der Fall gewesen wäre. Der Zar ließ sich in einen Polstersessel sinken und strich flüchtig über die schmerzenden Schläfen. »Der Aufstand trifft uns nicht unvorbereitet«, sagte er, »wenn auch das schnelle Abreißen der Nachrichtenverbindungen noch nicht in vollem Umfang erkennen läßt, wie groß die Gefahr in Wirklichkeit ist. Die größte Sorge aber bedeutet für mich das Schicksal meines Bruders, des Großfürsten. Ich muß leider befürchten, daß Ogareff alles versuchen wird, um meinen Bruder in Irkutsk in die Hand zu bekommen.« »Euer Majestät haben sehr wahrscheinlich befohlen, daß der Tatareneinfall mit aller Schärfe zurückgewiesen wird?« »Mit dem letzten Telegramm, das Nishne-Udinsk erreicht hat, wurden die Truppen der Gouvernements Jenisseisk, Irkutsk und Jakutsk alarmiert, außerdem die Regimenter der Amur-Provinzen und des Baikalsees. Sie werden aber mehrere Wochen brauchen, bevor sie mit den Tataren zusammentreffen können. Mit den Truppen aus den Gouvernements von Perm und Nishni Nowgorod ist es nicht anders.« »Seine Kaiserliche Hoheit der Großfürst ist über die befohlenen Truppenbewegungen unterrichtet?« »Das wohl, aber mein Bruder weiß nicht, daß Iwan Ogareff versuchen wird, sich unter falschem Namen bei ihm einzuschleichen. Sie sind sich hoffentlich darüber im klaren, was das bedeuten würde. Ich habe im Augenblick kein wichtigeres Anliegen, als den Großfürsten so schnell wie möglich davon zu unterrichten, was ihm bevorsteht. Sein Leben hängt davon ab.« »Wenn ich mir einen Vorschlag erlauben darf: ein tüchtiger Kurier ...« »Auf den warte ich gerade.« »Er muß sich beeilen, wenn er den

Tatarenhorden zuvorkommen will. Gestatten Sie mir, daß ich meine persönliche Meinung zum Ausdruck bringe: Dieses ganze Sibirien neigt zum Aufstand und zur Rebellion!«

Der Zar sprang auf und ging auf den Polizeichef zu. »Ich bin nicht der Überzeugung, daß die Verbannten mit den Feinden gemeinsame Sache machen werden!« sagte er erregt. »Niemand wird sich ein Russe auch nur eine Stunde lang mit einem Tataren verbünden!« Der Polizeichef zuckte die Achseln. Dann griff er nach seinem Aktenbündel, verbeugte sich steif und ging.

»Sagen Sie, Herr Blount, haben Sie eine Ahnung, was es mit einem Mann namens Feofar-Khan auf sich hat?« erkundigte sich Alcide Jolivet bei seinem Reporterkollegen. Die beiden Weltenbummler hatten sich in eine ruhige Ecke des Speisesaales zurückgezogen und diskutierten über die sensationellen Neuigkeiten, mit denen dieser festliche Abend im Neuen Palais reich gesegnet war. »Feofar-Khan? Das werden wir ohne Schwierigkeit feststellen können.« Harry Blount griff in die Rocktasche und zog ein umfangreiches, in Leinen gebundenes Buch heraus. »Handwörterbuch der Zeitgeschichte!« erläuterte er. »Von meiner Redaktion herausgegeben! Gibt es so etwas bei Ihnen zu Hause etwa nicht?«

Alcide Jolivet sparte sich die Antwort und beugte sich neugierig über den Tisch. »Hier, bitte sehr: Feofar-Khan, Oberhaupt des tatarischen Khanates von Buchara. Scheint ein sehr kriegerischer Herr zu sein. Ist jedenfalls schon häufiger mit Moskau in Konflikt geraten. Seinen Vorgängern war die Zarenherrschaft auch schon ein Dorn im Auge. Das Khanat hat eine Fläche von 10 000 Quadratmeilen. Zweieinhalb Millionen Einwohner. Nicht eben viel. Dafür eine Armee von 180 000 Mann Fußvolk und 30 000 Reitern.« »Besten Dank - aber das Khanat von Buchara ist mir natürlich ein Begriff, lieber Herr

Kollege. Schließlich weiß jedes Kind, daß aus Buchara die berühmten Teppiche kommen. Außerdem habe ich schon in der Schule gelernt, daß auch Samarkand zu diesem Khanat gehört. Mit dem Grabmal von Tamerlan. Und mit einem gewaltigen Palast, in dem ein wertvoller blauer Stein bewacht wird, auf den sich jeder neue Khan vor Antritt seiner Regierung setzen muß. Und neben Samarkand ...« »... Karschi, Tscharoschni, Katta-Kurgan, Nurata, Djizah, Khu-zar, Paikande, Karakul...« »Hören Sie auf, es reicht mir schon. So genau wollte ich es wirklich nicht wissen. Aus Karakul stammen übrigens die Schafe mit der teuren Wolle. Habe ich richtig geraten?«

Beleidigt klappte der Engländer sein Nachschlagebuch zu. Jolivet legte die Hand auf den Arm seines Nachbarn. »Spaß beiseite: Dieser Feofar-Khan scheint also das Oberhaupt des Tatareneinfalls zu sein, dem wir in den nächsten Tagen auf die Spur gehen wollen?« »Oberhaupt, ja. Aber es sieht so aus, als ob sich auch die angrenzenden Tatarenstämme dem Vorstoß nach Sibirien angeschlossen hätten. Hoffentlich kommen nicht auch noch die Kirgisen auf den Gedanken, die günstige Gelegenheit zu einem Raubkrieg auszunutzen. Sie sind zwar schlechte Soldaten, könnten aber durch die Menge ausgleichen, was ihnen an Ausbildung und Bewaffnung fehlt.« »Höchst unerfreuliche Aussichten!« konstatierte Alcide Jolivet. »Unter diesen Umständen werde ich meinen Entschluß, ins Kriegsgebiet abzureisen, lieber noch einmal überschlafen.« »Kann ich Ihnen mit gutem Gewissen empfehlen!« stimmte Harry Blount zu und freute sich über die Aussicht, den lästigen Konkurrenten loszuwerden.

Mittlerweile saß der Zar am Schreibtisch seines Arbeitszimmers im Neuen Palais und wartete auf das Eintreffen des Kuriers. Sorgfältig prüfte er noch einmal die in den letzten Stunden eingetroffenen Meldungen seiner

Vertrauensleute über die Ursachen und Auswirkungen des Tatarenüberfalls.

Neue Informationen hatten seine Vermutung bestätigt: Der Aufstand wurde zwar offiziell von dem grausamen und beutegierigen Feofar-Khan angeführt, die eigentliche Seele und treibende Kraft war aber Iwan Ogareff, der degradierte Oberst und begnadigte Verbannte. Glaubte er wirklich, die russische Macht brechen zu können, oder war er nur ein von sinnlosem Haß getriebener Ehrgeizling, der alles auf eine Karte setzte?

Immerhin schien Ogareff taktisch klug vorgegangen zu sein. Er hatte versucht, zuerst die große sibirische Straße in seine Gewalt zu bekommen. Die schwachen Kosakenposten im Gouvernement Semipalatinsk mußten sich der Übermacht beugen. Raubend, sengend und brennend wälzte sich der Tatarenschwarm von Stadt zu Stadt.

Feofar-Khan. Ob der Tatarenfürst sich für einen neuen Dschingis-Khan hielt? Wo mochte er in dieser Nacht sein Hauptquartier aufgeschlagen haben? War die Provinz von Jenisseisk schon in seiner Hand, oder hatten nur ein paar Reiter aus der Vorhut des Khans, der sich von seinen Untertanen »Emir« nennen ließ, die Telegrafenleitung zerschnitten? Stand schon das ganze südliche Westsibirien in Flammen? Reichte die Empörung bis in die Ostgebiete des asiatischen Rußland?

Vergeblich stellte sich der Zar diese Fragen. Der Telegraf schwieg. Nur ein geschickter, mit den Verhältnissen des Landes vertrauter, absolut zuverlässiger Kurier konnte die Verbindung herstellen, von der zu dieser Stunde das Schicksal des Großfürsten und damit das Wohl des ganzen Russischen Reiches abhing.

5 200 Werst, also über 5 500 Kilometer, hatte dieser Kurier von Moskau bis nach Irkutsk zurückzulegen, und zwar so schnell wie möglich.

Ich brauche einen Mann von übermenschlicher Klugheit und unübertrefflichem Mut, dachte der Zar. Einen Mann mit Kopf und Herz.

2. KAPITEL

MICHAEL STROGOFF

Der Leibwächter öffnete die Tür und meldete den General Kissoff. »Nun, wo bleibt der verlangte Kurier?« fragte der Zar den Eintretenden rasch und erhob sich aus dem Schreibtischsessel. »Ist schon da, Sire«, antwortete der General. »Ich kann mich Euer Majestät dafür verbürgen, daß es sich um einen erprobten und für diese schwierige Mission besonders geeigneten Mann handelt.« »Besitzt er kaltes Blut, Klugheit und Mut?« »Gewiß, Sire. Er wird auch da noch einen Ausweg finden, wo andere keinen mehr sehen. Überdies stammt er selbst aus Omsk, ist also im sibirischen Kernland geboren. Er ist dreißig Jahre alt und hat einen Körper von Stahl, deshalb wird er Frost, Hunger, Durst und Anstrengung bis zum Äußersten ertragen können.« »Sein Name?« »Er heißt Michael Strogoff, hat sich bereits reisefertig gemacht und erwartet im Saal der Garden Euer Majestät Befehle.« »Lassen Sie ihn herkommen, General!« befahl der Zar.

Michael Strogoff gehörte zur Spezialabteilung der Kuriers des Zaren und hatte es bei dieser Elitetruppe bis zum Offizier gebracht. Er trug eine elegante Uniform, die jener der berittenen Feldjäger ähnelte: Stiefel, Sporen, anliegende Beinkleider und einen pelzverbrämten Dolman mit gelben Schnüren auf braunem Grund. Auf seiner Brust glänzten ein Kreuz und verschiedene Medaillen.

Karg in Bewegungen und Worten, stand er vor seinem Vorgesetzten und wartete auf seinen Auftrag. Er gehörte zu den Leuten, die immer etwas vorzuhaben scheinen und die Ausführung ihrer Pläne nicht zu verzögern pflegen. Sein Vater war ein berühmter sibirischer Jäger gewesen. Im glühenden

Sonnenbrand ebenso wie in der grimmigsten Kälte hatte er seinen Sohn über endlose Ebenen, durch dichte Lärchen- und Weidengebüsche und düstere Kiefernwälder mit auf die Jagd genommen. Er hatte ihm gezeigt, wie man Fallen auslegt, wie man das kleinere Wild mit dem Gewehr verfolgt und das große mit Speiß und Weidmesser.

Großes Wild - darunter verstand man damals vor allem den sibirischen Bären. Peter Strogoff, der Vater des Kuriers, hatte schon neununddreißig Bären erlegt, als der elfjährige Michael ihn zum erstenmal auf die Bärenjagd begleitete. Stolz trug er dem Vater die Ragatina, den scharfen Gabelspeiß, nach. In seinem vierzehnten Lebensjahr erlegte er selbst seinen ersten Bären, zog ihm das schwere Fell ab und schleppte es bis zum elterlichen Haus, das mehrere Werst entfernt war.

Die harte Schule des Vaters trug ihre Früchte. Michael Strogoff machte es nichts aus, vierundzwanzig Stunden lang nichts zu essen oder mehrere Nächte ohne Schlaf auszukommen. In der freien Steppe fand er sich mit dem Instinkt eines Indianers zurecht. Er verstand es, sich nach Hinweisen zu richten, die einem gewöhnlichen Sterblichen überhaupt nichts bedeuteten: nach der Lage der Eisnadeln, der Stellung der dünnsten Baumzweige, der Spur der Blätter im Walde oder dem Zug der Vögel in der dunstigen Atmosphäre. Das Leben in der freien Natur und die Lehre des Vaters, der vor zehn Jahren gestorben war, hatten Michael Strogoff »verstählt«, wie der landläufige Ausdruck in Sibirien lautete.

Michael hatte das väterliche Haus in Omsk als Zwanzigjähriger verlassen, um in den Dienst des Zaren einzutreten. Seitdem benutzte er jede sich bietende Gelegenheit, um seine Mutter Marfa, die er zärtlich liebte, in Omsk zu besuchen. Er hatte ihr versprochen, regelmäßig zu kommen - und er hielt dieses Versprechen mit einer fast religiösen Strenge. Jedesmal, wenn er nach der erfolgreichen Ausführung eines schwierigen Auftrages Urlaub bekam,

machte er sich auf den Weg zu seiner Mutter. In den letzten drei Jahren war Michael Strogoff allerdings meistens im Süden des Reiches eingesetzt worden, so daß aus dem Besuch in Omsk nichts wurde.

In wenigen Tagen hatte er endlich wieder einen längeren Urlaub antreten wollen. Alle Vorbereitungen waren schon getroffen, als der Befehl des Zaren ihn erreichte. Er hatte keine Ahnung davon, was für ein Auftrag ihn diesmal erwartete, aber er hoffte zuversichtlich, daß man ihn nach Sibirien schicken werde. Die Gelegenheit zu einem Abstecher nach Omsk würde sich dann schon ergeben.

Der Zar sah ihn eine ganze Weile schweigend und aufmerksam an. Michael Strogoff blieb unbeweglich stehen und wartete auf seinen Befehl. Nicht unzufrieden mit dem, was er sah, wandte sich der Zar seinem Schreibtisch zu und winkte dem General, er möge auf der anderen Seite des Tisches Platz nehmen. Dann diktierte er ihm mit leiser Stimme einen Brief von wenigen Zeilen.

Das vollendete Schreiben las der Kaiser sehr aufmerksam und unterzeichnete es. Seinem Namen fügte er die damals übliche Bestätigungsformel der Zaren bei: »Byt po semu«, das heißt: »So geschehe es.« General Kissoff faltete den Brief sorgfältig zusammen, steckte ihn in einen Umschlag und verschloß ihn mit einem Siegel, das das kaiserliche Wappen zeigte.

Der Zar griff nach dem Schriftstück und winkte Michael Strogoff zu sich heran. »Dein Name?« »Michael Strogoff, Sire.« »Deine Stellung?« »Rittmeister bei den Kurieren des Zaren.« »Du kennst Sibirien?« »Ich stamme daher.« »Wo bist du geboren?« »In Omsk.« »Hast du Verwandte dort?« »Meine alte Mutter.«

Der Zar unterbrach sein Verhör für einen Augenblick. Dann nahm er den Brief in die andere Hand und sagte: »Ich

beauftragte dich, Michael Strogoff, diesen Brief dem Großfürsten in Irkutsk eigenhändig zu überbringen. Keinem anderen, verstehst du mich!« »Ich werde nach Irkutsk gehen und den Brief abliefern, Sire.« »Es handelt sich darum, daß du ein von Rebellen verseuchtes, von den Tataren überfallenes Land durchreisen mußt. Die Verräter könnten ein Interesse daran haben, dich abzufangen und dir den Brief abzunehmen.« »Ich werde durchkommen.« »Vor allem mußt du dich vor Iwan Ogareff, einem degradierten und verbannten Offizier, hüten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß du ihm begegnest.« »Ich werde ihm auszuweichen wissen.« »Kommst du über Omsk? Wenn du deine Mutter sehen wolltest, würde die Gefahr bestehen, daß man dich erkennt. Du darfst sie nicht besuchen!«

Michael Strogoff zögerte einen Augenblick mit seiner Antwort. »Ich werde meine Mutter nicht sehen«, sagte er leise. »Schwöre mir, daß dich niemand dazu bringen wird, dir zu entlocken, wer du bist und wohin du gehst!« »Ich schwöre es.« »Michael Strogoff«, sagte der Zar feierlich, während er dem Kurier das Schreiben übergab, »hier vertraue ich dir den Brief an, von dem das Heil Sibiriens und vielleicht das Leben meines Bruders, des Großfürsten, abhängt.« »Dieser Brief wird in die Hände Seiner Hoheit des Großfürsten gelangen.« »Versuche auf jeden Fall, nach Irkutsk vorzudringen, aber achte dabei auf dein Leben.« »Ich werde lebend nach Irkutsk kommen«, antwortete der Kurier. »Geh mit Gott für Rußland, für meinen Bruder und für mich!«

Michael Strogoff grüßte militärisch und verließ das Arbeitszimmer des Zaren und kurz darauf das Neue Palais. Hinter den Türmen des Kreml stieg die Morgendämmerung herauf. »Ich glaube, Sie haben eine glückliche Hand gehabt, General Kisooff!« meinte der Zar. »Euer Majestät können versichert sein, daß Michael Strogoff alles tun wird, was ein Mann zu leisten vermag.«

Als zwischen den Bergen des Ural und der Ostküste Sibiriens noch keine Telegrafenerleitung bestand, mußte der ganze Depeschendienst auf dieser Strecke durch Kuriere versehen werden. Bei günstigsten Witterungsverhältnissen brauchte man mindestens achtzehn Tage von Moskau nach Irkutsk. Normalerweise mußte man für die 5 200 Werst aber auch dann vier bis fünf Wochen rechnen, wenn man als Abgesandter des Zaren alle Beförderungsmittel zur Verfügung gestellt bekam.

Michael Strogoff hätte die weite Strecke lieber im Winter zurückgelegt. Er hätte dann einen Schlitten benutzen können. Alle Schwierigkeiten mit schlechten Straßen, unpassierbaren Flüssen und sumpfigen Niederungen wären fortgefallen.

Seufzend fand sich Michael Strogoff damit ab, daß er den Zeitpunkt seiner Abfahrt nicht selbst zu bestimmen hatte. Es blieb ihm keine andere Wahl, als sich sofort auf den Weg zu machen. Noch war Sommer. Bis zu seinem Eintreffen in Irkutsk mochte es Herbst werden. Der Herbst war in Sibirien keine besonders erfreuliche Jahreszeit und hatte seine Tücken.

Schwerwiegender war der Umstand, daß Michael Strogoff sich nicht die Reiseerleichterungen eines Mannes verschaffen konnte, der mit einem Sonderausweis des Zaren und in der Uniform eines Kuriers unterwegs ist. Im Gegenteil, es mußte unter allen Umständen verhindert werden, daß man ihn als Kurier des Zaren erkannte. Als General Kissolf ihm einen größeren Geldbetrag aushändigte, gab er ihm keinen schriftlichen Befehl mit dem Siegel des Zaren und der Bezeichnung »Spezialdienst des Kaisers« mit. Auf diesen unfehlbaren »Sesam öffne dich« mußte Michael Strogoff verzichten. Der General hatte ihm lediglich einen »Podaroschna« ausgestellt.

Dieser Podaroschna lautete auf den Namen des Kaufmanns Nikolaus Korpanoff aus Irkutsk. Er berechnete den Inhaber, sich notfalls von einer oder mehreren Personen begleiten zu

lassen. Außerdem enthielt er einen Gültigkeitsvermerk auch für den Fall, daß das Gouvernement von Moskau die Ausreise aus dem europäischen Rußland verbieten sollte.

Michael Strogoff zog es deshalb vor, sich über den voraussichtlichen Ablauf seiner Reise keine Illusionen zu machen. Nicht wie ein Reisender von Rang und Namen würde er den Ural überqueren. Sonst hätte er nach dem Brauch jener Zeit mindestens von einer Eskorte von zweihundert berittenen Kosaken, zweihundert Mann Fußvolk, fünfundzwanzig Baschkiren zu Fuß, dreihundert Kamelen, vierhundert Pferden, fünfundzwanzig Wagen, zwei tragbaren Booten und zwei Kanonen begleitet werden müssen.

Er war für diese Reise kein Mann von Bedeutung, sondern nur der Kaufmann Nikolaus Korpanoff aus Irkutsk. Seine Beförderungsmittel waren deshalb bedeutend schlichter: Schiff, Eisenbahn, Wagen, Reitpferd - und wenn es nicht anders ging, mußte er versuchen, zu Fuß weiterzukommen.

Am Morgen des 16. Juli, wenige Stunden nach seiner Meldung beim Zaren, stand Michael Strogoff auf dem Moskauer Bahnhof und wartete auf den Zug, der ihn nach Nishni Nowgorod bringen sollte. Er hatte sich nun auch äußerlich in den Kaufmann Korpanoff verwandelt und trug einen unauffälligen Anzug mit einem an der Taille geschlossenen Überrock, weiten Hosen und Stiefeln, die an den Knöcheln anlagen. Dazu einen Muschik, jenen traditionellen Gürtel, dessen Bezeichnung sich zu einem Sammelbegriff für den russischen Kleinbauern entwickelt hatte.

Unter dem Gürtel stak ein Revolver. In der Tasche trug der Kurier einen langen Dolch; ein Mittelstück zwischen dem kurzen Messer und dem sibirischen Yatagan, mit dem die Jäger jenseits des Ural einen Bären so auszuweiden verstehen, daß das kostbare Fell nicht beschädigt wird.

Die Bahnstrecke ging nur bis Nishni Nowgorod. Es ließ sich jetzt noch nicht entscheiden, ob Michael Strogoff die nächste Teilstrecke auf dem Landweg zurücklegen oder mit einem Wolgadampfer weiterfahren würde.

Auf dem Moskauer Bahnhof drängten sich die Reisenden, die auf die Abfahrt oder Ankunft ihres Zuges warteten. Nicht weniger zahlreich waren die Neugierigen, für die der Bahnhof seines lebhaften Betriebes wegen einen Anziehungspunkt bildete, die nichts anderes wollten, als hier die letzten Neuigkeiten zu erfahren.

Michael Strogoff suchte sich ein Abteil aus, das noch nicht zu stark besetzt war, und machte es sich wie ein biederer Bürger in einer Ecke bequem. Obwohl er nicht müde war, schloß er die Augen zu einem kurzen Schläfchen, sperrte aber die Ohren dafür um so weiter auf. Der Tatareneinfall war kein Geheimnis geblieben. Die Leute im Eisenbahnabteil unterhielten sich über diese sensationelle Begebenheit, vergaßen aber dabei die nötige Vorsicht durchaus nicht. Man konnte nicht wissen, mit wem einen der Zufall hier zusammengewürfelt hatte. Die meisten Mitreisenden waren Kaufleute auf dem Weg zur berühmten Messe in Nishni Nowgorod. Neben Russen und Kosaken sah man auch Juden, Türken, Georgier und Kalmücken. Und wenn man sie nicht sah, so konnte man sie wenigstens hören, denn sie benutzten fast alle ihre Nationalsprache. »Hoffentlich entschließt sich die Regierung nicht zu Reisebeschränkungen!« meinte ein Perser und sprach damit allen Anwesenden aus der Seele, denn solche Maßnahmen würden den freien Handel stark beeinträchtigen.

Michael Strogoff horchte auf, ließ sich aber nichts anmerken. »Man spricht schon von einer Preissteigerung des Karawanentees!« fuhr der Redner seufzend fort. Er trug eine mit Astrachan besetzte Mütze und einen weitgefalteten abgetragenen Rock. »Beim Tee habe ich keine Angst«, erwiderte ein alter Jude mit verschmitzten Zügen. »Was davon

in Nishni Nowgorod angeboten wird, läßt sich ohne Mühe im westlichen Rußland absetzen. Schlimmer sieht es mit Buchara-Teppichen aus.« »Sie erwarten eine Sendung aus Buchara?« »Nein, aber aus Samarkand. Ich fürchte, ich werde lange warten können. Einfuhren aus einem Gebiet, das von Khiva bis zur chinesischen Grenze in Flammen steht, sind eine unsichere Sache.« »Das mag stimmen. Aber wenn die Teppiche nicht ankommen, wird die Tatarenarmee hoffentlich auch Verspätung haben.« »Und der Profit! Was wird aus meinem Profit?« jammerte der jüdische Händler.

In einer anderen Ecke des Abteils wurde das Für und Wider des bevorstehenden Krieges abgehandelt. »Man wird in Sibirien alle Pferde beschlagnahmen«, behauptete ein kleiner, rundlicher Reisender. »Dann können wir sehen, wie wir zu Fuß nach Hause kommen!« »Stimmt es, daß die Kirgisen sich mit den Tataren zusammengeschlossen haben?« erkundigte sich ein anderer Fahrtgenosse.

»Es wird behauptet!« sagte der Dicke bissig. »Aber wer weiß in diesem merkwürdigen Land schon etwas Bestimmtes!« »Die Kosaken haben sich zur Abwehr des Angriffs schon an der Wolga versammelt!« versicherte sein Gegenüber.

Die Gerüchte schwirrten wild durcheinander. »Die Tataren haben Sibirien vom westlichen Rußland abgeschnitten!« »Telegramme kommen auch nicht mehr durch. Gestern habe ich versucht, Krasnojarsk zu erreichen. Vergeblich!« »Und Spione sollen sich in Massen im Lande herumtreiben. Ein guter Freund hat mich gewarnt.« »Nach den Pferden wird man die Schiffe requirieren. Die Wagen natürlich auch. Wahrscheinlich wird die Eisenbahn bald nur noch den Truppen zur Verfügung stehen!«

Längst hatte es Michael Strogoff aufgegeben, dem von allen Seiten auf ihn eindringenden Geschwätz zuzuhören. - Hätte ich nur meine Uniform an, dachte er. Dann würden sie ihre losen Mäuler halten! Und mit Befriedigung vermerkte er, wie ein

älterer Mitreisender den Schlußstrich unter die fruchtlosen Debatten zog: »Es ist zwar zu befürchten, daß die Messe in Nishni Nowgorod nicht ganz so glänzend endet, wie sie begonnen hat. Aber was sind schon Geschäfte, wenn es um die Sicherheit und den Bestand des Russischen Reiches geht!«

In einem der ersten Wagen des Zuges hatte sich der Zeitungskorrespondent Alcide Jolivet niedergelassen. Er nahm sich vor, den Unterhaltungen aufmerksam zu folgen, um vielleicht diesen oder jenen Anhaltspunkt für seine künftigen Berichte zu gewinnen. Leider verliefen die Gespräche in recht alltäglichen Bahnen. Die neu aufgeschlagene Seite seines Notizbuches war immer noch blank wie eine verschneite Steppenlandschaft.

Jolivet beschloß, die Mitteilungsfreudigkeit seiner Abteilgefährten etwas aufzumuntern. Er wandte sich zunächst an seinen linken Nachbarn und fragte ihn, was er von der neuesten Entwicklung halte. Der Nachbar strich seinen Backenbart und meinte: »Ja, was soll man schon dazu sagen! Das ist eine schwierige Frage!« Dann wandte er sich seinem Reisegepäck zu und suchte nach etwas Eßbarem.

Achselzuckend drehte sich Jolivet auf die andere Seite und überschüttete nun seinen rechten Nebenmann mit einem wahren Trommelfeuer von Erkundigungen. »Haben Sie eine Ahnung, wo eigentlich Krasnopoljinsk liegt? Sind dort auch Truppen stationiert? Ist es richtig, daß die Einwohner von Bjelopawlowsk in erster Linie mit dem östlichen Sibirien Handel treiben? Was halten Sie von der durchschnittlichen Sterblichkeit der Bewohner von Omsk im vergangenen Jahr? Sind das nun beachtliche Zahlen oder nicht?« »Wenn das kein Spion ist ...«, flüsterte ein auf der gegenüberliegenden Bank sitzender Kaufmann seinem Nachbarn zu. Er sprach damit aus, was alle Mitreisenden dieses Abteils dachten. Ein Ausländer, der solche merkwürdigen Fragen stellte? Das mußte ein Spion sein, unter allen Umständen. Ob man auf der nächsten Station

die Polizei benachrichtigen sollte? Lieber nicht, sonst könnte man selbst auch Scherereien mit der Sache haben und vor allem Schwierigkeiten wegen der Fortsetzung der Fahrt.

Es gelang Alcide Jolivet beim besten Willen nicht, etwas Interessantes »für seine Kusine« zu erfahren. Die Reisenden seines Abteils hielten dicht und sprachen nur über ganz unverfängliche Dinge wie Kindererziehung, Ackerbau und Viehzucht, Wollpreise oder das Wetter in den letzten drei Wochen.

Jolivet zückte sein Notizbuch und schrieb auf die leere Seite: »Reisende im Zug Moskau-Nishni Nowgorod absolut verschwiegen. Äußern sich nicht zu politischen Tagesfragen. Scheint ein sehr stupides Volk zu sein, das nur an seine Geschäfte denkt.«

Dann schob er seine Gedächtnisstütze in die Tasche, überlegte eine Weile, ob er vielleicht etwas falsch gemacht haben könnte, und betrachtete aufmerksam die schon recht abgeschriebene Spitze seines Bleistiftes.

Einige Waggons von ihm entfernt hatte sich sein Kollege und Konkurrent Harry Blount häuslich niedergelassen. Um die Abfahrt des Zuges auf keinen Fall zu verpassen, hatte er sich schon frühzeitig auf den Weg zum Moskauer Bahnhof gemacht und war deshalb seinem französischen Mitreisenden nicht begegnet. »Hat es vermutlich doch mit der Angst bekommen, der Herr Kollege. Wird seiner Kusine nicht viel über die Tatarenkämpfe berichten können!« brummte er, während er sein Gepäck in der Nähe der Sitzbank verstaute. Harry Blount war vorsichtiger vorgegangen. Seiner Veranlagung entsprechend hatte er bisher den Mund überhaupt noch nicht aufgetan. Wahrscheinlich hielt man ihn für einen zwar merkwürdig gekleideten, aber sonst ganz annehmbaren Kaufmann auf dem Weg zur Nowgoroder Messe. Deshalb ließen seine Nachbarn nach den ersten dreißig Werst ihre Zurückhaltung fallen und sprachen ungeniert über das große

Ereignis, das die Gemüter erregte. Man schien unter sich zu sein, deshalb war übertriebene Vorsicht nicht am Platze.

Harry Blount trat für einen Augenblick hinaus auf den Gang, um sich die wichtigsten Stichworte zu notieren. Es war besser, wenn man das nicht im Abteil tat. Man konnte sonst auffallen - und das wollte der schweigsame Engländer unter allen Umständen vermeiden. »Tatareneinfall hat alle Kaufleute auf dem Weg nach Nishni Nowgorod ungewöhnlich stark berührt. Handel mit Zentralasien scheint ernsthaft bedroht zu sein. Reisende unterhalten sich über beunruhigende Vorfälle mit einer Offenheit, die zwischen Weichsel und Wolga erstaunlich zu nennen ist.«

Das hatte er in sein Notizbuch geschrieben, als ihm einfiel, daß er für den geplanten Bericht über seine Reise zum Kampfgebiet auch ein paar Eindrücke über die russische Landschaft brauche. Er sah zum Fenster hinaus. Gewaltige Berge versperrten die Aussicht. In seinen Aufzeichnungen fanden sich deshalb später die Worte: »Zwischen Moskau und Wladimir Bergland!«

Eine Feststellung, die für das links von den Eisenbahnschienen liegende Gebiet ohne Zweifel zutraf. Auf der rechten Seite allerdings dehnte sich eine tellerflache, endlose Ebene.

Ratternd polterte der Zug über die Schienenstöße. Auf jeder Station stiegen Inspektoren der zaristischen Polizei in die Abteile, um die Papiere aller Reisenden zu kontrollieren. Wer sich nicht genügend ausweisen konnte, mußte den Zug verlassen und wurde im nächsten Polizeibüro einem peinlichen Verhör unterzogen. Daß der Zug mittlerweile seine Fahrt fortsetzte, kümmerte die Polizei nur wenig. »So genau haben sie es auf dieser Strecke noch niemals genommen!« stellte ein älterer Reisender empört fest. Die Polizisten hatten sein Gepäck bis in den letzten Winkel durchsucht, ohne Anhaltspunkte für einen Verdacht zu finden. »Man sollte sich

das nicht gefallen lassen. Ich habe meine Beziehungen zum Kreml. Sobald ich wieder in Moskau bin, werde ich ...« »Das lassen Sie lieber bleiben!« riet ihm sein Nachbar. »Oder wissen Sie nicht selbst ganz genau, daß Sie damit überhaupt nichts erreichen würden? Mir scheint eher, die Inspektoren suchen nach einer ganz bestimmten Person. Wenn man nur wüßte, auf wen sie es abgesehen haben!«

Für Michael Strogoff bedeutete diese Frage kein Problem. Es konnte sich nur um die Fahndung nach Iwan Ogareff handeln, den der Zar bereits erwähnte und über dessen Pläne General Kissoff den Kurier noch kurz vor seiner Abreise informiert hatte.

Offensichtlich war es bisher noch nicht gelungen, dem Verschwörer auf die Spur zu kommen. Es war ausgeschlossen, daß Ogareff das europäische Rußland schon verlassen hatte. Daß er mit allen Mitteln versuchen würde, zu Feofar-Khan zurückzukehren, lag auf der Hand. Also mußte er die Grenze am Ural passieren. Ihn bei dieser Gelegenheit abzufangen, war das Ziel der russischen Polizei und der Auftrag des Polizeichefs an alle seine Dienststellen.

3. KAPITEL

SANGARRE, DIE ZIGEUNERIN

Auf der Station Wladimir hatte der Zug einige Minuten Aufenthalt, die der Reporter des »Daily Telegraph« für ausreichend hielt, um eine ausführliche Skizze der früheren Hauptstadt Rußlands zu entwerfen.

Michael Strogoff hatte auch auf diesem Bahnhof keine Schwierigkeiten, die Polizeikontrolle zu überstehen. Noch durfte er sich auf die Wirkung seiner Ausweispapiere verlassen.

Neue Passagiere stiegen ein. Rasch füllten sich die Abteile. Auch der Platz gegenüber von Michael Strogoff wurde besetzt. Ein junges Mädchen nahm ihn ein. Es stellte seine rotlederne Reisetasche neben sich und bereitete sich, ohne sich nach den Mitreisenden umzusehen, auf eine mehrstündige Fahrt vor.

Der Kurier erwachte aus seiner schläfrigen Benommenheit. Sein weibliches Gegenüber war eine genauere Betrachtung wert, daraus machte er kein Hehl. Höflich stand er auf und bot dem Mädchen, das sechzehn oder siebzehn Jahre alt sein mochte, seinen eigenen, günstigeren Platz an. Das Mädchen winkte dankend ab.

Eine herbe Schönheit, stellte Michael Strogoff auf den ersten Blick fest. Lange blonde Haare. Braune Augen. Eine gerade, aber nicht zu große Nase. Die Wangen sind etwas schmal geraten. Dafür ist der Mund sehr zart geschnitten.

Er malte sich aus, wie ein Lächeln von diesen Lippen aussehen würde. Aber das Mädchen dachte nicht daran, zu lächeln.

Sehr jung. Sieht aber energisch aus, vor allem die Kinnpartie. Dann ließ er seine Blicke über die Kleidung des Mädchens schweifen. Einfach und sauber, stellte er fest. Nicht aus reichem Hause. Aber der lange, ärmellose Pelz steht ihr gut zu Gesicht. Auch die dunkle Tunika mit unauffälliger Stickerei am unteren Saum. Lederne Halbstiefel hat sie an, mit dicken Sohlen. Danach müßte sie wohl eine weite Reise vorhaben.

Michael Strogoff zog die Bilanz seiner Beobachtungen. - Sie stammt offenbar aus den baltischen Provinzen, dachte er. Nach der Kleidung zu urteilen, aus Livland. Aber was hat sie mutterseelenallein im Zug nach Nishni Nowgorod zu suchen? Ohne Schutz und Begleitung? Vielleicht sollte man sich ein bißchen um sie kümmern.

Dem stand entgegen, daß die junge Reisende sich so zurückhaltend benahm, daß Michael keine Möglichkeit zur Einschaltung sah. Von sich aus wollte er kein Gespräch beginnen. Nur einmal griff er ein: als der Nachbar des Mädchens, ein fülliger Kaufmann, im Schlaf auf der Bank hin und her taumelte und dabei die junge Livländerin belästigte. Michael weckte ihn auf und machte ihm klar, daß er sich etwas menschlicher benehmen solle.

Der Kaufmann, so plötzlich aus dem Schlaf gerissen, knurrte etwas von Leuten, die sich nicht in Dinge einmischen sollten, die sie nichts angehen, empfing aber sofort einen so unmißverständlichen Blick von Michael, daß er sich brummend und schlaftrunken den Tatsachen fügte. Das Mädchen sah Michael dankbar, aber immer noch schweigend an.

Wenige Werst vor Nishni Nowgorod - die Reise hatte schon über zehn Stunden gedauert - wurden die Passagiere sehr heftig aus ihrer Gemütlichkeit aufgerüttelt. Ein plötzlicher Stoß erschütterte die Waggons, die auf den Gleisen zu stampfen und zu schwanken begannen. Dann bremste der Zug. Quietschend und schlingernd hielt er an. Von irgendwoher war das Klirren und Bersten von Stahl zu hören.

Die Wagentüren wurden aufgerissen, überstürzt sprangen die meisten Reisenden auf den Schotterbelag des Bahndammes. War der Zug entgleist? Oder handelte es sich um einen verbrecherischen Anschlag?

Rufe, lautes Schreien. In wenigen Sekunden waren die Abteile geräumt. Nur Michael Strogoff blieb ruhig auf seinem Platz und wartete die weitere Entwicklung ab. Auch sein Gegenüber, das junge Mädchen aus Livland, hatte keinen Versuch unternommen, sich der Panik anzuschließen. Vielleicht war ihr Gesicht etwas blasser als vorher. Aber über ihre Lippen kam kein Laut.

Die Gefahr war schnell vorüber. Ein Rad am Gepäckwagen war gebrochen und hatte den heftigen Stoß und das Anhalten des Zuges verursacht. Es hätte allerdings nicht viel gefehlt, und die ersten Waggons wären entgleist und über die steile Böschung abgestürzt.

Nach einer Stunde Aufenthalt war der Schaden beseitigt, der Zug konnte seine Fahrt fortsetzen. Gegen halb neun Uhr abends lief er im Bahnhof von Nishni Nowgorod ein.

Bevor noch jemand den Wagen verlassen konnte, erschienen wieder die Polizeibeamten und prüften die Ausweise. Michael Strogoff brauchte nur seinen Podaroschna vorzuzeigen. Auch die übrigen Mitreisenden schienen ausreichende Papiere zu besitzen, es kam jedenfalls nicht zu Beanstandungen.

Das junge Mädchen hatte keinen vorschriftsmäßigen Reisepaß, sondern eine vielfach gesiegelte Bescheinigung, die der Beamte besonders aufmerksam kontrollierte. Sorgfältig verglich er die Personalangaben und sagte: »Du kommst aus Riga und willst nach Irkutsk. Auf welchem Wege?« »Auf der Straße über Perm.« »Gut«, sagte der Inspektor, »dann mußt du aber deinen Schein vom Polizeiamt in Nishni Nowgorod abstempeln lassen, sonst gilt er nicht für Sibirien.«

Bejahend verneigte sich das Mädchen. Michael Strogoff horchte auf. Die junge Livländerin wollte in diesen unsicheren Zeiten den gefährlichen Weg bis nach Irkutsk zurücklegen, und noch dazu ganz allein? Er überlegte, ob er es mit seinem Auftrag vereinbaren könne, sich des Mädchens als Reisebegleiter anzunehmen. Aber bevor er überhaupt dazu kam, ein Wort zu sagen, war die Kontrolle beendet, die Abteiltüren wurden geöffnet, und die Reisenden stiegen aus. Gleich darauf war das Mädchen auch schon im Menschengewühl des Bahnsteigs untergetaucht.

Nishni Nowgorod ist in normalen Zeiten eine düstere, einsame Stadt, die etwa 35 000 Einwohner zählt. Nur einmal im Jahr strahlt sie den Glanz und das bewegte Leben einer großen Handelsmetropole aus: wenn die Kaufleute aus aller Welt sich für drei Wochen zur berühmten Nowgoroder Messe einfinden. Für kurze Zeit beherbergt die Stadt am Zusammenfluß der Wolga und der Oka dann über 300 000 Menschen.

Trotz der späten Stunde, zu der Michael Strogoff den Weg vom Bahnhof bis zur Stadt zurücklegte, herrschte in den Straßen reges Leben. Der Kurier hatte sich dazu entschlossen, den nächsten Teil seiner Fahrt nach Möglichkeit mit einem Wolgadampfer zurückzulegen. Er suchte deshalb das Büro der Schifffahrtsgesellschaft auf, deren Boote zwischen Nishni Nowgorod und Perm verkehrten.

Was er dort erfuhr, bedeutete eine Verzögerung der Weiterreise um siebzehn Stunden. Der Dampfer »Kaukasus« sollte erst am Mittag des nächsten Tages abgehen. Immerhin lohnte es sich, auf die Abfahrt des Schiffes zu warten, weil er auch mit einem Postwagen oder einem Tarantas sein Ziel nicht früher erreicht hätte. Die »Kaukasus« würde die verlorene Zeit schnell wieder einholen. In aller Ruhe schlenderte Michael Strogoff zur Stadt zurück und suchte nach einer Unterkunft für

die Nacht. Er war nicht müde, freute sich aber auf ein kräftiges Abendessen.

In der Gastwirtschaft »Stadt Konstantinopel« hatte man noch ein bescheidenes Zimmer für ihn frei. Es war dürrig eingerichtet. Ein Bild der Jungfrau Maria und verschiedene Heiligenbilder in Goldrahmen hingen an den Wänden. Michael war zufrieden, daß er in der überfüllten Stadt überhaupt noch ein Unterkommen gefunden hatte, und nahm es deshalb mit den mangelnden Bequemlichkeiten des Zimmers nicht so genau. Um so mehr Sorgfalt verwandte er auf die Abendmahlzeit. Sie bestand aus einem saftigen Entenbraten mit einer Füllung von säuerlichem Fleisch und dicker Rahmsoße. Als Nachspeise bekam er Gerstenbrot, das er in eine Schüssel mit saurer Milch brockte und mit Zimt und Zucker bestreute. Dazu trank er einen Krug Kwaß, einer Art von Bier, das damals in Rußland sehr beliebt war.

Später nahm er seinen Marsch durch die Stadt wieder auf. Er hatte die schwache Hoffnung, der jungen Livländerin zu begegnen. Es war ihm eingefallen, daß das Mädchen vielleicht keine Ahnung davon haben könnte, was ihr jenseits des Urals bevorstand. Er hielt es für ausgeschlossen, daß seine Reisegefährtin es jemals schaffen würde, die weite Strecke bis Irkutsk ohne männlichen Schutz zurückzulegen.

Michael Strogoff kannte die Stadt von früheren Besuchen her, und es hatte ihm Freude gemacht, wieder einmal durch bekannte Straßen und Stadtteile zu gehen. Mittlerweile war es Nacht geworden, der fast beängstigende Betrieb der Messebesucher hatte nachgelassen, und der Kurier fühlte eine leichte Müdigkeit.

Auf einer Bank neben einer Holzhütte, die zusammen mit vielen anderen auf einem großen Platz stand, ruhte er sich für ein paar Minuten aus. Seine Gedanken waren bei der jungen Livländerin, als sich eine Hand schwer auf seine Schulter legte. »Was hast du hier zu suchen?« fragte eine rauhe Stimme.

Michael Strogoff sah sich um und erblickte die Umrisse eines hochgewachsenen Mannes. »Ich ruhe aus«, antwortete er. »Du willst wohl die ganze Nacht auf der Bank sitzen bleiben, was?« erkundigte sich der Mann. »Wenn es mir paßt, dann werde ich es sicher tun!« fuhr Michael auf und bereute gleich darauf seinen heftigen Ton, den er sich als Kaufmann Korpanoff nicht leisten durfte. »Komm etwas näher, damit ich dich erkennen kann!« befahl der Mann. »Wie komme ich dazu! Das fällt mir gar nicht ein!« erwiderte der Kurier und trat einige Schritte zurück, so daß ihn die Dunkelheit verschlucken konnte.

Aus sicherer Entfernung setzte er seine Beobachtungen fort. Bei dem Mann mußte es sich wohl um einen Zigeuner handeln, einen »Tsiganen«, wie man sie auf allen Messen oder Märkten traf. Dort gab es immer die Möglichkeit, mit Bettelei oder dunklen Geschäften ein paar Kopecen zu verdienen.

Der Zigeuner schien zu einem geräumigen Wohnwagen zu gehören, der sich wenige Schritt weiter aus der Dunkelheit erhob. Michael beobachtete, wie der Mann ihm folgte, und machte sich darauf gefaßt, daß die Ausfragerei weiterging. Da öffnete sich die Tür des Wohnwagens, und eine weibliche Stimme rief dem Zigeuner in einer Mischung von sibirischem und mongolischem Dialekt zu: »Hast wohl schon wieder einen Spion entdeckt, was! Laß ihn laufen und komm endlich zum Essen!«

In derselben Sprache, aber mit abweichendem Akzent, antwortete der Tsigane: »Du hast recht, Sangarre. Außerdem soll mich der Mann schon deshalb nicht kümmern, weil wir morgen von hier verschwinden.« »Was, morgen schon?« entgegnete die Frau halblaut, ohne ihre Überraschung zu verbergen. »Jawohl, morgen schon, Sangarre«, sagte der Zigeuner. »Du wirst es erleben, ›Väterchen‹ selbst wird uns schicken, wohin wir wollen.«

Michael Strogoff hatte die Unterhaltung der beiden Zigeuner aufmerksam verfolgt. Es machte ihm keine Schwierigkeiten, das sibirisch-mongolische Sprachgemisch zu verstehen, das die Tsiganen vermutlich nur benutzt hatten, damit ihre Unterredung geheim blieb. Michael kannte fast alle Dialekte zwischen der Tatarei und dem Eismeer.

Die Tür des Wohnwagens hatte sich geschlossen. Michael zerbrach sich nicht lange den Kopf darüber, was es mit dem Gespräch der Zigeuner auf sich hatte. Er hatte andere Sorgen.

Für den Rückweg zu seiner Unterkunft wählte er die Straße entlang der Wolga. Die Nacht verhüllte das jenseitige Ufer des Stromes. So weit man sehen konnte, war die Wasseroberfläche mit Schleppfahrzeugen, Transportkähnen und Booten bedeckt.

Eine Stunde später lag Michael Strogoff in seinem Bett. Als er am Morgen des 17. Juli aus seinem tiefen Schlaf erwachte, war es schon heller Tag.

Noch fünf Stunden Wartezeit in Nishni Nowgorod! Sie kamen ihm so lang vor wie ein Jahrhundert. Schnell zog er sich an. Den Brief mit dem kaiserlichen Siegel verstaute er sorgfältig in einer Tasche, die man von außen nicht erkennen konnte. Dann packte er seinen Reisesack und warf ihn über die Schulter, bezahlte seine Rechnung und verließ das Gasthaus.

Zur Sicherheit ging er noch einmal zum Büro der Schifffahrtslinie. Er erfuhr dort, daß die »Kaukasus« zur vorgesehenen Stunde abfahren werde. Es kam ihm der Gedanke, daß die junge Livländerin das gleiche Schiff benutzen mußte, wenn sie schnell nach Perm gelangen wollte.

Michael Strogoff überschritt die von Kosakenposten bewachte Schiffsbrücke über die Wolga und befand sich bald wieder auf dem weiten Platz, auf dem er am Abend zuvor den Zigeunern begegnet war. Jetzt konnte er feststellen, daß es sich bei diesem Platz um das Messegelände handelte. In den kleinen

Holzbauten stellten die Kaufleute aus aller Welt ihre Waren aus und schlossen Geschäfte ab.

Am unteren Ende des Platzes erhob sich das Amtsgebäude des Generalgouverneurs. Es war nur während der Messezeit bewohnt. Der Zar hatte befohlen, daß sein Stellvertreter in Nishni Nowgorod den Ablauf der Messe aus nächster Nähe zu überwachen habe.

Der Kurier drängte sich durch das Menschengewühl in den breiten Straßen zwischen den Holzbuden. Der Betrieb hatte schon um vier Uhr früh begonnen. Nun steuerte er seinem Höhepunkt zu. Die Sonne stand hoch am Himmel, ihre Strahlen verwandelten den Boden des Platzes in flirrenden Staub. Ein unbeschreiblicher Geruch hing in der Luft.

Kaufleute aus aller Herren Ländern unterhielten sich, erörterten geschäftliche Probleme, stritten, feilschten, handelten. Der ganze Warenreichtum Asiens und die Kostbarkeiten des Orients waren auf dem Messeplatz angehäuft. Pelzwerk und Edelsteine, indische Kaschmir-Schals und türkische Teppiche, kaukasische Waffen und Gewebe aus Isfahan, Rüstungen aus Tiflis und Uhren aus der Schweiz, Lyoner Seide und englische Kattunstoffe - was Träger und Pferde, Kamelkarawanen und Eselkolonnen, Fuhrwerke und Schiffe in langwierigen und mühseligen Transporten zusammengetragen hatten, wartete hier auf Nachfrage und Kaufabschlüsse.

Mancher Kaufmann aus Innerasien hatte ein ganzes Jahr dazu gebraucht, um seine Waren über steile Gebirge und endlose Ebenen nach Nishni Nowgorod zu bringen. Ein weiteres Jahr würde vergehen, bevor er sein heimatliches Kontor wieder erreichen konnte.

Auf hundert Millionen Rubel, zur damaligen Zeit über dreihundert Millionen Goldmark, schätzte man den Umsatz an Waren während der drei Nowgoroder Messewochen.

Nicht nur dem Handel waren die Messetage gewidmet, in gleichem Umfang auch dem Frohsinn und Vergnügen. Auf den freien Plätzen zwischen den hölzernen Verkaufsbuden hatten sich Hunderte von Seiltänzern und Akrobaten, Musikanten und Zauberkünstler niedergelassen. Die Zigeuner verdienten ihre Kopeken mit der Wahrsagekunst, sangen oder tanzten. An anderer Stelle führte eine ausländische Schauspielertruppe Dramen von Shakespeare auf. In der Mitte des großen Hauptplatzes saß ein Chor von Wolgaschiffen auf dem Boden, von unzähligen Zuschauern umgeben, und sang, von einem Untersteuermann mit dem Taktstock geleitet, seine schwermütigen Weisen.

Ebenso wie Michael Strogoff hatten sich auch Alcide Jolivet und Harry Blount dazu entschlossen, mit der »Kaukasus« weiterzufahren. Die reichlich vorhandene freie Zeit nutzten sie aus, um für die Leser ihrer Zeitungen Eindrücke zu sammeln. Auf dem Messeplatz waren sie sich zum erstenmal seit ihrer Unterhaltung im Neuen Palais in Moskau wiederbegegnet. Die Begrüßung fiel höflich, aber reichlich frostig aus.

Alcide Jolivet hatte eine gute Unterkunft und eine reichgedeckte Tafel gefunden. Auch sonst war bei seinen Streifzügen durch die Stadt alles nach Wunsch verlaufen. Es fiel ihm deshalb nicht schwer, in seinem Notizbuch zu vermerken: »Nishni Nowgorod ist eine überaus gastfreundliche Stadt. Wer das heutige Rußland in seiner ganzen Vielfalt und Farbenfreudigkeit kennenlernen will, sollte zur Messezeit nach Nowgorod fahren. Die Einwohner sind freundlich und entgegenkommend, vor allem im Umgang mit Ausländern.«

Zur gleichen Zeit saß Harry Blount auf einer Bank im Messegelände. Auf der gleichen Bank hatte er übernachten müssen, weil es ihm trotz aller Anstrengungen nicht gelungen war, ein Nachtquartier zu finden. Das Abendessen war aus dem gleichen Grund ausgefallen. Seine Laune war alles andere als rosig. Deshalb beklagte er sich in seinem Tagebuch:

»Glühende Hitze, Staub und fürchterlicher Gestank in Nishni Nowgorod. Wie man es länger als drei Stunden in einer solchen Stadt aushaken kann, ist mir schleierhaft. Einwohner sind unfreundlich, besonders Ausländern gegenüber. Wurde von mehreren Gastwirten abgewiesen. Nach Nishni Nowgorod sollte nur fahren, wer sich gerne moralisch und körperlich mißhandeln läßt. Ein entsetzliches Nest mit geradezu asiatischen Zügen.«

Seit zwei Stunden marschierte Michael Strogoff durch die Straßen der Stadt. Die eine Hand hatte er in die Tasche gesteckt, in der anderen hielt er eine lange Pfeife mit einem Rohr aus Vogelkirschbaumholz. Beim Bummel über das Messegelände beobachtete er, daß sich vor allem unter den Kaufleuten aus den benachbarten asiatischen Ländern steigende Unruhe bemerkbar machte. Waren die Gerüchte über den Tatareneinfall schuld daran? Es war nicht zu übersehen, daß das Tempo der geschäftlichen Abschlüsse immer langsamer wurde.

Noch etwas anderes fiel Michael Strogoff auf. In normalen Zeiten war es üblich, daß der Messebetrieb auf Anordnung des Generalgouverneurs von Polizeitruppen überwacht wurde. Hunderte von Kosaken patrouillierten sonst von früh bis spät, die Lanze über der Schulter, auf den Hauptstraßen des Messegeländes, sobald der Hauptandrang eingesetzt hatte. Diesmal war kein einziger Kosak, kein Polizeibeamter zu sehen. Waren die Truppen in ihren Kasernen zurückgehalten worden, damit sie für den möglicherweise bevorstehenden Abmarsch bereitstanden?

Anders war es mit den Offizieren der in Nishni Nowgorod untergebrachten Regimenter. Schon am frühen Morgen waren sie, zum Teil in Begleitung von bewaffneten Kosaken, in der Stadt gesehen worden. Feldjäger und Adjutanten aus dem Palast des Gouverneurs ritten in scharfem Trab durch die Straßen. Stafetten waren auf der Strecke zum Ural unterwegs.

Die Vorsichtsmaßnahmen waren nicht unbegründet: Im vierzehnten Jahrhundert war Nishni Nowgorod zweimal von den Vorfahren jener Tataren erobert worden, die jetzt unter Feofar-Khans Fuchtel durch die Kirgisensteppen jagen.

Der Kurier sah gerade auf dem Hauptplatz den Vorführungen der Wolgaschiffer zu, als sich in Windeseile das Gerücht verbreitete, der Polizeipräfekt sei soeben durch Sonderstafette zum Generalgouverneur befohlen worden. Eine wichtige Nachricht aus Moskau sei die Veranlassung dazu.

»Man wird die Messe schließen!« rief ein sibirischer Kaufmann. »Das Regiment Nishni Nowgorod hat den Befehl zum Ausrücken bekommen!« behauptete sein Nebenmann. »Man sagt, die Tataren stehen schon vor Tomsk.« »Da kommt der Polizeipräfekt!«

Die allgemeine Unruhe steigerte sich, brach sich in einem wüsten Durcheinander Bahn. Der Lärm von Tausenden aufgeregter Stimmen lag über dem Messegelände.

Der Polizeipräfekt verließ, von mehreren Beamten begleitet, den Palast des Gouverneurs. Eine Abteilung Kosaken bahnte ihm rücksichtslos einen Weg durch das Gedränge.

Das Geschrei ebte ab, wurde immer leiser, wich einer beängstigenden Stille.

Die Kosaken hatten die Wolgaschiffer-Truppe von ihrem Stammplatz vertrieben. Kurz darauf erreichte der Polizeipräfekt die gleiche Stelle des Messegeländes. Er zog ein Papier aus der Tasche und las mit lauter Stimme vor, was darauf verzeichnet stand: »Verordnung des Gouverneurs von Nishni Nowgorod. Erstens. Ab sofort darf kein russischer Untertan mehr das Land verlassen. Gesuche um Ausnahmewilligungen sind zwecklos.

Zweitens. Alle Fremden asiatischer Herkunft haben sich innerhalb von vierundzwanzig Stunden aus russischem Gebiet zu entfernen. Zuwiderhandlungen werden streng bestraft.«

4. KAPITEL

BRUDER UND SCHWESTER

Die Verordnung des Gouverneurs war nicht mißzuverstehen. Wenn kein russischer Untertan die Grenze nach Sibirien überschreiten durfte, hatte auch Iwan Ogareff keine Möglichkeit mehr, zu Feofar-Khan und seiner Armee zurückzukehren. Sollte er trotz allem den Versuch unternehmen, konnte man ihn vielleicht an der stark bewachten Grenze abfangen.

Mit dem zweiten Punkt des Befehls, den der Polizeipräfekt verkündet hatte, schaffte man sich alle jene Händler aus Innerasien vom Halse, die in engeren Beziehungen zu den Tataren und Kirgisen stehen konnten. So viele Köpfe, so viele Spione - der Ausweisungsbefehl hatte also durchaus einen klar durchdachten Hintergrund.

Auf die Stadt wirkte die Verkündung der Anordnung wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Die im Messegelände leise brodelnde Empörung wurde allerdings von Kosaken und Polizisten sehr schnell im Keime erstickt.

Unmittelbar danach wurde schon am Abbruch der Messestände gearbeitet, begann die Verladung der Warenvorräte. Die Ausrufer verstummten, Tänze und Gesänge hörten auf. Beamte und Soldaten trieben die Zögernden mit der Knute an und begannen selbst mit dem Abreißen der Zelte, wenn die Insassen sich nicht sofort dazu bequemen.

Michael Strogoff brauchte nicht zu befürchten, daß seine Reise nun ein vorzeitiges Ende finden würde. Sein Podaroschna galt auch für den Fall, daß andere Reisende keine Genehmigung mehr zum Übertritt nach Sibirien bekommen konnten. General Kissoff hatte vorgesorgt.

Bis zur Abfahrt des Dampfers war noch Zeit. So bummelte er über den Messeplatz und beobachtete den unübersehbaren Wirrwarr. In wenigen Stunden mußte der ganze Messetrubel wie ein Spuk verschwunden sein. Als der Kurier an jene Stelle kam, wo er am Abend zuvor die seltsame Begegnung mit den Zigeunern gehabt hatte, fiel ihm etwas auf.

Wie hatte sich der Tsigane ausgedrückt? »Väterchen selbst wird uns schon morgen ziehen lassen, wohin wir wollen!« »Väterchen«, das konnte in der Zigeunersprache nur der Zar sein. Woher wußten die Zigeuner schon gestern abend, daß sie heute den Befehl bekommen würden, Rußland zu verlassen? Michael hielt sich nicht lange mit Überlegungen auf, die sich auf die Zigeuner bezogen. Dafür erinnerte er sich seiner jungen Reisegefährtin aus Livland. Wo sie wohl stecken mochte? Mit ihrer Weiterreise war es vorbei, wenn nicht ein Wunder geschah. Nach dem Befehl des Gouverneurs durfte sie das russische Gebiet nicht mehr verlassen. Alle Straßen nach Sibirien waren abgeriegelt. Ausgeschlossen, daß ein gewöhnlicher Sterblicher in absehbarer Zeit daran denken konnte, nach Irkutsk zu gelangen.

Der Kurier überlegte, ob er dem Mädchen helfen könnte. War es nicht unverfänglicher und leichter, sich um nichts zu kümmern und den Befehl des Zaren auszuführen?

Oder würde es gerade der Ausführung dieses Befehls nützlich sein, wenn er sich der Livländerin anschloß? Von einem Kurier des Zaren nahm man bestimmt nicht an, daß er in Begleitung eines jungen Mädchens reiste. Vielleicht würde man ihm den Kaufmann aus Irkutsk viel eher glauben, wenn er sich des Mädchens annahm.

Sie muß mich einfach begleiten! sagte sich Strogoff. Es fragt sich nur, wo ich sie finde!

Auf dem großen Messeplatz bestimmt nicht. Hier hatte sich ein Tumult entwickelt, der kaum noch zu überbieten war.

Angehörige der asiatischen Völker versuchten, bei den Polizeibeamten ihre Einsprüche gegen den Ausweisungsbefehl vorzubringen. Agenten schrien sich an. Russische Kaufleute versuchten, Transportmittel für ihre Waren zu bekommen. Kosaken verschafften ihren Befehlen mit der Nagaika Nachdruck. Michael Strogoff kehrte dem Messegelände den Rücken, überschritt an der Schiffsbrücke die Wolga und machte sich am anderen Ufer auf die Suche nach der jungen Livländerin aus Riga. Sorgsam durchforschte er Straße um Straße, sah in die Kirchen, versuchte sein Glück in vielen Herbergen und Gastwirtschaften.

Sie kann die Stadt noch nicht verlassen haben! redete er sich ein. Ich muß sie finden!

Zwei Stunden lang lief der Kurier durch Nishni Nowgorod. Vielleicht hatte das Mädchen noch gar nichts von der Verfügung des Gouverneurs gehört? Dann mußte er es auf jeden Fall kurz vor der Abfahrt des Dampfers an der Landungsbrücke treffen. Dort würden es die Kosaken am Besteigen des Schiffes hindern.

Michael beschloß, sich so rechtzeitig am Dampferplatz einzufinden, daß er das Mädchen dort sprechen konnte. Deshalb gab er seine Nachforschungen einstweilen auf.

Der Kurier wollte die bis zur Abfahrt verbleibende Zeit dazu benutzen, um seinen Podaroschna auf der Polizeipräfektur abstempeln zu lassen. Unter normalen Umständen hätte dazu keine Notwendigkeit bestanden. Als vorsichtiger Mann wollte er sich aber nun doch lieber davon überzeugen, daß seiner Ausreise nichts im Wege stand.

Das Büro des Polizeipräfekten lag auf der anderen Seite der Wolga. Michael mußte den ganzen Weg wieder zurückgehen, den er gekommen war. Der Hof und die Amtsräume des Präfekturgebäudes waren von Gauklern, Bänkelsängern und Zigeunern, von Persern, Türken und Chinesen vollgestopft.

Wenn man den Angehörigen der asiatischen Völker auch die sofortige Abreise befohlen hatte, so blieben ihnen die üblichen bürokratischen Formalitäten damit doch nicht erspart. Ohne schriftliche Genehmigung keine Ausreise! Man wollte damit verhindern, daß sich Untertanen des Zaren in Verkleidung von Kirgisen oder Chinesen auf den Weg nach Sibirien machten.

Michael mußte seine Ellbogen kräftig gebrauchen, als er den Hof überquerte, um den Eingang der Büros zu erreichen. Von dort bis zum Schalter quetschte sich ein buntes Völkergemisch in so dichtem Gedränge, daß auch die Körperkräfte des Kuriers versagten. Hier halfen nur ein paar Rubel, dem richtigen Mann im richtigen Augenblick in die Hand gedrückt.

Er wurde in einen Wartesaal geleitet. Der Inspektor meldete ihn bei seinem Vorgesetzten an. Es würde sich nur um eine Angelegenheit von ein paar Minuten handeln, bis der Kurier sich wieder auf den Weg zur Wolga machen konnte. Ungeduldig sah er sich in dem kahlen und dunklen Raum um. Ältere Männer, den Blick stumpfsinnig auf den Boden gesenkt, saßen neben vornehm gekleideten Kaufleuten aus Wladimir oder Moskau auf den Bänken. Unter ihnen ein Mädchen, das den Kopf in den Händen verbarg. An der Kleidung erkannte Michael, daß es sich um seine livländische Reisegefährtin handeln mußte. Vermutlich war sie mit ihren Reisepapieren auf die Präfektur gekommen, um sie bestätigen zu lassen. Der Polizeibeamte im Zug nach Nishni Nowgorod hatte sie auf diese Notwendigkeit ausdrücklich hingewiesen.

Michael Strogoff ging auf das Mädchen zu. Es sah ihn an und machte Anstalten, sich zu erheben. Wie eine Schiffbrüchige, die sich an jedes Stück Treibholz klammert, wollte sie ihn um Hilfe bitten. In diesem Augenblick trat der Polizeiinspektor auf Michael Strogoff zu und berührte ihn an der Schulter. »Der Polizeipräfekt erwartet Sie!«

Ohne ein Wort zu sprechen, ohne das Mädchen, nach dem er die ganze Stadt abgesucht hatte, auch nur mit einer Geste zu

ermutigen, folgte der Kurier dem Polizeibeamten. Die junge Livländerin sank wieder auf ihre Bank zurück. Sie gab alle Hoffnung auf, jemals eine Möglichkeit zur Weiterreise zu bekommen.

Nach drei Minuten kam Michael in Begleitung eines Beamten in den Saal zurück. Er hielt seinen Podaroschna in der Hand, der ihm den Weg nach Sibirien öffnete.

Der Kurier ging auf das Mädchen zu, streckte ihr die Hand entgegen und sagte: »Gib mir deine Hand, Schwester!«

Sie verstand ihn sofort und erhob sich, als ob eine plötzliche Eingebung sie dazu getrieben hätte. »Schwester, ich habe die Genehmigung bekommen. Wir können unsere Reise nach Irkutsk fortsetzen. Komm, wir müssen uns beeilen. Das Schiff wartet nicht.« »Das ist schön, Bruder. Ich freue mich.« Das Mädchen reichte Michael Strogoff die Hand und sah ihn lächelnd an.

Beide verließen sofort das Gebäude der Polizeipräfektur.

Kurz vor zwölf Uhr mittags rief die Schiffsglocke des Dampfers am Landungssteg eine große Menschenmenge zusammen. Weil sich nicht nur die mit gültigen Papieren ausgerüsteten Reisenden einfanden, sondern auch viele andere, die wohl mitfahren wollten, aber keine Erlaubnis dazu bekommen hatten, entwickelte sich am Dampfersteg ein fürchterliches Gedränge. Aus Rohren und Sicherheitsventilen zischte weißer Dampf. Über dem Schornstein der »Kaukasus« kräuselte nur zarter Rauch. Das Schiff war bereit zum Ablegen.

Die Kaianlagen waren von berittenen Kosaken besetzt, die der Polizei bei ihren Kontrollmaßnahmen helfen mußten. Die Passagiere waren an Bord, es war nicht zu Schwierigkeiten gekommen, wenn die Beamten auch gegen eine Reihe von Reisenden einschreiten mußten, die keine ausreichenden Papiere besaßen.

Michael Strogoff und seine Begleiterin waren mit Hilfe des Podaroschnas ohne Beanstandungen durch die Kontrollen gelangt. Als Bruder und Schwester reisten sie unter dem Schutz der kaiserlichen Polizei. Sie saßen schweigend auf dem Hinterdeck des Dampfers, dessen Schaufelräder das Wasser zu weißem Schaum peitschten, und ließen die Häuser von Nishni Nowgorod zu beiden Seiten des Stromes an sich vorüberziehen.

Das Mädchen sprach kein Wort, und Michael versuchte auch nicht, es dazu zu ermuntern. Wenn es ihm gefiel, würde es schon reden.

Die »Kaukasus« war besetzt bis auf den letzten Platz. Zahlreiche Händler aus den asiatischen Ländern hatten diese günstige Gelegenheit benutzt, um dem Befehl des Gouverneurs nachzukommen.

In der ersten Klasse des Schiffes, in der Michael Kabinen für sich und die Livländerin belegt hatte, traf man Armenier in langen Gewändern ebenso wie Juden in ihren hohen Mützen, Chinesen in ihrer Landestracht, Türken mit dem Turban, Inder und Tataren. Im Vorderdeck waren Muschiks aus den Wolgadistrikten untergebracht, Frauen in geblühten Baumwollkleidern und Kaufleute, die in ihre Heimat innerhalb der europäischen Bezirke Rußlands zurückkehren mußten.

Die »Kaukasus« glitt mit Volldampf den breiten Strom hinab. In der entgegengesetzten Richtung schwammen Transportkähne, die vom Ufer aus an langen Seilen geschleppt wurden, und riesige Holzflöße.

Von Nishni Nowgorod bis nach Kasan ging die Fahrt auf der Wolga flußabwärts. In Kasan mußte das Schiff in die Kamamündung einbiegen und diesen Strom bis nach Perm stromaufwärts befahren. Die ganze Strecke machte etwa 960 Werst aus. Im Durchschnitt gerechnet, konnte die »Kaukasus« allerdings in der Stunde nicht mehr als sechzehn Werst

zurücklegen. Man mußte sich auf eine Reise von sechzig Stunden gefaßt machen.

Zwei Stunden nach der Abfahrt wandte sich die Livländerin zum erstenmal an Michael Strogoff und fragte: »Du gehst nach Irkutsk, Bruder?« »Ja, Schwester«, antwortete der Kurier. »Wir haben beide den gleichen Weg.« »Morgen will ich dir erzählen, warum ich mich auf diesen weiten Weg von der Ostseeküste bis zum Baikalsee gemacht habe. Laß mir noch bis morgen Zeit!« »Ich verspreche dir, daß ich keine Fragen stellen werde.« »Du sollst alles wissen«, sagte das Mädchen, »aber heute kann ich es noch nicht. Die letzten Tage waren mit ihrer Aufregung und Anstrengung etwas zuviel für meine Kräfte.«

»Willst du dich nicht in deiner Kabine ausruhen?« »Ja, sehr gern. Und morgen ...« »Dann komm ...!«

Michael brach den Satz ab, als ob er ihn mit dem Namen seiner Begleiterin schließen wollte, den er noch nicht kannte. Das Mädchen verstand die Andeutung. »Nadja«, sagte es und gab ihm die Hand. »Komm, Nadja. Du kannst über deinen Bruder Nikolaus Korpanoff verfügen.«

Der Kurier begleitete das Mädchen in seine Kabine. Dann kehrte er wieder zum Hinterdeck zurück und versuchte, aus den Gesprächen seiner Mitreisenden Hinweise auf die Entwicklung der Kriegslage zu bekommen. Er vermied es ängstlich, sich selbst in Unterhaltungen einzulassen. Außerdem nahm er sich vor, sich im Notfall für den Kaufmann Nikolaus Korpanoff auszugeben, der nach Perm fahren wollte. Niemand sollte vermuten, daß ihn eine spezielle Mission dazu berechtigte, nach Sibirien weiterzureisen.

Allerdings stellte Michael Strogoff schon bald fest, daß die Passagiere ihre Zunge im Zaum hielten und nichts von dem erzählten, was ihn bewegte. Ihre Gespräche drehten sich nur um den Ausweisungsbefehl des Generalgouverneurs von Nishni Nowgorod und seine Folgen, und auch darüber sprach

man nur im Flüsterton. Michael versetzte sich in die Lage dieser Kaufleute. Sie hatten die Strapazen monatelanger Reisen auf sich genommen, um rechtzeitig zur Messe in Nishni Nowgorod einzutreffen. Kurz nach der Ankunft traf sie der Befehl des Gouverneurs, so daß sie ohne Erledigung ihrer Geschäfte, zum Teil auch unter erheblichen Geldverlusten, wieder umkehren mußten.

Während die meisten Reisenden sich nur sehr vorsichtig unterhielten und dabei Rücksicht auf die immerhin nicht unmögliche Anwesenheit von Geheimpolizisten nahmen, lieferten sich in der hinteren Ecke des Decks zwei Passagiere mit fremdländischem Akzent ein heftiges Wortgefecht, ohne sich um ihre Mitreisenden zu kümmern. »Daß wir uns beim Fest des Zaren im Neuen Palais trafen, war ja soweit ganz nett, und auch in Nishni Nowgorod hatte ich mich schon mit Ihrer Anwesenheit abgefunden, Herr Kollege. Aber daß Sie mir nun auch noch auf diesen wackligen Wolgadampfer folgen, das schlägt dem Faß den Boden aus!«

»Langsam, lieber Herr Jolivet, langsam. Sie schießen weit über Ihr Ziel hinaus. Bitte merken Sie sich: Ich folge Ihnen keineswegs - ich gehe Ihnen voraus!« »Wenn schon von Folgen keine Rede sein soll, was ich bezweifeln möchte, verehrter Mr. Blount, dann wollen wir doch auch nicht vom Vorausgehen sprechen. Wollen wir nicht lieber in der gleichen Front marschieren und uns zusichern, daß keiner dem andern zuvorkommt?« »So ein wahnwitziges Versprechen bekommen Sie von mir nie im Leben! Selbstverständlich werde ich Ihnen zuvorkommen!« »Das werden wir schon sehen, wenn wir erst auf dem Kriegsschauplatz sind. Aber bis dahin können wir doch, zum Teufel, wenigstens Reisegegnossen sein. Später haben wir noch Zeit genug, wieder Konkurrenten zu werden!« »Feinde!« warf Blount dazwischen. »Meinetwegen auch Feinde!« gab sich Jolivet zufrieden. »Ihre Ausdruckskraft ist bewundernswert, verehrter Kollege. Man weiß wenigstens, wie

man dran ist.« »Ich bin immer für Klarheit.« »Na schön. Dann erlauben Sie mir wenigstens, daß ich unsere gegenseitigen Absichten kläre. Sie wollen auch nach Perm?« »Genau!« »Und von dort aus werden Sie versuchen, den Ural auf der Straße von Perm nach Jekaterinburg zu überqueren, weil das der sicherste Weg ist?« »Genau!« »Nach Überschreitung der Grenze würden wir uns dann in Sibirien, also mitten im überfallenen Gebiet befinden.« »Genau!«

Jolivet warf seinem wortkargen Kollegen einen verzweifelten Blick zu. Dann sprach er weiter: »Und wenn wir erst mal soweit sind, ist es immer noch Zeit, zu sagen: ›Jeder für sich allein, und Gott mit ...‹« »Gott mit mir!« erklärte Harry Blount und sah seinen Konkurrenten schräg von der Seite an. »Gewiß! Natürlich! Genau! Gott mit Ihnen. Ganz allein mit Ihnen. Meinetwegen. Da wir aber noch acht Tage vor uns haben, bevor es soweit ist, lassen Sie uns wenigstens Freunde sein, bis wir zu Rivalen werden müssen.« »Zu Feinden!« behauptete Blount. »Schon gut!« meinte Jolivet versöhnlich. »Bis dahin können wir uns aber gegenseitig unterstützen. Abgemacht?« »Abgemacht!«

Jolivet streckte seinem Gegenüber die weit geöffnete Hand entgegen. Da Blount aber keine Anstalten machte, es ihm gleichzutun, blieb dem Franzosen nichts anderes übrig, als zwei Finger des Engländers zu ergreifen und zur Bestätigung des Abkommens kräftig zu schütteln. Harry Blount machte dabei ein Gesicht wie ein gelangweilter Schellfisch. »Übrigens ist es mir gelungen, den Inhalt der Verordnung des Gouverneurs um 10 Uhr 17 Minuten an meine Kusine zu telegrafieren!« teilte Jolivet dem Kollegen voller Stolz mit. »An den ›Daily Telegraph‹ ging die gleiche Meldung schon um 10 Uhr 13 Minuten ab, Monsieur Jolivet!« stellte der Engländer fest. »Bravo, bravo, Herr Blount!« erwiderte der Franzose und deutete eine Verbeugung an. »Im übrigen bin ich dafür, daß wir uns jetzt erst einmal stärken.«

Furchtbar neugierige und unausstehlich schwatzhafte Kerle, diese beiden, fand Michael Strogoff. Man mußte sie sich drei Schritt vom Leibe halten.

Jolivet und Blount ließen sich an der Mittagstafel nieder. Als Tischgetränk probierten sie einen Champagner, der als echter Veuve Cliquot zu sechs Rubel die Flasche angeboten wurde. Die beiden Nachrichtenjäger waren sich schnell darüber einig, daß der Sekt seine edle Herkunft vom frischen Birkensaft des Wolgadistriktes nicht verleugnen konnte. Das Etikett sah dagegen einigmaßen echt aus.

Nadja kam nicht zum Essen. Sie schlief in ihrer Kabine und ließ sich auch den ganzen übrigen Tag nicht mehr sehen.

Mit Einbruch der Dämmerung ließ die glühende Hitze des Julitags allmählich nach. Ein frischer Luftzug, durch den Fahrtwind noch verstärkt, strich über die Decks. Die meisten Passagiere wurden erst jetzt lebendig. Sie dachten gar nicht daran, schlafen zu gehen, zumal in den engen Kabinen noch immer stickiger Dunst herrschte. Sie spazierten auf den Decks herum oder legten sich auf die Bänke, um die kühle Luft in vollen Zügen einzuatmen.

Es war Neumond, und doch blieb es die ganze Nacht über so hell, daß der Steuermann sein Schiff schnell und sicher zwischen den vielen Schleppkähnen und Booten hindurchlavieren konnte, ohne daß ein Zusammenstoß zu befürchten war.

Michael Strogoff verspürte keine Neigung dazu, sich schlafen zu legen. Eine merkwürdige Unruhe hielt ihn wach. Mitternacht war schon vorbei. Die meisten Passagiere waren mittlerweile doch in ihren Kabinen verschwunden. Schweigend glitt das Schiff auf der Mitte des breiten Stromes vorwärts. Die Stille wurde nur vom regelmäßigen Klatschen und Plätschern der Schaufelräder unterbrochen.

Auf seiner Wanderung durch das Schiff kam der Kurier am Maschinenraum vorbei und fand sich in den Decks der zweiten und dritten Schiffsklasse wieder. Schlafende bedeckten nicht nur die Bänke, sondern auch die Ballen und Gepäckstücke in der Mitte des Raumes und sogar den Bretterboden des Verdecks. Leise unterhielten sich die Matrosen der Wache auf dem Vorderdeck. Die rote Lampe an der Backbordseite des Schiffes warf schiefe Strahlen auf die Schiffswand.

Vorsichtig stieg Michael Strogoff über die schlafenden Muschiks. Ein versehentlich ausgeteilter Fußtritt hätte ihm schlecht bekommen können. Er kletterte ein paar Stufen hinab in den nächsten Raum. Nicht weit von ihm waren Stimmen zu hören. Sie kamen aus einer Gruppe von Passagieren, die in Decken und Schals verhüllt am Boden hockten. Mehr war nicht zu erkennen. Nur manchmal zeichneten sich die Umrisse deutlicher ab, wenn der Schornstein des Dampfers zwischen den schwarzen Rauchwolken rötliche Flammen ausspie. Dann sah es so aus, als wirbelten Funken mitten durch die Gruppe der Reisenden oder als flimmerten Tausende von Metallflitterchen im Ungewissen Licht.

Michael wollte schon weitergehen, als sich einige Worte deutlicher aus dem Gemurmels abhoben. Sie wurden in jener Mundart gesprochen, die er in der vergangenen Nacht bei der Unterhaltung der beiden Zigeuner auf dem Messeplatz in Nishni Nowgorod gehört hatte.

Nun wurde er aufmerksam, unterbrach seinen Gang und schob sich in den Schatten eines Pfeilers. Von hier aus konnte er die Sprechenden zwar nur hören und nicht beobachten, er konnte aber auch selbst nicht gesehen werden.

Die ersten Worte konnte er nicht deutlich verstehen. Immerhin stellte er sofort fest, daß es sich bei den beiden Sprechern um die gleichen Personen handelte, die ihm auf dem Messegelände begegnet waren: um den hochgewachsenen Tsiganen und um das Zigeunerweib, das auf den Namen

Sangarre hörte. Was hatten sie an Bord der »Kaukasus« zu suchen? Vermutlich hatten sie die Gelegenheit benutzt, um dem Ausweisungsbefehl nachzukommen. Die Dampferfahrt war von allen Reisemöglichkeiten immer noch die schnellste und bequemste.

Michael beugte sich etwas weiter vor. Die beiden Tsiganen sprachen jetzt in tatarischer Sprache: »Man sagt, es sei ein Kurier des Zaren von Moskau nach Irkutsk unterwegs!« sagte die weibliche Stimme. »Das sagt man, Sangarre. Aber ich sage dir etwas anderes: Dieser Bote wird entweder zu spät oder auch gar nicht ankommen.«

Strogoff zuckte zurück. Nach einer Weile wagte er sich wieder vor und versuchte, die beiden Sprecher genauer zu erkennen. Die Mühe war vergebens.

Bald danach schlich er sich wieder zum Hinterdeck und setzte sich, den Kopf in die Hände gestützt, auf eine Bank.

Es sah so aus, als ob er endlich schlief. Michael Strogoff war jedoch weit entfernt davon, Müdigkeit zu verspüren. Er machte sich Gedanken darüber, was er nun unternehmen sollte. Er zermarterte sich den Kopf:

Wer in aller Welt weiß von meiner Abreise? Wer hat ein Interesse daran, etwas davon zu wissen? Und wer kann Wert darauf legen, meine Ankunft zu verhindern?

5. KAPITEL

VOR DEN TOREN SIBIRIENS

Am Morgen des 18. Juli kam die »Kaukasus« um 6 Uhr 40 Minuten im Flußhafen von Kasan, sieben Werst von der eigentlichen Stadt entfernt, an.

Kasan liegt am Zusammenfluß der Wolga und der Kazanka. Es hat eine Universität und ist Sitz eines griechisch-orthodoxen Erzbischofs. Die Bevölkerung ist ein buntes Völkergemisch aus Tscheremissen und Mordwinen, Tschuwaken und Wolsaken, Wipulitschen und Tataren.

Trotz der großen Entfernung zwischen Stadt und Landungsplatz drängte sich am Kai eine gewaltige Menschenmenge, als der Dampfer anlegte. Der Gouverneur von Kasan hatte die gleiche Verordnung erlassen wie sein Kollege in Nishni Nowgorod. Zahlreiche Passagiere hofften darauf, mit der »Kaukasus« weiterfahren zu können. Polizeibeamte und Kosaken hielten Ordnung und schafften Platz für die ein- und aussteigenden Reisenden.

Gelangweilt sah Michael Strogoff dem Treiben zu. Der Dampfer sollte hier neuen Brennstoff aufnehmen und hatte eine Stunde Aufenthalt. Michael dachte nicht daran, die Zwangspause zu einem Landausflug zu benutzen, weil er Nadja nicht auf dem Schiff allein lassen wollte.

Dafür waren aber die beiden Journalisten schon mit den ersten Passagieren an Land gegangen, um auch aus Kasan wenigstens ein paar flüchtige Eindrücke für ihre Leser zu sammeln. Alcide Jolivet verließ sich dabei auf sein erprobtes Gedächtnis, während Harry Blount jede Einzelheit sorgfältig in seinem Tagebuch notierte.

Wieder triumphierten die Gerüchte. Der Tataren-Einfall mußte schon einen gefährlichen Umfang angenommen haben. Die meisten Verbindungen zwischen dem Reich und Sibirien waren abgerissen. Das erfuhr Michael Strogoff, ohne das Schiff zu verlassen, von neun verschiedenen Reisenden. Diese Nachrichten machten ihn unruhig, stärkten aber zugleich auch sein Verlangen, die Uralkette so schnell wie möglich zu überschreiten, damit er sich selbst sein Urteil bilden und Maßnahmen zur Beseitigung von Hindernissen treffen konnte. Er war fest entschlossen, einen Einwohner von Kasan nach weiteren Einzelheiten zu fragen, als seine Aufmerksamkeit von einem anderen Ereignis abgelenkt wurde.

Unter den Reisenden, die die »Kaukasus« verließen, erkannte Michael Strogoff die Tsiganen, die er gestern noch auf der Messe in Nowgorod getroffen hatte. In der Nähe des Landungssteiges standen der hochgewachsene Zigeuner und die Frau, die Sangarre hieß und Michael einen Spion genannt hatte. Zusammen mit diesem merkwürdigen Paar schifften sich etwa zwanzig Tänzerinnen und Sängerinnen aus, deren traurige Lumpen von ihren flitterbesetzten Umhängen nur notdürftig verhüllt wurden. Die Mädchen mochten zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren alt sein.

Die glitzernden Stoffe erinnerten Michael Strogoff an sein Erlebnis in der vergangenen Nacht. Der gleiche Zigeunerputz war es, der im Dunkeln aufblitzte und flimmerte, wenn aus dem Schornstein des Dampfers die Flammen loderten.

Warum war er den Zigeunern nicht schon während der Fahrt begegnet? Offenbar waren sie ängstlich bemüht, sich während des Tages im Vorderdeck zu verkriechen! Das war sonst eigentlich nicht die Art der Zigeuner, die jede Gelegenheit benutzten, um sich und ihre Künste zur Schau zu stellen.

Michael Strogoff trat näher an den Landungssteg heran. Dort wartete der alte, hochgewachsene Tsigane darauf, daß seine Schützlinge sich um ihn versammelten. Er machte einen

demütigen Eindruck, der mit der angeborenen Unverschämtheit seiner Stammesgenossen nicht übereinstimmte. Sein schäbiger, von der Sonne verbrannter Hut saß tief in dem runzeligen Gesicht. Über seinem breiten Rücken bauschte sich trotz der Sonnenglut ein weiter Kittel. Man konnte seine Figur nicht genau erkennen.

Neben ihm stand die Tsiganin Sangarre, eine Frau von etwa dreißig Jahren mit brauner Gesichtshaut, blitzenden Augen und üppigem schwarzem Haar. Sie hatte ebenmäßige Gesichtszüge und hielt sich aufrecht und stolz. Auch einige der jungen Tänzerinnen waren von auffallender Schönheit.

Michael kam es so vor, als ob Sangarre ihn besonders aufmerksam betrachte. »Reine Zigeunerfrechheit!« murmelte der Kurier und wandte den Blick ab. Ob sie mich wiedererkannt hat als ihren »Spion« in Nishni Nowgorod? Diese verdammten Zigeuner haben ja Katzenaugen und sehen im Dunkeln. Er war beinahe dazu entschlossen, dem Tsiganentrupp zu folgen. Dann bezwang er sich.

Hilft ja doch nichts, dachte er. Wenn ich den alten Wahrsager und seine Bande festnehmen lasse, muß ich der Polizei gegenüber offenbaren, wer ich wirklich bin. Gerade das ist aber verboten.

Sangarre und der alte Tsigane waren inzwischen in der Menge verschwunden.

Was kann mir schon passieren, spann Michael seinen Faden weiter. Schlimmstenfalls haben die Tsiganen vor, den Ural auf dem Weg von Kasan über Ischim zu durchqueren. Dabei werden sie Schwierigkeiten haben, sich einen Wagen zu besorgen. Wenn ich mich in Perm sofort auf den Weg mache, bin ich immer noch früher in Ischim als die Zigeuner.

Die große Hauptstraße über den Ural führte von Perm bis nach Tjumen. Sie war mit vielen gutausgestatteten Poststationen ausgerüstet und ging weiter über Ischim bis nach

Irkutsk. Diese Straße hatte Michael Strogoff in seine Planung einbezogen. Die zweite Straße vermied den Umweg über Perm, dafür war sie in schlechtem Zustand, wurde nur wenig befahren und besaß nur vereinzelte kleine Posthäuser.

Die Schiffsglocke läutete auf dem Vorderdeck der »Kaukasus« und rief die Reisenden zur Weiterfahrt. Es war fast acht Uhr. Die Übernahme des Brennmaterials war beendet.

Michael Strogoff fiel es auf, daß von den beiden Zeitungsleuten nur Harry Blount wieder an Bord zurückgekehrt war.

Im gleichen Augenblick, als die Matrosen die Tauen zu lösen begannen, tauchte Alcide Jolivet in vollem Lauf am Ende des Kais auf. Der Landungssteg war schon eingezogen. Der Dampfer drehte sich langsam wieder in den Strom, da setzte der französische Journalist mit gewaltigem Sprung über die ständig größer werdende Lücke, landete an Deck und rutschte auf den Planken bis vor die Füße seines Kollegen. »Ich hatte mich schon damit abgefunden, die Fahrt ohne Sie fortsetzen zu müssen«, sagte Blount mit säuerlicher Miene. »Ach wo!« widersprach Jolivet. »Ich hätte Sie schon wieder eingeholt. Notfalls mit einem Extraschiff oder mit der Sonderpost, pro Pferd und Werst zwanzig Kopeken. Meine verehrte Kusine ist an hohe Spesenrechnungen gewöhnt. Die Rennerei hat sich aber gelohnt. Was meinen Sie, was für eine tüchtige Strecke das vom Landungsplatz bis zum Telegrafembüro ist!« »So, Sie waren beim Telegrafembüro. Besteht denn noch Verbindung nach Kolywan?« »Keine Ahnung. Ich kann Ihnen aber bestätigen, daß der Telegraf von Kasan nach Paris zum Beispiel ausgezeichnet funktioniert!« »Sie haben telegraphiert? Was haben Sie denn durchgegeben?« erkundigte sich der Engländer.

»Jetzt kann ich es Ihnen ja sagen. Ich habe gemeldet, daß die Tataren mit Feofar-Khan an der Spitze schon bis über Semipalatinsk vorgedrungen sind und in hellen Haufen zu

beiden Ufern des Irtysch schwärmen. Sie können das nach Belieben verwenden!«

Nach Belieben verwenden! Harry Blount war erschüttert. Wie sollte er dieses grobe Versäumnis nachholen? Eine so wichtige Neuigkeit, und der »Daily Telegraph« hatte keine Ahnung davon, weil sein Korrespondent geschlafen hatte.

Bekümmert wanderte Blount, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, zum Hinterdeck und setzte sich auf die Bank, ohne ein Wort zu sprechen.

Am Vormittag gegen zehn Uhr verließ Nadja endlich ihre Kabine und stieg hinauf zum Oberdeck. Michael Strogoff ging ihr entgegen und begrüßte sie mit einem Händedruck. »Hier mußt du dich genau umsehen, Schwester!« meinte er.

Es lohnte sich wirklich: Die »Kaukasus« war am Zusammenfluß der Wolga und Kama angekommen. Nach einer Talfahrt von über 500 Werst begann jetzt die Bergfahrt auf der Kama. Bis nach Perm waren es noch 460 Werst.

Die Kamamündung wurde von bewaldeten Ufern eingerahmt. Weiße Segel blinkten auf dem sauberen Wasser des Flusses. Der Horizont verband sich in der blendenden Mittagssonne mit den Tiefen des Himmels.

Auf Nadja machte die Schönheit dieser friedlichen Landschaft keinen besonderen Eindruck. Die Kama war ihr nur wichtig zum schnelleren Vorwärtskommen. »Wie weit sind wir jetzt von Moskau weg?« wollte Nadja wissen. »Neunhundert Werst.« »Neunhundert von siebentausend!« seufzte das Mädchen. »Was ist das schon!«

Die Glocke kündigte den Beginn der Frühstückszeit an. Nadja aß nur wenig, als ob sie mit ihren Geldmitteln sehr sparsam umgehen müßte. Die Vorspeisen der auf einem Seitentisch aufgebauten »Sakuska« beachtete sie überhaupt nicht. Michael Strogoff entschied sich mit Rücksicht auf das Mädchen für die gleichen Speisen, die sich Nadja ausgesucht

hatte: Er bestellte etwas »Kulbat«, eine Art Pastete aus Reis, Eidotter und geklopftem Fleisch, aß Rotkohl mit Kaviar und trank eine Tasse Tee dazu.

Kurze Zeit später saßen die beiden »Geschwister« wieder auf dem Hinterdeck. Sie hatten sich eine ruhige Ecke ausgesucht, und Nadja begann ohne lange Einleitungen, ihrem Beschützer etwas über ihr Schicksal zu erzählen. Sie sprach leise, als ob sie ihr Geheimnis nur dem Kaufmann Nikolaus Korpanoff und weiter niemandem mitteilen wollte. »Ich bin die Tochter eines Verbannten, Bruder, und heiße Nadja Fedor. Vor kaum einem Monat starb meine Mutter in Riga. Deshalb bin ich jetzt auf dem Wege nach Irkutsk, zu meinem Vater. Ich werde zukünftig sein Schicksal teilen.« »Ich will auch nach Irkutsk und hoffe, daß ich dich bei deinem Vater frisch und gesund abliefern kann. Übrigens habe ich einen besonderen Podaroschna, so daß unserer Weiterreise nichts im Wege steht«, erläuterte Michael Strogoff. »Ich hatte einen Paß, der bis nach Irkutsk gelten sollte. Der Erlaß des Generalgouverneurs von Nisni Nowgorod hat ihn ungültig gemacht. Als ich in Riga abreiste, war von dem Tatareneinfall noch nichts bekannt. Ich hörte erst in Moskau davon, und da wollte ich meine Reise nicht mehr abbrechen.«

Nadja erzählte weiter von ihrem Vater. Er galt früher in Riga als geschätzter und erfolgreicher Arzt. Wegen seiner Mitgliedschaft in einer ausländischen geheimen Gesellschaft wurde er nach Irkutsk verbannt. Die Polizisten, die ihm diesen Befehl überbrachten, nahmen ihn gleich mit und schafften ihn unter Bewachung über die Grenze. Man ließ ihm kaum Zeit, von seiner kranken Frau und der jungen Tochter Abschied zu nehmen.

Seit zwei Jahren wohnte Wassili Fedor nun schon in der Hauptstadt Ostsibiriens. Er hatte bald die Genehmigung bekommen, seine Praxis weiterzuführen, zog aber keinen finanziellen Vorteil daraus. Von der Möglichkeit, seine Familie

nach Irkutsk zu holen, konnte er keinen Gebrauch machen. Seine Frau hätte die weite Reise nicht lebend überstanden.

Nach dem Tod der Mutter hatte sich Nadja um die Genehmigung zur Ausreise bemüht. Ihr Vater wußte, daß sie sich auf den Weg nach Sibirien gemacht hatte. Nur mit Mühe hatte sie die nötigsten Mittel zur Bezahlung der Fahrt aufgebracht. Aber sie zweifelte nicht daran, daß es ihr trotz aller Hindernisse gelingen werde, ihr Ziel bald zu erreichen.

Die »Kaukasus« arbeitete sich stampfend und dröhnend gegen den Strom vorwärts. In blitzenden Schwärmen sprangen die Funken aus dem Schornstein des Dampfers, dessen Kessel mit Fichtenholz befeuert wurde. In das gedämpfte Murmeln der Kama-Wellen am Vordersteven des Schiffes mischte sich nach Einbruch der Nacht das Geheul der Wölfe, die sich am rechten Ufer des Flusses herumtrieben.

Am 19. Juli legte die »Kaukasus« am Landungsplatz in Perm, der Endstation der Schiffsreise, an. Perm ist die Hauptstadt des größten russischen Gouvernements, das sich über den Ural hinweg bis nach Sibirien ausdehnt.

Unter normalen Verhältnissen hätte Michael Strogoff seine Reise mit einem der regelmäßig verkehrenden Postwagen fortsetzen können. Davon war aber jetzt keine Rede mehr. Der Postverkehr war schon vor Tagen eingestellt worden, weil die Lage jenseits des Uralgebirges nicht mehr genau zu übersehen war.

Der Kurier hatte überdies mit den öffentlichen Beförderungsmitteln schon schlechte Erfahrungen gemacht. Sein Reiseplan sah deshalb den Kauf eines eigenen Wagens vor. Die Pferde konnte man auf jeder Poststation wechseln. Michael kannte auch das richtige Mittel, um den Eifer der Postkutscher anzuspornen: reichlich verteilte »na vodku«, Trinkgelder, waren durch nichts anderes zu ersetzen.

Als Folge des Ausweisungsbefehls gegen die Fremden asiatischer Herkunft hatten schon viele Reisende Perm in Richtung Sibirien verlassen. Die Auswahl an Beförderungsmitteln war deshalb nicht besonders groß. Michael Strogoff mußte sich mit dem begnügen, was seine Vorgänger verschmäht hatten.

Es gab zwei Möglichkeiten. Der Kurier konnte sich entweder einen Teleg oder einen Tarantas kaufen. Der Teleg ist ein offenes Wägelchen mit vier Rädern, von vorne bis hinten aus Holz gebaut. Die einzelnen Teile werden dabei durch Stricke zusammengehalten. Bei dieser primitiven Bauweise kann es vorkommen, daß die Stricke unterwegs reißen und das Fahrzeug in seine Einzelteile zerfällt. Man kann also in die Gefahr kommen, daß das Hinterteil des Wagens irgendwo liegenbleibt und man nur mit Pferden und Vorderteil auf der nächsten Station ankommt. Dafür läßt sich aber ein Teleg unterwegs im Notfall mit Hilfe von etwas Phantasie und Holz leicht wieder in Ordnung bringen.

Michael Strogoff hatte es auf einen Tarantas abgesehen. Auch dieses Fahrzeug verkörpert nicht unbedingt die hohe Schule der Wagenbaukunst. Wie der Teleg ist er ungefedert. Weil Eisen in jenen Breiten teuer und selten war zu jener Zeit, sparte man auch beim Bau der Tarantas nicht mit Holz, denn das gab es in ausreichenden Mengen. Der breite Radstand sicherte dem Fahrzeug auf holprigen Wegen eine recht gute Straßenlage. Außerdem gab es beim Tarantas einen Schirm, der vor dem aufspritzenden Straßenschmutz schützte, und eine Lederdecke, die Sonne und Wind abhielt.

Michael Strogoff suchte die ganze Stadt ab, bevor es ihm gelang, einen Tarantas ausfindig zu machen. Er hätte jede Wette abgeschlossen, daß es bestimmt kein zweites Fahrzeug der gleichen Sorte mehr in Perm gab. Trotzdem feilschte er eine halbe Stunde mit dem Verkäufer, um sein Gesicht zu wahren. Man hätte es dem Kaufmann Nikolaus Korpanoff

sonst übel vermerkt und ihn für einen Spion oder Schlimmeres gehalten.

Nadja nahm an der Fahrzeugsuche teil. Als der Kauf abgeschlossen war, sagte Michael Strogoff bedauernd: »Ich hätte dir gerne eine bequemere Fahrgelegenheit besorgt. Aber du siehst selbst, daß es nicht möglich ist.« »Mir ist keine Anstrengung zuviel«, sagte Nadja. »Wenn unterwegs auch nur eine einzige Klage über meine Lippen kommen sollte, darfst du mich am Wegrad absetzen und allein weiterfahren.«

Auf der Poststation in Perm zeigte Michael seinen Podaroschna vor. Eine halbe Stunde später standen drei Postpferde vor dem Tarantas angeschirrt. Es waren kleine, aber feurige Tiere der sibirischen Rasse, die eine entfernte Ähnlichkeit mit Bären hatten.

Der Postillion, den man hier Jemschik nannte, hatte das größere Pferd zwischen der Gabeldeichsel angespannt, die am vorderen Ende einen mit Schellen und Glöckchen behangenen Bogen trug. Die beiden anderen Pferde waren einfach mit Seilen an das Fußgestell des Tarantas gekoppelt. Eine einfache Hanfschnur diente als Zügel. Von Zaumzeug und Gebißstange war keine Rede.

Weder der Kurier noch das Mädchen hatten sich mit umfangreichem Gepäck belastet. Das war gut so, denn der Tarantas bot entweder Raum für die Reisenden oder für großes Gepäck. Es gab nur zwei Plätze und eine winzige Sitzgelegenheit für den Jemschik, der auf diesem Thron mehr schwebte als saß.

Der Jemschik wechselte übrigens bei jeder Poststation. Der Rosselenker für die erste Teilstrecke war ein geborener Sibirier mit langen fettigen Haaren, die er an der Stirn unordentlich abgeschnitten hatte. Darüber saß ein breitrempiger Hut. Sein Umhang war mit kreuzweise angenähten Schnüren verziert und trug die kaiserlichen Abzeichen.

Der Jemschik machte ein bekümmertes Gesicht, als er seine beiden Passagiere besichtigte. Kein Gepäck! Also beide arme Teufel, dachte er. Nicht viel zu erwarten.

Und laut sagte er, ohne Rücksicht auf Michael und Nadja: »Zwei Raben hat man mir da angedreht!« Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Raben für drei Kopeken die Werst.« »Nein, Adler!« widersprach Michael Strogoff, der sich im Jargon der Jemschiks auskannte. »Adler, hast du gehört! Für neun Kopeken die Werst, ohne das Trinkgeld.«

Ein vergnügter Peitschenknall antwortete ihm. Mit der Bezeichnung »Rabe« meinen die russischen Postillione den geizigen oder minderbemittelten Reisenden, der auf den Poststationen die Pferde nur mit zwei oder drei Kopeken pro Werst bezahlt. Ein »Adler« dagegen ist ein Passagier, der auch vor höheren Preisen nicht zurückschreckt, darüber hinaus mit den Trinkgeldern nicht spart und deshalb wie ein Adler über die Landstraßen fliegen darf.

Nadja und Michael nahmen Platz. In den Sitzkästen war genügend Proviant für eine längere Strecke verstaut. Es konnte auch dann nichts passieren, wenn durch ein unvorhergesehenes Ereignis das nächste Posthaus nicht rechtzeitig erreicht wurde.

Die Wagendecke wurde heruntergezogen zum Schutz vor der brütenden Hitze, und gegen Mittag verließ der Tarantas die Stadt Perm und flog, von einer dichten Staubwolke verhüllt, dem Ural entgegen.

Für den nicht landeskundigen Reisenden bot die Art, wie der Jemschik sein Gespann in Bewegung hielt, einen merkwürdigen Anblick. Das etwas größere Mittelpferd hielt ohne Rücksicht auf den Straßenzustand oder Abschüssigkeit einen gestreckten Trab von untadeliger Regelmäßigkeit ein. Die beiden Seitenpferde dagegen schienen überhaupt keine andere Gangart als den Galopp zu kennen und sprangen ganz nach Laune nebenher. Der Jemschik schlug seine Pferde

niemals, sondern trieb sie nur durch den scharfen Knall seiner Peitsche an. Mit der Zügelschnur war bei dieser Methode nicht viel anzufangen. Der Jemschik beschränkte sich deshalb auf Zurufe, und es war erstaunlich, wie schnell und leicht die Tiere auf die Worte »na pravo«, rechts, oder »na levo«, links, reagierten. »Vorwärts, meine Schäfchen!« rief der Postkutscher. »Beeilt euch, meine artigen Schwalben! Fliegt nur zu, meine Turteltäubchen! Halt dich ran, Väterchen!« Das waren seine liebenswürdigsten Zurufe, wenn er das Gespann loben oder bei guter Laune erhalten wollte.

Er konnte aber auch anders, wenn die Gäule sich nicht nach seinen Wünschen vorwärts bewegten. Dann krächzte er heiser: »Lauf zu, du lahme Höllenschnecke! Beweg dich schon, traurige Blindschleiche! Ich brech' dir den Hals, du langsame Schildkröte ...!«

Es war eine sehr originelle Art der Pferdeführung, aber eins mußte man dem Jemschik lassen: Der Tarantas flog nur so dahin und schaffte mühelos zwölf bis vierzehn Werst in der Stunde.

Michael Strogoff war an die Vor- und Nachteile des Wagens gewöhnt. Das Schütteln und Hüpfen des Gefährtes machte ihm nichts mehr aus. Er wußte, daß ein russisches Gespann weder Feldsteine noch Schotterhügel vermeidet, von Schlaglöchern, Gräben und Baumstämmen ganz zu schweigen. Nadja dagegen mußte sich kräftig festhalten, wenn sie sich bei der rücksichtslosen Fahrerei nicht verletzen wollte. Sie war damit so beschäftigt, daß sie während der ersten Stunden kein Wort sprach.

Später fragte sie: »Von Perm nach Jekaterinburg sind es dreihundert Werst. Stimmt das?« »Ganz richtig. Aber zwischen den beiden Städten liegt das Uralgebirge«, antwortete Michael Strogoff zerstreut. »Wie lange wird die Fahrt durch die Berge dauern?« »Achtundvierzig Stunden. Wir reisen Tag und Nacht, weil ich keinen Augenblick verlieren darf und Irkutsk so

schnell wie möglich erreichen muß.« »Ich werde dich nicht aufhalten. Es ist eigentlich schade, daß wir die Reise nicht im Winter machen können. Mit dem Schlitten hätten wir unser Ziel schneller erreicht, meine ich.« »Das schon, aber du darfst die Gefahren des Winters auch nicht unterschätzen. Ich habe es oft erlebt, daß die Temperatur in den sibirischen Steppen bis unter vierzig Grad sank. Gegen solche Kältegrade half auch die Kleidung aus Rentierfell nichts mehr, und die Füße erfroren unter der dreifachen wollenen Umhüllung. Ich habe beobachtet, wie sich die Pferde vor meinem Schlitten mit einem Eispanzer überzogen und ihr Atem vor den Nüstern gefror. Ich sah, wie der Branntwein in meiner Kürbisflasche zu Stein wurde, so daß kein Messer ihn mehr schneiden konnte. Ich habe ...« »Hör auf, hör auf!« sagte Nadja lachend. »Mir wird ganz kalt trotz der fürchterlichen Hitze heute.« »Ja - und trotz aller Kälte flog mein Schlitten dahin wie ein Orkan. Da gab es keine Hindernisse auf der weiten, glatten Ebene. Flüsse und Seen waren unter der Schneedecke verschwunden. Aber verschwunden blieb auch mancher unerfahrene Reisende, dessen Leichnam der wehende, fauchende Schnee begrub!« »Und du bist niemals vom Weg abgekommen, Bruder?« »Dafür bin ich auch Sibirier und kenne Land und Leute. Dreimal habe ich die lange Strecke bis nach Omsk schon im Winter zurückgelegt. Noch nie hatte ich dabei Unglück.« »Was hast du in Omsk getan?« fragte Nadja. »Meine Mutter lebt dort, und auch ich bin dort aufgewachsen. Immer wenn ich in Sibirien zu tun habe, besuche ich sie.«

Der Tarantas flog über die Straße wie ein Adler. Die Jemschiks wechselten an jeder Poststation, kassierten großzügig gespendete Trinkgelder und empfahlen die beiden eiligen Reisenden der wohlwollenden Obhut ihrer Nachfolger. Die Postmeister machten bei der Ankunft des Wagens mißtrauische Gesichter. Sie kannten die Verordnung, nach der es allen Untertanen des Zaren verboten war, aus Rußland

auszureisen. Aber dann kontrollierten sie die Ausweise, fanden sie in Ordnung und ließen den Tarantas passieren. Übrigens waren Michael Strogoff und Nadja nicht die einzigen Reisenden auf der Straße von Perm nach Jekaterinburg. Schon an der ersten Poststation war es Michael aufgefallen, daß ein anderer Wagen ihnen vorausfuhr. Bis jetzt hatte der Kurier aber noch an jedem Posthaus die verlangten frischen Pferde im Austausch gegen sein abgekämpftes, dampfendes Gespann bekommen. Deshalb hatte er keinen Grund dazu, sich über den anderen Wagen Gedanken zu machen.

Mehrmals wurden Erholungspausen eingelegt. Die Posthäuser boten Unterkunft und Nahrung, sie waren für alle Notfälle ebenso eingerichtet wie für den täglichen Bedarf. Wenn keine Station in der Nähe war, klopfte man einfach an die Tür des nächsten Bauernhauses. Dann erschien der Muschik mit lächelndem Gesicht, bot den Besuchern Brot und Salz zum Gruß an und bewirtete sie wie Verwandte. Zusammen mit der Familie des Bauern saß man um den summenden Samowar, trank Tee und fühlte sich sehr schnell heimisch. Der ankommende Fremde wurde niemals abgewiesen. Im Notfall würde die Familie lieber das Haus räumen, um den Gästen Platz zu machen, bevor sie gegen die ungeschriebenen Gesetze der Gastfreundschaft verstieß. »Gott selbst sendet den Fremdling«, sagten die Bauern.

Beim letzten Pferdewechsel vor Einbruch der Nacht erkundigte sich Michael beim Postmeister, wann der ihnen vorausfahrende Wagen die Station passiert habe. »Vor zwei Stunden etwa«, erzählte der Postmeister geschwätzig. »Zwei Männer sitzen drin.« »Es ist ein Tarantas?« »Nein, ein Teleg. Sie haben es eilig und zahlen gewaltige Trinkgelder. Es sind Adler, Väterchen!« »Laß sofort anspannen!« befahl Michael, von einer unbestimmten Ahnung getrieben. Zu Nadja sagte er: »Wir fahren sofort weiter, die ganze Nacht hindurch.«

Die glühende Hitze des Tages war einer drückenden Schwüle gewichen. Es schien, als steige warmer Dunst vom Erdboden auf. Es würde wohl ein Gewitter geben in den Bergen. Besorgt beobachtete Michael Strogoff den Himmel. Als es dunkel geworden war, blitzte vom Ural heftiges Wetterleuchten herüber. Die Nacht verging ohne Zwischenfall. Nadja versuchte, ein paar Stunden zu schlafen. Sie hatte sich an das Rütteln und Stoßen des Tarantas schon gewöhnt. Michael durchwachte die ganze Nacht, um die Jemschiks zu beobachten, die meist gerade dann auf ihrem schmalen Sitz einzuschlafen drohten, wenn ein gefährliches oder abschüssiges Straßenstück kam.

Am nächsten Morgen war die Uralkette, die Grenzmauer zwischen dem europäischen Rußland und Sibirien, schon deutlich zu erkennen. Auf dem Kalender stand der 20. Juli. An diesem Tag war der Himmel bedeckt, so daß der Gluthauch des Fahrtwindes sich ertragen ließ. Es war noch schwüler als am Tag zuvor.

Auf der letzten Poststation vor Beginn der Bergfahrt machte der Jemschik auf den fern im Gebirge verrollenden Donner aufmerksam. »Der Teleg fährt uns immer noch voraus?« fragte Michael. »Welchen Vorsprung mag er haben?« »Ungefähr eine Stunde, Väterchen!« »Dann spann ein und fahr los! Du bekommst das dreifache Trinkgeld, wenn wir morgen früh in Jekaterinburg sind!«

Der Jemschik murmelte bedenklich etwas von Bergfahrt und Unwetter, aber dann lockte ihn das versprochene Trinkgeld, und er ließ die Peitsche knallen, um das Gespann anzutreiben, dem Ural entgegen.

6. KAPITEL

GEWITTERNACHT IN DEN URALBERGEN

Das Donnergrollen hatte noch zugenommen, als der Tarantas die erste Windung der Bergstraße erreichte. Michael Strogoff ließ anhalten und machte sich zusammen mit dem Jemschik daran, Vorkehrungen gegen das Unwetter zu treffen.

Die Wagendecke, die ein scharfer Windstoß leicht hätte wegreißen können, wurde durch gekreuzt verknotete Stricke gesichert. Die Zugstränge der Pferde wurden verdoppelt. Außerdem überredete Michael den Jemschik dazu, auch die Stoßeisen der Radnaben vor allen möglichen Zwischenfällen zu sichern. Sie wurden dick mit Stroh gepolstert. Vorder- und Hinterteil des Wagens wurden durch Stricke fester miteinander verbunden, alle Schrauben angezogen.

Neben der heruntergelassenen Wagendecke waren Ledervorhänge angebracht worden, die Regen und Sturm abhalten sollten. Auf der letzten Station war der Wagen mit zwei Laternen ausgerüstet worden, die links und rechts neben dem Kutschersitz baumelten. Die Straße war in ihrem Schein zwar auch nicht besser zu erkennen als ohne Beleuchtung, aber sie schützten wenigstens vor einem Zusammenstoß mit einem entgegenkommenden Fuhrwerk. Dann schwankte der Tarantas weiter. Bald befand er sich zwischen den Felsschroffen der ersten Vorberge des Urals.

Die Uralkette dehnt sich über eine Strecke von 3 000 Werst aus. Wie ein gewaltiges Band reicht sie vom Arktischen Ozean im Norden bis zum warmen Kaspischen Meer im Süden. »Ural - das heißt soviel wie Gürtel«, erklärte Michael seiner Begleiterin. »Das ist ein tatarisches Wort. Aber auch die

russische Bezeichnung für diese gewaltige Bergkette, ›Poyas‹, sagt nichts anderes.«

Michael wußte, was ein Gewitter in den Uralbergen zu bedeuten hatte. Sorgenvoll beobachtete er die Atmosphäre. In der schnell fortschreitenden Dämmerung erkannte er, daß die Spitzen der Berge von nebligem Dunst verhüllt waren. Es war kein Lufthauch zu spüren. Die Laternen warfen zitternde Schattenbilder an die zerklüftete Böschung. Knirschend zerrieben die Räder des Tarantas die Kieselsteine der Straße. Ächzend und knarrend arbeitete das Holzwerk des Wagens. Der Atem des Gespanns ging keuchend. Auch den Pferden mochte es schwerfallen, die schwüle, heiße Luft einzusaugen, die den Menschen die Fahrt zur Hölle machte.

Die Straße lag da wie ausgestorben. Wahrscheinlich hatten alle Reisenden auf diesem Weg es vorgezogen, sich vor dem drohenden Gewitter in Sicherheit zu bringen. Michael Strogoff sah darin keinen Grund zur Beunruhigung. Es war tollkühn, sich dieser Gefahr auszusetzen, das wußte er. Aber was hatte die Insassen des seinem Tarantas vorausfahrenden Teleg dazu veranlaßt, es ihm gleichzutun?

Gegen elf Uhr begann ein Wetterleuchten, wie es Michael noch nie erlebt hatte. Ununterbrochen zuckten die Blitze auf, bei ihrem Schein tauchten die Umrisse mächtiger Kiefern auf und verschwanden wieder. Die tiefhängenden Wolken sahen so aus, als ob sie brannten. Der Wagen näherte sich der Wolkengrenze. Es donnerte nicht, aber mit zunehmender Höhe war ein eintöniges Brausen zu hören, von dem die ganze Luft erfüllt war.

Ab und zu polterte der Wagen stoßend über eine Brücke aus roh zugehauenen Baumstämmen. Der Jemschik versuchte, seine Pferde mit Schmeichelreden und Schimpfwörtern aufzumuntern. Die abgekämpften Tiere kamen nur noch langsam vorwärts. »Wann werden wir den Paß erreichen?« fragte Michael Strogoff den Jemschik. »Um ein Uhr früh.

Wenn wir überhaupt hinkommen!« sagte der Jemschik und schüttelte ungläubig den Kopf.

»Das ist doch nicht dein erstes Gewitter hier in den Bergen?« »Nein, und Gott gebe, daß es auch nicht mein letztes ist.« »Hast du Angst?« »Angst habe ich nicht. Aber es war nicht richtig, bei diesem Wetter überhaupt weiterzufahren.« »Es wäre noch viel verkehrter gewesen, auf der letzten Poststation zu bleiben!« meinte der Kurier. »Na schön - dann vorwärts, meine Täubchen!« schrie der Jemschik und trieb seine Pferde an. Er hatte gelernt, einem Befehl zu gehorchen.

Ein greller Blitz, dem ein furchtbarer Donnerschlag folgte, setzte der Unterhaltung ein Ende. In der Ferne klang ein vielstimmiges, betäubendes Pfeifen auf, das näher und näher kam. Im Schein des nächsten Blitzes sah Michael eine Gruppe von großen Kiefern auf einem benachbarten Gipfel, die der Wind hin und her peitschte. Der Sturm war losgebrochen, sein schrilles Heulen übertönte jedes andere Geräusch. In seiner vollen Stärke tobte er sich jetzt noch in den höheren Luftschichten aus. Ein trockenes Geknatter war in nächster Nähe zu hören. Der Orkan hatte aus einer Baumgruppe oberhalb des Weges eine Handvoll alter Bäume herausgebrochen. Eine Lawine gebrochener Stämme polterte herab, sprang über die Straße und verschwand hüpfend über den Felsenvorsprüngen des Abhangs.

Die Pferde scheuten und blieben stehen. »Immer vorwärts, meine Turteltäubchen. Dawai, dawai!« schrie der Jemschik und knallte seine Peitsche.

Michael Strogoff griff nach der Hand Nadjas. »Schläfst du, Schwester? Du mußt dich jetzt auf alles gefaßt machen.« »Ich bin bereit, Bruder!«

Der Kurier hatte kaum Zeit, die Ledervorhänge zu schließen. Wütend tobte der Sturmwind heran.

Der Jemschik sprang mit einem gewaltigen Satz vom Wagen und lief nach vorne, um die Pferde festzuhalten.

Wie festgemauert stand der Tarantas an einer Wegbiegung der Paßstraße, um die der Wind mit aller Macht heulte. Es kam jetzt darauf an, den Wagen genau dem Wind entgegenzuhalten. Wenn es dem Sturm gelang, den Tarantas von der Seite zu fassen, war es um ihn geschehen. Er wäre in Bruchteilen von Sekunden umgeworfen und in den nächsten Abgrund gestürzt worden. Von den Windstößen zurückgedrängt, bäumten sich die Pferde auf, ohne daß es dem Jemschik gelang, sie zu beruhigen. Die geängstigten Tiere waren von den Blitzen geblendet, von den Artilleriesalven gleichenden Donnerschlägen betäubt, sie drohten die Stränge zu zerreißen und durchzugehen.

Michael Strogoff sprang aus dem Wagen und kam dem Kutscher zu Hilfe. Mit aller Kraft mußte er sich den Pferden entgegenstemmen, um sie zur Vernunft zu bringen.

Die Gewalt des Sturmes wurde noch größer. Die Straße erweiterte sich trichterförmig an der Stelle, die der Tarantas erreicht hatte. In diesen Trichter drückte der Wind mit aller Kraft, so daß seine Wucht und Geschwindigkeit sich fast verdoppelten. Zur gleichen Zeit polterte eine neue Lawine von Steinen und abgebrochenen Baumstämmen den Abhang hinab. »Wir müssen weiter!« schrie Michael. »Hier können wir auf keinen Fall bleiben!« »Wir werden hier auch nicht mehr lange bleiben!« brüllte der Jemschik zurück. »Es wird nicht mehr lange dauern, dann liegen wir drunten im Abgrund und wissen nicht, wie uns geschehen ist!« »Nimm das Handpferd beim Zügel, du Feigling!« rief der Kurier zurück »Um das linke Pferd kümmere ich mich selbst!«

Ein neuer Windstoß piffte dem Tarantas entgegen. Michael Strogoff und der Kutscher mußten in die Knie gehen, damit sie nicht umgeweht wurden. Trotz aller Anstrengungen, das Gespann gegen den Sturm zu halten, rollte der Wagen einige

Schritt zurück. Er wäre vom Wege abgedrängt worden, wenn ihn nicht ein quer über der Straße liegender Baumstamm daran gehindert hätte.

Einen Augenblick ließ das Brausen des Sturmes nach. Auch der ununterbrochen rollende Donner verlor sich in der Ferne. »Wollen wir nicht lieber umkehren?« fragte der Jemschik. »Nein, auf keinen Fall. Wir müssen weiter hinauf in die Berge. Wenn es uns gelingt, an der nächsten Wegbiegung vorbeizukommen, haben wir das Schlimmste überstanden. Weiter oben wird uns die Bergwand vor dem Anprall des Sturmes schützen.« »Die Pferde können aber nicht mehr, sie sind am Ende ihrer Kraft!« »Mach es so wie ich. Wir müssen das Gespann vorwärts ziehen.«

Der Jemschik machte keine Anstalten dazu, auf den Vorschlag Michael Strogoffs einzugehen. »Die Windstöße werden schon wieder stärker. Wir wollen lieber umkehren!« sagte er schließlich. »Tu, was ich dir sage! Der Zar selbst befiehlt es!« schrie der Kurier.

Ergeben griff der Jemschik nach der Peitsche. »Dann also vorwärts, meine Schwalben!« murmelte er und trieb die Pferde an. Der Kurier half ihm dabei, das Gespann in Gang zu bringen.

Es war unmöglich, drei Schritte vorwärts zu tun, ohne wieder zwei davon zurückgeworfen zu werden. Immer wieder glitten die Pferde aus und stürzten, erhoben sich mühsam, kämpften sich weiter vorwärts. Ächzend schwankte der Wagen unter dem Anprall des Windes. Die Lederdecke flatterte und versuchte sich loszureißen.

Für eine Strecke von einer halben Werst brauchten Michael Strogoff und der Jemschik über zwei Stunden. »Wir haben es bald überstanden, Nadja!« rief der Kurier in den Wagen. »Ich habe keine Angst!« antwortete die Livländerin.

In der ausgewaschenen Rinne eines Wildbaches, die der Tarantas überquerte, sahen die beiden Männer einen großen Felsbrocken den Berg herunterpoltern. Der Stein kam gerade auf den Wagen zu. Er würde ihn zerschmettern, wenn es nicht gelang, die Pferde schnell ein paar Schritte vorwärts zu treiben. Der Jemshik schrie entsetzt auf und ließ den Zügel des rechten Pferdes los, um sich in Sicherheit zu bringen.

Michael dachte daran, die Pferde mit einem heftigen Peitschenschlag anzutreiben, mußte aber einsehen, daß es dazu schon zu spät war.

Mit einem gewaltigen Satz schwang er sich hinter den Tarantas. Die Gefahr verlieh ihm übermenschliche Kräfte. Er stemmte den Rücken gegen die Achse des Wagens, die Füße auf den Boden und drängte das schwerfällige Fahrzeug einige Schritt vorwärts.

Der Felsblock flog vorüber wie ein Geschloß. Michael Strogoff spürte den Luftzug im Gesicht. Um ein Haar hätte ihn der Stein an der Brust gestreift. Der gefährliche Brocken schlug am Wegrand auf, sprang in die Tiefe und zerschellte auf einem Felsvorsprung.

Nadja schrie erschrocken auf. Sie hatte den Vorfall im Schein eines Blitzes beobachten können. Der Kurier sprach ihr Mut zu.

Michaels Kraftprobe, mit der er den Wagen aus der Gefahrenzone gebracht hatte, regte die Pferde dazu an, ihre Arbeit wiederaufzunehmen. Von den beiden Männern gezerrt, kletterte das Gespann langsam bergauf bis zu einem schmalen Grat, der von der Straße gekreuzt wurde. Die Felswand bildete hier eine Art Höhle, in der man den Tarantas unterbringen konnte. So war er wenigstens nach drei Seiten abgeschildert. Von der vierten Seite konnte der Sturm immer noch seine Wut an dem zerbrechlichen Gefährt austoben. Er warf den Tarantas hin und her wie eine Spielzeugschachtel und drückte ihn mehr

als einmal gegen die Felsenmauer, so daß man befürchten mußte, er werde in tausend Trümmer zersplittert.

Immerhin war diese Gefahr gegenüber den Erlebnissen der vergangenen Stunden doch nur gering einzuschätzen.

Das Unwetter hatte seinen Höhepunkt erreicht. Grell flammten die Blitze in den Engpaß hinein. Der Boden zitterte unter den Schlägen der elektrischen Entladungen. Pausenlos rollte der Donner, dessen Krachen die kahlen Berghänge in tausendfachem Echo weiterleiteten.

Nadja hatte ihren Platz in dem Tarantas verlassen. Michael brachte sie in einer kleinen Aushöhlung der Felswand unter. Hier war sie vorläufig vor den Auswirkungen des Sturmes geschützt.

Es mochte gegen ein Uhr morgens sein, als der Regen einsetzte. Der Sturm hatte noch nicht nachgelassen. Seine Kraft schien durch die Regenströme eher noch verstärkt worden zu sein.

An Aufbruch war nicht zu denken. Michael beobachtete den Himmel und sah ungeduldig nach Anzeichen, die auf ein Nachlassen des Unwetters deuteten. Aus der Heftigkeit des Wetters schloß er darauf, daß das Gewitter nicht mehr lange dauern konnte. Übrigens war der schwierigste Teil der Reise schon überstanden. Der Tarantas wartete in einer Höhle, die nicht weit vom Kamm des Uralgebirges entfernt war. Es kam jetzt nur noch darauf an, auf der östlichen Seite des Gebirgszuges wieder hinunterzufahren. Gegen drei Uhr morgens war die Dämmerung zu erwarten. Nach Sonnenaufgang war es leichter, den Rest der Strecke bis nach Jekaterinburg zurückzulegen.

Während des Regens war es aussichtslos, die Abfahrt zu wagen. Die Straße verschwand unter brausenden Sturzbächen. Unzählige Wasserläufe, vom kleinen Rinnsal bis zum breiten Gebirgsbach, ergossen sich über die Berghänge, wühlten tiefe

Löcher in den Weg und verwandelten ihn streckenweise in Schlamm und Morast. »Du mußt nicht meinetwegen abwarten!« rief Nadja ihrem Begleiter zu, der unruhig auf und ab ging. »Ich will gern jede Gefahr auf mich nehmen.« »Ich weiß, Nadja. Ich darf aber unser Leben nicht aufs Spiel setzen. Vor uns liegt noch der größere Teil unserer Reise. Was hilft es, wenn wir uns jetzt in Gefahr begeben, um ein paar hundert Werst schneller zurückzulegen, zugleich aber die Erfüllung meines Auftrages gefährden!« »Wie lautet dein Auftrag, Bruder?«

Michael Strogoff wollte antworten, aber ein greller Blitz zerriß im gleichen Augenblick den Regenvorhang am Ausgang der Schlucht. Der Donner blieb aus, nur ein kurzer, trockener Knall war zu hören. Schwefelgeruch lag in der Luft.

Eine zwanzig Schritt vom Tarantas entfernte Kieferngruppe brannte lodernd wie eine Riesenfackel. Der Jemschik warf sich schreiend zu Boden und verbarg das Gesicht in den Armen. Wenige Sekunden später hob er den Kopf wieder. Als er feststellte, daß ihm nichts geschehen war, stand er auf und drückte sich zur Seite.

Der Regen prasselte mit unverminderter Kraft. Der Orkan hatte etwas nachgelassen, auch der Donner war schwächer geworden. Das Unwetter gönnte sich eine Atempause.

Michael Strogoff spürte, wie sich die Hand Nadjas auf seine Schulter legte. Sie hob ihren Kopf und flüsterte ihm ins Ohr: »Hilferufe. Hörst du sie?«

Der Kurier horchte auf. Die Stimmen waren nur undeutlich zu hören durch den Lärm der Regengüsse. Die Rufe klangen wie der letzte Rettungsversuch eines verzweifelten, in Gefahr geratenen Reisenden. Sie kamen von oberhalb der Schlucht, in der Michael Strogoff auf das Nachlassen des Gewitters wartete.

Auch der Jemschik lauschte aufmerksam, dann schüttelte er den Kopf, als halte er jeden Versuch, den Rufenden Hilfe zu

bringen, für aussichtslos. »Wir müssen etwas unternehmen!« bat Nadja. »Die Ärmsten werden leider nicht auf uns zählen können!« erklärte der Jemschik bedauernd.

»Warum nicht?« erwiderte Michael. Seine Stimme klang scharf. »Schließlich hätten wir in der gleichen Lage auch damit gerechnet, daß man uns zu Hilfe gekommen wäre.« »Wir dürfen Pferde und Wagen nicht aufs Spiel setzen. Ich bin meinem Vorgesetzten gegenüber für das Gespann verantwortlich!« behauptete der Jemschik. »Keine Angst, ich gehe zu Fuß«, erklärte der Kurier. »Und ich werde mitkommen!« sagte Nadja. »Es ist besser, wenn du beim Jemschik bleibst«, bestimmte Michael. »Nicht deinetwegen. Aber ich möchte die Gewißheit haben, daß unser Kutscher uns nicht im Stich läßt. Was auch geschehen mag, du mußt in der geschützten Höhle bleiben.«

Michael Strogoff verschwand nach einem kurzen Händedruck in der Dunkelheit. »Dein Bruder macht einen Fehler!« stellte der Jemschik bedauernd fest. »Er handelt richtig«, sagte Nadja und zog sich wieder auf ihren Platz in der Felsenhöhle zurück.

Der Kurier kletterte rasch bergan. Er wollte sich beeilen, dem Fremden zu Hilfe zu kommen. Mindestens ebenso groß wie seine Eile war aber auch seine Neugier, nun endlich zu erfahren, wer die Insassen des Teleg waren, den einzuholen ihm bisher nicht gelungen war.

Je höher Michael Strogoff bergan stieg, desto schwächer wurde der Regen. Dafür fauchte der Wind hier oben um so kräftiger. Daher kam es, daß die Rufe immer deutlicher zu hören waren.

Von der Felsenschlucht, in der Nadja und der Jemschik zurückgeblieben waren, konnte man schon nichts mehr sehen. Die Straße schlängelte sich in starken Krümmungen zwischen den Bergen aufwärts. Im Schein der Blitze war nichts weiter zu

erkennen als der nächste Bergvorsprung, der sich in den Straßenbogen hineinschob. Der Orkan brach sich an den zerklüfteten Felsenklippen und bildete Wirbel, die den Kurier mehr als einmal umzuwerfen drohten. Mühsam tastete er sich an Felsenwänden und Steinbrocken entlang, die den Weg säumten.

Von den Hilferufenden war noch immer nichts zu sehen. Vielleicht befanden sie sich nicht mehr auf der Straße, sondern waren durch den Anprall des Sturmes vom Wege abgekommen oder abgestürzt? Michael wartete einen Augenblick, um den Klang der Stimmen als Richtungsweiser benutzen zu können. Das Rufen war jetzt aus allernächster Nähe zu hören: »Kommst du sofort zurück, du Halunke!« »Auf der nächsten Poststation werde ich dich auspeitschen lassen. Hast du gehört, Postillion der Hölle!« »He du, da unten! So eine Gemeinheit! So wird man in diesem verdammten Land befördert.« »Und so etwas nennen sie hier einen Teleg! Der Teufel soll das Gefährt holen, aber möglichst bald!« »Zurückkommen« »Unverschämtheit, einen englischen Staatsangehörigen so zu behandeln. Ich werde mich beim Botschafter in Moskau beschweren, damit der Kerl eingesperrt wird.«

Der zweite Sprecher schien die Situation jetzt mit anderen Augen zu betrachten. Er hörte mit seinem Geschrei auf und fing an, ein brüllendes Gelächter anzustimmen. »Sie lachen auch noch, Herr Jolivet?« fragte Blount verärgert. »Ja, es bleibt mir auch gar nichts anderes übrig, verehrter Kollege! Ich empfehle, es mir gleichzutun!«

Ein heftiger Donnerschlag fuhr dazwischen. Sein Echo polterte zwischen den hohen Bergwänden des Engpasses hin und her. Als das letzte schwache Rollen des abziehenden Gewitters verklungen war, sprach Alcide Jolivet weiter: »In Frankreich könnte einem so etwas nicht passieren!« »In England auch nicht!« knurrte Blount.

Beim Schein der Blitze konnte Michael Strogoff auf der Straße vor sich zwei Männer beobachten, die auf dem hohen Rücksitz eines sonderbaren Fuhrwerks hockten. Die Räder steckten tief im Schlamm des ausgefahrenen Geleises.

Er kam näher. Die beiden Männer lieferten sich ein erbittertes Wortgefecht, wobei der eine unverdrossen weiterschimpfte, während der andere zugleich redete und lachte. Michael erkannte die beiden Reporter wieder, die er zuletzt auf dem Dampfer »Kaukasus« getroffen hatte. »Einen schönen guten Abend, mein Herr!« rief der Franzose lachend. »Ich freue mich außerordentlich, Sie unter diesen veränderten Umständen wiederzusehen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen intimsten Feind, Herrn Harry Blount vom »Daily Telegraph« aus London, vorstelle!«

Der englische Zeitungsmann grüßte höflich und machte den Versuch, seinerseits den französischen Kollegen nach allen Regeln des Anstands vorzustellen, als ihn Michael Strogoff unterbrach: »Nicht nötig, meine Herrschaften. Schließlich haben wir die Wolga gemeinsam befahren.« »Ah, ganz recht. Sehr gut. Herr ...?« »Korpanoff, Nikolaus Korpanoff aus Irkutsk. Aber wollen Sie mich nicht wenigstens darüber aufklären, was Ihnen zugestoßen ist und worüber der eine von Ihnen sich ärgert, der andere sich freut?« »Selbstverständlich, Herr Korpanoff. Ich rufe Sie als Richter an!« erklärte Alcide Jolivet. »Glauben Sie, daß wir uns das widerspruchslos gefallen lassen müssen? Stellen Sie sich vor: Unser Jemschik bringt es fertig, mit dem Vorderteil seines klapprigen Fahrzeugs davonzufahren und uns ohne Pferde, aber mit dem Hinterteil seiner Kutsche hier im Schlamm sitzenzulassen. Wenn das kein Grund zur Heiterkeit ist?« »Ich finde gar nichts Lächerliches dabei!« knurrte der Engländer. »Ihnen fehlt ein bißchen Humor, Herr Kollege! Sie müssen es noch lernen, jeder Lage ihre besten Seiten abzugewinnen! Das ist es!« »Na schön. Dann erklären Sie mir bitte, wie Sie sich den weiteren

Verlauf unserer Reise vorstellen!« »Kein Problem, Herr Blount. Sie spannen sich einfach vor das übriggebliebene Restchen unserer stolzen Kutsche, ich nehme die Zügel, nenne Sie »mein Täubchen« wie ein richtiger Jemschik und Sie trotten drauflos, ganz wie ein richtiges ...« »Herr Jolivet, das geht zu weit. Ich muß doch sehr bitten ...« »Auch gut. Machen wir es anders. Was halten Sie von diesem Vorschlag: An Ihrer Stelle werde ich mich vor das Hinterteil des Teleg spannen, und Sie dürfen mich als engbrüstige Schnecke oder ohnmächtige Schildkröte behandeln, wenn ich Sie nicht in einem Höllengalopp gen Jekaterinburg transportiere!«

Alcide Jolivet brachte seinen verrückten Vorschlag mit einem so liebenswürdigen Lächeln vor, daß Michael Strogoff das Lachen nicht verbeißen konnte. »Vielleicht kann ich Ihnen helfen«, meinte er dann. »Von hier bis zum höchsten Kamm des Uralgebirges ist es nicht mehr weit. Wir brauchen dann nur noch auf der anderen Seite des Abhanges hinabzufahren, haben also im Vergleich zur Bergfahrt nur einen Bruchteil der Vorspannkraft nötig. Mein Wagen steht fünfhundert Schritt von hier in einer geschützten Schlucht. Ich will Ihnen eines meiner Pferde abtreten, das spannen wir vor den Rest Ihres Teleg. Eine sehr gemütliche Fahrt werden Sie damit nicht haben, aber Sie werden wenigstens morgen zusammen mit uns in Jekaterinburg ankommen!« »Das ist ein sehr großzügiger Vorschlag, alles was recht ist!« sagte Alcide Jolivet. »Eine andere Möglichkeit, Sie bequemer nach Jekaterinburg zu bringen, habe ich leider nicht«, fuhr Michael fort. »Mein Tarantas hat nur zwei Plätze und ist nicht für unvorhergesehene Gäste eingerichtet.« »Vielen Dank, uns ist auch so schon geholfen. Mit Ihrem Pferd und dem schäbigen Rest unseres Teleg fahren wir, wenn es darauf ankommt, bis ans Ende der Welt.« »Ich möchte nicht versäumen, mich für Ihr großzügiges Angebot ebenfalls zu bedanken!« erklärte Harry Blount steif.

»Aber unser Jemschik, der mit den Pferden und dem halben Teleg davongefahren ist, was machen wir mit dem?«

Michael Strogoff lächelte. »Glauben Sie ja nicht, daß ihm so ein kleiner Unfall heute zum erstenmal zugestoßen ist!« »Das ist aber doch kein Grund dafür, uns hier im Schlamm sitzenzulassen! Warum ist er nicht umgekehrt, der Halunke!« »Vermutlich weiß er gar nicht, daß er Sie hier sitzengelassen hat. Das Unwetter saß ihm wie der Teufel im Nacken. Er hat seine Pferde angetrieben, sich dabei wenig darum gekümmert, was hinter ihm geschah, und sicher erst nach zwanzig Werst festgestellt, daß ihm die bessere Hälfte seines Fuhrwerkes abhanden gekommen ist.« »Soviel Dummheit und Leichtsinn auf einem Haufen kann ich mir nicht vorstellen!« behauptete Harry Blount. »Habe ich Ihnen nicht gleich gesagt, daß wir in dieser interessanten Gewitternacht die tollste Geschichte erlebt haben, die es gibt?« meinte Alcide Jolivet grinsend. »Meine Kusine wird sich den Bauch halten vor Lachen, wenn sie das erfährt!« »Wenn ich bitten darf, meine Herren!« erinnerte Michael Strogoff. »Es wird Zeit, daß wir weiterkommen. Begleiten Sie mich zu meinem Wagen, damit ich Ihnen eins meiner Pferde geben kann.« »Und was wird aus dem Teleg?« warf der Engländer ein. »Haben Sie keine Angst, daß er uns inzwischen davonfliegt, lieber Herr Kollege!« tröstete Alcide Jolivet seinen Leidensgenossen. »Unser Teleg-Rest steht im Uralschlamm so fest eingewurzelt, daß er im nächsten Frühjahr bestimmt Knospen treiben wird, wenn wir ihn nicht vorher herausziehen.«

Blount und Jolivet stiegen nun endlich von ihrer Bank herunter, vertraten sich die steifgewordenen Beine und folgten Michael Strogoff. Der Franzose verlor auch unterwegs seine gute Laune nicht. »Was hätten wir bloß gemacht, wenn Sie uns nicht zu Hilfe gekommen wären, Herr Korpanoff!« seufzte er. »Sie ziehen uns wirklich aus einer hoffnungslosen Verlegenheit!« »Jeder andere hätte an meiner Stelle genauso

gehandelt!« erwiderte der Kurier. »Wenn sich die Reisenden gegenseitig nicht unterstützen wollen, sollte man die Landstraßen lieber sperren.« »Vielleicht bekommen wir noch dazu Gelegenheit, Ihnen einen Gegendienst zu leisten. Ich nehme an, daß wir den gleichen Weg haben. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß wir uns noch einmal begegnen«, meinte Jolivet.

Der Franzose war klug genug, sich nicht offen nach dem Reiseziel ihres Retters zu erkundigen. Aber Michael Strogoff verstand auch so, was Jolivet von ihm wissen wollte. »Ich fahre nach Omsk, meine Herren!« sagte er. »Harry Blount und ich reisen eigentlich nur der Nase nach, Herr Korpanoff. Es zieht uns dahin, wo es vielleicht eine Kugel, vielleicht aber eine Menge interessanter Neuigkeiten zu erwischen gibt.« »Sie wollen in die aufständischen Provinzen?« erkundigte sich Michael. »So ist es, und dort werden wir uns wohl nicht mehr treffen.« »Darauf können Sie Gift nehmen, Herr Jolivet«, erklärte der Kurier. »Ich sehne mich durchaus nicht nach einer Gewehrkugel oder einem Lanzenstich. Als friedliebender Bürger und Kaufmann stecke ich meine Nase nur im Notfall in solche Gegenden, in denen man auf andere Menschen schießt!« »Das tut mir wirklich leid, Herr Korpanoff! Ich meine, daß sich unsere Wege schon so bald wieder trennen werden. Vielleicht haben wir aber wenigstens von Jekaterinburg aus noch ein Stück Weg gemeinsam?«

Michael Strogoff überlegte eine Weile, dann antwortete er: »Sie wollen auch nach Omsk?« »Das wissen wir selbst noch nicht, es hängt von der Kriegslage ab. Von Jekaterinburg reisen wir auf jeden Fall direkt nach Ischim. Dort werden wir sicherlich erfahren können, wie es im Kriegsgebiet aussieht.« »Also werden wir bis Ischim zusammen reisen können!« bestätigte der Kurier. Viel lieber hätte er auf die Gesellschaft der beiden Zeitungsleute verzichtet. Unter den gegebenen Umständen wäre es aber aufgefallen, wenn er sich von den

Nachrichtenjägern abgesondert hätte. Mochten sie ihm also in Gottes Namen bis Ischim folgen. Er versuchte, ein gleichgültiges Gesicht zu machen, als er an Alcide Jolivet die Frage richtete: »Haben Sie neue Nachrichten über den Tatareneinfall?« »Nein, leider nicht. Seitdem wir Perm verlassen haben, war nichts Neues mehr zu erfahren. Die Tatarenhaufen Feofar-Khans haben die ganze Provinz Semipalatinsk überschwemmt und dringen jetzt in Eilmärschen zu beiden Seiten des Irtysch vor. Sie werden sich also beeilen müssen, wenn Sie vor den Tataren in Omsk ankommen wollen!«

Michael Strogoff grinste verlegen, wie es einem vorsichtigen und friedfertigen Kaufmann zukam. »Außerdem geht das Gerücht, daß Oberst Ogareff die Grenze nach Sibirien schon überschritten hat«, sagte Jolivet. »Woher will man das wissen?« unterbrach Michael Strogoff. »Es liegt in der Luft«, meinte der Franzose und machte eine Handbewegung, als wolle er weitere Nachrichten aus der Luft fischen. »In Perm wurde erzählt, daß Ogareff sich in Kasan auf den Weg nach Jekaterinburg gemacht habe.« »Was, das haben Sie herausbekommen?« rief Harry Blount dazwischen. Er hatte die ganze Strecke über vor sich hin gedöst und war erst jetzt aus seiner Schweigsamkeit erwacht. »War Ihnen auch bekannt, daß Ogareff als Zigeuner verkleidet unterwegs gewesen sein soll?« »Als Zigeuner?« entfuhr es Michael Strogoff. Er erinnerte sich an den alten Tsiganen und das Zigeunerweib Sangarre, die er in Nishni Nowgorod, später auf der »Kaukasus« und bei der Ausschiffung in Kasan getroffen hatte. »Selbstverständlich war mir das bekannt!« gab Alcide Jolivet zu. »Ich hatte genug von der ganzen Geschichte erfahren, um meiner Kusine einen ausführlichen Bericht darüber zu schicken.« »Man kann nicht behaupten, daß Sie Ihre Zeit in Kasan vertrödeln haben, Herr Kollege!« sagte Harry Blount trocken. »Vielen Dank für das

überraschende Kompliment. Es ist mir besonders wertvoll, da es ausgerechnet aus Ihrem Mund stammt!«

Michael Strogoff achtete nicht mehr auf den Wortkrieg zwischen den beiden Zeitungsleuten. Er versuchte, sich an die verschiedenen Begegnungen mit den Tsiganen zu erinnern. Leider konnte er sich das Gesicht des alten Zigeuners nicht genau ins Gedächtnis zurückrufen. Es war bei seinem nächtlichen Zusammenstoß auf dem Markt zu Nishni Nowgorod zu dunkel gewesen, um mehr als eine undeutliche Vorstellung vom Äußeren des Tsiganen zu bekommen. Bei den späteren Begegnungen hatte der Zigeuner es ängstlich vermieden, dem Kurier ins Gesicht zu sehen, hatte seine Kopfbedeckung tief in die Stirn gezogen und den Kragen seines Umhangs aufgeschlagen.

Die Zigeunerin Sangarre konnte sich Michael dagegen noch ganz genau vorstellen. Warum hatte sie ihn bei den verschiedenen Gelegenheiten so genau betrachtet?

Als der Kurier an diesem Punkt seiner Überlegungen angekommen war, klang aus nächster Nähe ein peitschender Knall wie von einem Gewehrschuß herüber. »Vorwärts, meine Herren! Wir müssen uns beeilen!« schrie er und lief in großen Sprüngen bergab. »Habt ihr das gesehen!« rief Alcide Jolivet hinter dem Davonlaufenden her. »Ein friedliebender Kaufmann, der sich vor Gewehrschüssen fürchtet - und jetzt läuft er ihnen sogar Hals über Kopf entgegen!« Dann setzte er sich ebenso wie sein Kollege Blount in Trab. Beide rannten hinter Michael Strogoff her.

Wenige Sekunden später war der Felsvorsprung erreicht, hinter dem der Tarantas in Sicherheit gebracht worden war.

Aus der Fichtengruppe, die der Blitz entzündet hatte, loderten noch immer die Flammen. Die Straße war leer. Der Kurier sah sich suchend um. Er konnte sich unmöglich getäuscht haben. Was er gehört hatte, war ein Gewehrschuß,

nichts anderes. Ein röhrendes Brummen war zu hören, gleich darauf fiel am Abhang des Berges ein zweiter Schuß.

Das Gebrumm konnte nur eine Bedeutung haben. Michael Strogoff hatte es aus seiner Jugend noch recht gut im Gehör. »Ein Bär!« schrie er und stürzte vorwärts, dem Fuhrwerk entgegen. »Nadja! Nadja!«

Der Kurier riß sein Dolchmesser aus dem Gürtel. Grell beleuchteten die von der Wurzel bis zum Gipfel brennenden Fichten den Schauplatz. Im gleichen Augenblick, als Michael Strogoff den Tarantas erreichte, wälzte sich ihm eine wuchtige braune Masse entgegen. Ein ungeheurer Bär! Der Sturm mochte ihn aus dem Gehölz oberhalb der Schlucht vertrieben haben. Wahrscheinlich hatte er in der gleichen Höhle, in der das Fahrzeug untergestellt war, vor dem Gewitter Zuflucht suchen wollen.

Zwei Pferde des Gespanns hatten beim Anblick des Raubtieres ihre Stränge zerrissen und waren geflohen. Der Jemschik, dem nur das Wohl seines Gespanns am Herzen lag, war ihnen nachgelaufen und hatte nicht mehr daran gedacht, daß das junge Mädchen nun dem Angriff des Bären allein ausgesetzt war.

Nadja hatte den Kopf nicht verloren. Das Tier bemerkte sie nicht sofort, es stürzte sich auf das dritte Pferd. Da war die junge Livländerin zum Wagen gelaufen, hatte sich einen von Michaels Revolvern gesucht und aus nächster Nähe auf den Bären abgeschossen.

Die leichte Revolverkugel konnte den Bären nur geringfügig verletzt haben, schien aber seine Wut noch gesteigert zu haben. Der Koloß hatte sich nun dem Mädchen zugewandt, das ihm ausgewichen war.

Nadja wußte, daß die Weiterfahrt gefährdet war, wenn auch das dritte Pferd sich losriß und im Gebirge verschwand. Deshalb war sie um den Tarantas herumgelaufen und hatte sich

wieder dem Bären gegenüber gesehen. Kaltblütig hatte sie den Revolver angelegt und auf das Raubtier abgefeuert.

Das war der zweite Schuß gewesen, den Michael Strogoff gehört hatte.

Der Kurier warf sich mit einem gewaltigen Satz zwischen den Bären und das Mädchen, hob das Dolchmesser und schlitzte das Tier mit einem einzigen, mit aller Macht geführten Schnitt von der Gurgel bis zum Bauch auf. Als leblose Masse sank der Bär zusammen. Aufatmend trat Michael Strogoff zurück. Er hatte eine hübsche Probe jener Methode abgelegt, die ihm sein Vater beigebracht hatte und die die sibirischen Jäger als ihr Geheimnis hüten.

Bei dieser Art der Dolchführung wurde das kostbare, teuer bezahlte Fell des Bären nicht unbrauchbar gemacht. »Bist du verletzt, Schwester?« war Strogoff s erste Frage an das junge Mädchen. »Mir ist nichts geschehen, Bruder!« antwortete Nadja.

In diesem Augenblick waren auch die beiden Journalisten zur Stelle. Alcide Jolivet sprang nach dem Kopf des einzigen Pferdes, das noch übriggeblieben war und sich hoch aufbäumte. Der Raubtiergeruch hatte dem Tier Angst eingejagt. Der Franzose hatte eine kräftige Faust, es gelang ihm, das Pferd zu bändigen. Mit seinem Begleiter hatte er den kurzen Kampf Michael Strogoffs beobachten können. »Donnerwetter!« platzte Alcide Jolivet heraus. »Für einen schlichten Kaufmann können Sie aber mit dem Jagdmesser ausgezeichnet umgehen, Herr Korpanoff!« »Ganz meine Meinung!« fügte Harry Blount außer Atem hinzu. »In Sibirien muß man sich auch um solche Handfertigkeiten kümmern, meine Herren!« antwortete der Kurier.

Alcide Jolivet betrachtete den jungen Mann aufmerksam. Dann nahm er seinen Hut ab und verbeugte sich vor dem Mädchen aus Livland. Nadja dankte mit leichtem Kopfnicken.

Harry Blount stand kerzengerade aufgerichtet wie eine Hopfenstange in einiger Entfernung und beobachtete das Schauspiel. Die natürliche Höflichkeit seines Kollegen vermehrte nur seine angeborene Steifheit.

Mittlerweile traf auch der Jemschik ein, dem es gelungen war, die beiden Pferde wieder einzufangen. Er machte sich daran, das Geschirr in Ordnung zu bringen. Nebenbei warf er einen Blick auf den am Boden liegenden Bären. Es tat ihm um das prächtige Fell leid. Der Bär mußte zurückgelassen werden als leichte Beute für Geier und Wölfe.

Michael Strogoff unterrichtete den Jemschik über die Lage der beiden anderen Reisenden und teilte ihm mit, daß er sich dazu entschlossen habe, ihnen ein Pferd vom Gespann des Tarantas zur Verfügung zu stellen. Der Jemschik war damit einverstanden. »Ganz, wie es dir beliebt. Allerdings - zwei Wagen sind mehr als einer. Ich meine ...« »Schon gut, Freundchen!« mischte sich Alcide Jolivet ein. »Du wirst natürlich auch doppelte Bezahlung bekommen.« »Na, dann los, meine Turteltäubchen!« schrie der Jemschik erfreut.

Nadja hatte den Tarantas wieder bestiegen, während Michael Strogoff und seine Begleiter zu Fuß nachkamen.

Es mochte gegen drei Uhr morgens sein. Der Sturm war abgeflaut, er fauchte nur noch mit verminderter Kraft durch den Hohlweg, so daß man schnell vorwärts kam.

Beim ersten Schimmer des Morgenrotes hatte der Tarantas den Teleg-Rest erreicht. Er war mittlerweile bis zu den Achsen im Schlamm versunken. Man konnte sich jetzt recht gut vorstellen, daß ein kräftiger Ruck des Gespanns das lockere Gefährt in zwei Teile zerrissen hatte.

Das eine Seitenpferd des Tarantas wurde, so gut es ging, an den Sitzkasten des Teleg gespannt. Die beiden Zeitungsleute nahmen auf der Bank ihres sonderbaren Fahrzeuges Platz und trieben die Pferde an.

Sechs Stunden später trafen beide Fuhrwerke in Jekaterinburg ein, ohne daß weitere Zwischenfälle zu verzeichnen waren.

Der erste Mensch, den die beiden Journalisten vor dem Tor des Posthauses trafen, war ihr eigener Jemschik, der die Ankunft der zweiten Hälfte seines Teleg mit Gemütsruhe zur Kenntnis nahm.

Seelenruhig ging er seinen Passagieren entgegen und streckte die Hand aus, um sein Trinkgeld einzukassieren.

Harry Blount stürzte dem Postkutscher wütend entgegen. Sein britannischer Zorn brach in voller Heftigkeit aus. Wäre der Jemschik nicht entsetzt zurückgewichen, hätte der Engländer seine Absicht verwirklicht, dem Jemschik sein »na vodku« mit einem nach allen Regeln der edlen Boxkunst geführten Faustschlag ins Gesicht zu zeichnen.

Alcide Jolivet lachte aus voller Kehle über den mißlungenen Angriff. »Der arme Teufel ist ganz in seinem Recht!« rief er. »Seine Schuld ist es doch nicht, wenn wir es nicht fertigbekamen, ihm zu folgen!«

Er zog einige Kopeken aus der Tasche und steckte sie dem Jemschik zu. »Da, Freundchen«, sagte er gutmütig. »Wenn du sie nicht verdient hast, war es nicht deine Schuld!«

Das verdoppelte die Aufregung Harry Blounts. Er rief nach dem Postmeister, an dem er sich schadlos halten wollte und dem er einen Prozeß androhte. »Einen Prozeß! Und in Rußland!« sagte der Franzose. »Sie würden seinen Ausgang niemals erleben. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen bestimmt nicht. Kennen Sie die Geschichte von der russischen Amme, die vor Gericht gegen die Familie des von ihr betreuten Kindes klagte? Sie wollte erreichen, daß sie den Säugling auch in Zukunft weiternähren durfte.« »Nie gehört!« erklärte der Engländer. »Dann wissen Sie auch nicht, was aus jenem Säugling geworden war, als das Gericht das Urteil zugunsten

der Amme fällte?« »Keine Ahnung«, sagte Harry Blount. »Liebe Zeit, ein Oberst der Gardehusaren war aus ihm geworden!«

Harry Blount blieb nichts anderes übrig, als in das allgemeine Gelächter einzustimmen.

Alcide Jolivet holte sein Notizbuch heraus und schrieb sich das Ergebnis der abenteuerlichen Uralüberquerung auf: »Teleg, ein in Rußland gebräuchlicher Wagen. Wenn er abfährt mit vier, wenn er ankommt mit zwei Rädern.«

7. KAPITEL

DIE TATAREN! DIE TATAREN!

Michael Strogoff war davon überzeugt, daß es in Jekaterinburg keine Schwierigkeiten machen werde, für die beiden Journalisten ein neues Fahrzeug zu beschaffen.

Die Stadt gehörte ihrer geographischen Lage nach schon zu Asien, unterstand aber noch der Verwaltung des Gouvernements von Perm. Sie war im Jahre 1723 gegründet worden und hatte sich schnell entwickelt. Das lag in erster Linie daran, daß sich in Jekaterinburg die erste und bedeutendste Münzstätte des Reiches befand, in zweiter Linie war der schnelle Aufstieg auf die Stellung der Stadt als Mittelpunkt eines reichen Industriegebietes zurückzuführen. Erzhöfen, Gold- und Platinwäschereien waren in großer Zahl vorhanden. In Jekaterinburg residierte deshalb auch die kaiserliche Generaldirektion der Erzbergwerke.

In den Mauern von Jekaterinburg hielten sich seit Beginn des Tatarenaufstandes fast doppelt so viele Menschen auf wie in normalen Zeiten. Von dem Einfall bedrohte Russen und Sibirier hatten in der Stadt Zuflucht gesucht. Viele von ihnen waren aus den Provinzen geflohen, die schon von Feofar-Khans Horden überschwemmt worden waren. Besonders stark war der Anteil der Flüchtlinge aus dem Gebiet der Kirgisen, das sich südwestlich des Irtysch bis zu den Grenzen von Turkestan ausdehnt.

Michael Strogoff beschaffte sich ohne Mühe neue Pferde für seinen Tarantas. Die Straße nach Irkutsk wand sich von Jekaterinburg bis nach Tjumen durch zahlreiche Hügelketten, die Ausläufer des Uralgebirges. Auch die Strecke von Tjumen nach Novo-Zaimskoje führte noch durch niedriges Bergland.

Jenseits von Novo-Zaimskoje aber würde die grenzenlose Steppe beginnen, die sich bis vor die Tore von Krasnojarsk ausdehnt. Die Fahrt durch die Steppe sollte einen erheblichen Teil der Reise ausmachen: 1 700 Werst, mehr als 1 800 Kilometer.

Als nächstes Ziel war Ischim vorgesehen, das 630 Werst von Jekaterinburg entfernt lag. Die beiden Berichterstatter wollten sich dort zunächst über die Kriegslage informieren, während Michael Strogoff sich vorgenommen hatte, ohne jeden Aufenthalt weiterzufahren. »Meine Herren, es wird mir sehr angenehm sein, einen Teil der bevorstehenden Reise in Ihrer Gesellschaft zu verbringen«, sagte er zu Jolivet und Blount. »Ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen, daß ich mich sehr beeilen werde, um bald nach Omsk zu kommen. Meine Schwester und ich wollen dort unsere Mutter treffen. Es steht nicht fest, ob wir Omsk überhaupt erreichen werden, bevor die Stadt den Tataren in die Hände gefallen ist. Ich werde mich deshalb auf den Poststationen niemals länger als ein paar Minuten aufhalten. Außerdem werde ich Tag und Nacht unterwegs sein.« »Sie sprechen mir aus dem Herzen, Herr Korpanoff!« erklärte Alcide Jolivet. »Genauso wollten wir es auch machen.«

»Dann würde ich Ihnen raten, keinen Augenblick zu verlieren. Mieten oder kaufen Sie sich einen Wagen, der ...« »Der so freundlich ist, mit allen vier Rädern auf der nächsten Station anzukommen. Mehr wollen wir gar nicht verlangen von unserem Gefährt.«

Eine halbe Stunde später hatte Alcide Jolivet bereits ohne größere Mühe einen Tarantas aufgetrieben, der dem Fahrzeug Michael Strogoffs ziemlich ähnlich war.

Gegen Mittag verließen die beiden Fuhrwerke Jekaterinburg. Nadja war endlich in Sibirien, auf der endlosen Straße, die nach Irkutsk führt. Drei kräftige Pferde zogen sie durch das Land der Verbannten, in dem ihr Vater zu leben verurteilt war.

Sie sah nichts von der Landschaft, die der Tarantas mit einer Geschwindigkeit von sechzehn Werst in der Stunde durchflog. Nur selten bekam man einen angebauten Acker zu sehen. Dafür stieß man häufig auf Bergwerke und Hüttenbetriebe. Neben Eisen in Überfluß bauten die Bergleute hier Kupfer, Gold und Platin ab.

Ab und zu lösten sich Nadjas Gedanken von den entlegenen Provinzen am Baikalsee. Das geschah, wenn sie heimlich ihren Reisegefährten betrachtete. Sie fühlte sich unter seinem Schutz in Sicherheit. Ein wirklicher Bruder hätte sie nicht zuvorkommender, aufopfernder und liebenswürdiger behandeln können.

Der Kurier saß schweigend in seiner Ecke und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Er sah jetzt, daß seine Begegnung mit Nadja ihm ein gutes Mittel in die Hand gegeben hatte, um seinen Auftrag zu erfüllen, ohne unterwegs als Kurier des Zaren erkannt zu werden. Die ruhige Unerschrockenheit des jungen Mädchens gefiel ihm. Er empfand für seine mutige Begleiterin nicht nur Hochachtung, sondern auch Zuneigung.

Seitdem Michael Strogoff die Grenze Sibiriens überschritten hatte, begann für ihn der schwerere Teil seiner Reise. Wenn Iwan Ogareff sich wirklich schon in Sibirien befand und die beiden Zeitungsleute nicht nur einem Gerücht zum Opfer gefallen waren, mußte Michael von nun an besonders vorsichtig auftreten.

Im zweiten Wagen war die Stimmung bedeutend bewegter. Alcide Jolivet plauderte temperamentvoll über alles, was ihm am Herzen lag. Harry Blount antwortete selten und trug nur unwesentlich zum Gespräch bei, wenn es nicht zu umgehen war. Jeder der beiden Journalisten beobachtete die Gegend zu beiden Seiten der Tarantas und schrieb sich seine Anmerkungen auf. Es gab zur Zeit nicht viel, was das Aufschreiben lohnte. Westsibirien war eine wenig anziehende

Landschaft. Einer der seltenen Fälle trat ein, daß beide Berichterstatter der gleichen Meinung waren.

Auf jeder Poststation trafen sich die Zeitungsleute mit Nadja und Michael. Nadja stieg nur dann aus dem Tarantas, wenn eine Mahlzeit bevorstand. An der Frühstücks- oder Mittagstafel verhielt sie sich sehr schweigsam.

Alcide Jolivet bewunderte die junge Livländerin, hütete sich aber davor, die Grenzen der Höflichkeit zu überschreiten. Es beeindruckte ihn, wie Nadja die Strapazen einer so beschwerlichen Reise mit freundlicher Geduld ertrug.

Michael Strogoff ärgerte sich über jede Minute Aufenthalt. Auf jeder Poststation trieb er die Postmeister an, ließ die Jemschiks nicht zur Ruhe kommen und überwachte das Anspannen, um jede Verzögerung zu verhindern. Auch die Mahlzeiten mußten im Eiltempo heruntergeschlungen werden. Harry Blount bedauerte diese Tatsache ganz besonders, weil er ein langsamer und gewissenhafter Esser war. Kaum war die Rechnung bezahlt, als Michael Strogoff auch schon aufstand und zum Wagen ging.

Harry Blount kümmerte sich um das Mädchen überhaupt nicht. Er mochte sich nicht einmal mit seinem Kollegen über Nadja unterhalten. Der ehrenwerte Gentleman hatte die Angewohnheit, niemals zwei Dinge zur gleichen Zeit zu tun. Jetzt nahmen die Reise und seine berufliche Arbeit ihn voll in Anspruch. Das genügte ihm vollauf.

Als Alcide Jolivet ihn einmal beiläufig fragte, wie alt die junge Livländerin wohl sein mochte, antwortete Harry Blount ganz ernsthaft und mit halbgeschlossenen Lidern: »Welche junge Livländerin?« »Na, zum Kuckuck, die Schwester Nikolaus Korpanoffs selbstverständlich?« »Das ist seine Schwester?« »Nein, seine Großmutter!« schrie Alcide Jolivet, den die Gelassenheit seines Kollegen aus der Ruhe brachte. »Also sagen Sie schon, welches Alter trauen Sie ihr zu?«

»Wenn ich bei ihrer Geburt dabeigewesen wäre, würde ich es ganz genau wissen«, antwortete Harry Blount würdevoll. Damit war dieses Thema für ihn erschöpft.

Der Landstrich, durch den die beiden Fuhrwerke rollten, war menschenleer und trostlos. Das Wetter war recht gut, der Himmel nur leicht bewölkt. Wenn die Fahrzeuge gefedert gewesen wären, hätte man das Reisen beinahe als Vergnügen empfunden. Man kam sehr schnell vorwärts.

Nach einigen Werst beobachtete Michael schon die ersten von ihren Bewohnern verlassenen Dörfer und Einzelanwesen. Die Tataren konnten nicht mehr weit sein! Die Bauern schienen ihre Herden von Schafen, Kamelen und Pferden mitgenommen zu haben und mußten wohl in die nördlichen, von den Tataren gemiedenen Ebenen geflohen sein.

Der Postbetrieb ging noch immer ohne Störung weiter. Auch der Telegraf funktionierte noch, soweit es die Unterbrechungen des Drahtes zuließen. Auf jeder Station lieferten die Postmeister die verlangten Pferde zu den vorgeschriebenen Bedingungen. Auf jeder Station waren die Telegrafenschalter besetzt. Es konnte höchstens vorkommen, daß die zahlreichen Staatsdepeschen, die mit Vorrang zu befördern waren, den Lauf der normalen Telegramme etwas verzögerten. Harry Blount und Alcide Jolivet versäumten keine Gelegenheit, um ihre brandeiligen Neuigkeiten weiterzuleiten.

Michael Strogoff war mit dem bisherigen Verlauf seiner Reise sehr zufrieden. Er hatte sich nirgends wesentlich verspätet. Wenn es ihm jetzt auch noch gelang, die Spitze der von Feofar-Khan über Krasnojarsk hinaus vorgeschobenen Tatarenhaufen zu umgehen, war zu erwarten, daß er Irkutsk ohne Zwischenfälle und in einer noch nie dagewesenen Rekordzeit erreichen konnte.

Am nächsten Tag erreichten die beiden Tarantas um sieben Uhr morgens die kleine Stadt Tuluguisk. Sie hatten seit

Jekaterinburg bisher 220 Werst zurückgelegt. Eine halbe Stunde Frühstückspause, dann ging die Fahrt weiter, und zwar in einer Geschwindigkeit, die nur auf die Zusage eines größeren »na vodku« zurückzuführen sein konnte.

Wenige Stunden später trafen die Reisenden in Tjumen, einer sechzig Werst von Tuluguisk entfernten Stadt, ein. Auch in Tjumen hatten sich zahllose Flüchtlinge aus der umliegenden Provinz eingefunden.

Die beiden Korrespondenten gingen sofort auf die Jagd nach Neuigkeiten. Was die sibirischen Flüchtlinge zu erzählen hatten, klang nicht sehr tröstlich. Es wurde behauptet, die Armee Feofar-Khans marschiere dem Ischim-Tal entgegen. Viele der Befragten bestätigten, daß Oberst Iwan Ogareff sehr bald mit dem Tatarenhäuptling zusammentreffen werde. Man befürchtete davon eine Beschleunigung und Verstärkung der Tatarenangriffe, vor allem im Osten Sibiriens.

Die russischen Truppen mußten zum größten Teil erst aus den europäischen Provinzen des Zarenreiches herangeführt werden und waren noch viel zu weit vom Kriegsschauplatz entfernt, um den Tatareneinfall wirkungsvoll abriegeln zu können. Die Kosaken des Gouvernements Tobolsk sollten dagegen schon dicht vor Tomsk stehen. Sie hatten den Befehl, die Aufständischen dort zu empfangen.

Alle Nachrichten verstärkten die Absicht Michael Strogoffs, die Fahrt so schnell wie möglich fortzusetzen. Um acht Uhr abends fuhr sein Tarantas, gefolgt vom Fahrzeug der Zeitungsleute, in Jalutorowsk ein. Rasch wurden die Pferde gewechselt, weiter ging die Reise. Vor der Stadt wurde der Tobolfluß auf einer Fähre überschritten. Die Überfahrt nahm nur wenig Zeit in Anspruch, es handelte sich um ein langsam fließendes, nicht sehr breites Gewässer. Die im weiteren Verlauf der Fahrt zu erwartenden Flußübergänge würden bestimmt nicht so harmlos vonstatten gehen.

Um Mitternacht passierten die Fahrzeuge den Flecken Novo-Zaimskoje. Hier hörte die leicht wellenförmige Landschaft endlich auf, zugleich aber auch die bewaldeten Abhänge, die letzten Anzeichen des Uralgebirges.

Die Tarantas rollten in die endlose sibirische Steppe, eine tellerflache Ebene ohne Grenzen. Kein Baum, kein Strauch war zu sehen. Hohe Gräser bildeten den einzigen Bewuchs des wüstenartigen Geländes. Fern am Horizont schien die flimmernde Steppe direkt in den Himmel überzugehen.

Das Auge fand keine anderen Haltepunkte als die Telegrafmasten zu beiden Seiten der Straße mit ihren leise im Wind schwingenden und summenden Drähten. Das weißliche Band der Straße war mit staubfeinem Sand bedeckt, den der geringste Windhauch in dichten Wolken aufwirbelte. Die Tarantas waren bald mit diesem Staub überzogen.

Durch die Steppe jagten Michael Strogoff und seine Gefährten mit noch größerer Geschwindigkeit als bisher. Die Pferde hatten keine besonderen Hindernisse zu überwinden. Sie ließen sich willig von den Jemschiks antreiben. Die Fahrzeuge flogen Ischim entgegen, wo die beiden Korrespondenten zunächst bleiben wollten.

Die ganze Nacht über ging die rasende Fahrt ohne längeren Aufenthalt weiter. Die Jemschiks hielten ihre Passagiere für große Herren und wagten es nicht, sich ihren Wünschen zu widersetzen. Sie gründeten ihre hohe Meinung auf die sehr freigiebig verteilten Trinkgelder.

Am nächsten Morgen waren die Fahrzeuge nur noch dreißig Werst von Ischim entfernt, als Michael auf der Straße vor sich eine Staubwolke entdeckte. Hinter der Wolke verbarg sich, wie der Kurier beim Näherkommen feststellte, eine Postkutsche, deren Insasse es offenbar ebenfalls sehr eilig haben mußte.

Der Postillion schlug ununterbrochen auf seine Gäule ein und versuchte, sie mit Zurufen und der Peitsche zu noch

schnellerem Galopp anzutreiben. Die Kutsche war über und über mit Staub bedeckt. Michael Strogoff rechnete sich aus, daß diese Postkutsche Novo-Zaimskoje nicht passiert haben konnte. Er hätte sonst schon auf der letzten Station etwas davon merken müssen. Außerdem waren die Pferde des Postwagens müde, mußten also schon eine beträchtliche Strecke zurückgelegt haben.

Michael Strogoff hatte nur einen Gedanken, als er die Kutsche sah: Er mußte sie unter allen Umständen überholen und vor ihr in Ischim ankommen, um die verfügbaren Pferde für seinen Tarantas zu sichern. Die Jemschiks ließen ihre Peitschen knallen, die ausgeruhten Gespanne zogen mächtig an und zeigten, was in ihnen steckte. Nach wenigen Minuten hatte Michael Strogoff die staubige Kutsche eingeholt. Seite an Seite rollten die beiden Fahrzeuge dahin. In diesem Augenblick wurde der Vorhang der Postkutsche beiseite geschoben, ein Männerkopf war zu sehen. Michael Strogoff hatte kaum Zeit dazu, sich nach dem Kopf umzusehen, hörte aber doch den Befehl einer Kommandostimme: »Anhalten! Sofort anhalten!«

Die beiden Fahrzeuge dachten gar nicht daran, anzuhalten. Sie fuhren im Gegenteil immer schneller und hatten die Postkutsche bald eingeholt. Das Gespann der Kutsche schien von den vorüberbrausenden Tarantas angeregt worden zu sein. Es gelang ihm, für wenige Augenblicke mit den anderen beiden Wagen Schritt zu halten. Alle drei Fahrzeuge verschwanden in einer dichten Staubwolke. Aus diesem weißgrauen Nebel erklang wie ein Raketenfeuer das Knallen der Peitschen, vermischt mit den aufmunternden oder wütenden Zurufen der Jemschiks.

Michael Strogoff mit seinen Begleitern konnte bald seinen Vorsprung vergrößern - einen Vorsprung, der für die Weiterreise sehr wichtig war, wenn die nächste Poststation nur über einen kleinen Pferdebestand verfügte. Es war gut möglich, daß der Postmeister nur einen Wagen bespannen konnte.

Michael kam es darauf an, daß es sich bei diesem einen um seinen Wagen handelte. Die beiden Zeitungsleute brauchten keine frischen Pferde, sie wollten zunächst in Ischim bleiben.

Eine halbe Stunde später sah man die überholte Postkutsche nur noch als winziges Pünktchen am Horizont der Steppe. Gegen acht Uhr abends trafen die beiden Tarantas am Posthaus Ischim, gleich am Eingang der Stadt, ein.

Die Nachrichten über den Tatareneinfall wurden immer schlimmer. Die Stadt Ischim war schon von den Vorhutten Feofar-Khans bedroht. Die örtlichen Staatsbehörden hatten sich schon vor zwei Tagen nach Tobolsk, das über eine Garnison verfügte, zurückgezogen. In Ischim gab es weder einen Beamten noch einen Soldaten.

Michael Strogoff verlangte sofort nach der Ankunft beim Postmeister frische Pferde für sein Gespann.

Er hatte richtig gehandelt, die staubige Postkutsche mit äußerster Kraft zu überholen. Die Poststation verfügte nur über drei Pferde, die man sofort anschirren konnte. Die anderen lagen erschöpft von anderen kurz zuvor zurückgelegten Strecken in den Stallungen.

Der Postmeister gab den Befehl, den Tarantas sofort zu bespannen. Die beiden Korrespondenten ließen ihren Wagen für die nächste Zeit in einem Schuppen des Posthauses unterbringen.

Zehn Minuten nach der Einfahrt in den Hof des Posthauses bekam Michael Strogoff die Meldung, daß sein Tarantas abfahrbereit auf der Straße stehe. Er bedankte sich, dann wandte er sich den beiden Journalisten zu: »Meine Herren, da Sie in Ischim bleiben werden, müssen wir nun Abschied nehmen.«

»Was, Sie wollen sich in Ischim nicht einmal eine kleine Stunde aufhalten?« fragte Jolivet verwundert. »Nein, ich möchte gerne weiterfahren, bevor die von uns überholte

Postkutsche hier eintrifft.« »Haben Sie etwa Angst, daß der nachkommende Reisende Ihnen die Pferde streitig macht?« »Ich gehe jeder Schwierigkeit aus dem Wege, Herr Jolivet«, erklärte Michael. »Dann auf Wiedersehen, Herr Korpanoff, und herzlichen Dank für Ihre Hilfe und das Vergnügen, mit Ihnen reisen zu dürfen!« sagte Alcide Jolivet. »Es kann sein, daß wir uns in ein paar Tagen in Omsk wiedertreffen!« fügte Harry Blount hinzu. »Das ist nicht ausgeschlossen!« meinte der Kurier. Die beiden Zeitungsleute ergriffen seine Hände, um sie zum Abschied herzlich zu schütteln. Draußen hörte man einen Wagen heranrollen. »Also, glückliche Reise, lieber Herr Korpanoff!« rief der Franzose. »Gott behüte Sie vor allen Telegs!«

In diesem Augenblick wurde die Tür des Gebäudes aufgerissen. Ein Mann stürmte herein.

Michael Strogoff erkannte den Insassen der Postkutsche, die er kurz zuvor überholt hatte. Es war ein Mann von straffer Haltung, der etwa vierzig Jahre alt sein mochte. Auf seinen breiten Schultern saß ein gewaltiger Kopf. Er trug einen riesigen Schnurrbart, der unmittelbar in einen rötlichen Backenbart überging. Der Mann steckte in einer russischen Uniform ohne Rangabzeichen. Er hatte eine Peitsche mit kurzem Stiel in der Hand. »Pferde!« brüllte er mit befehlsgeohnter Stimme, so daß der Postmeister erschrocken herumfuhr. »Tut mir leid, im Augenblick kann ich Ihnen keine zur Verfügung stellen!« sagte der Postmeister bedauernd und verbeugte sich höflich. »Ich muß aber sofort welche haben, verstanden!« »Ganz unmöglich!« antwortete der Posthalter. »Was sind das für Pferde vor dem Tarantas, der draußen vor dem Tor auf der Straße steht?« fragte der Fremde und sah sich im Zimmer um. »Sie sind von diesem Reisenden belegt!« erläuterte der Postmeister und deutete auf Michael Strogoff.

»Dann werden sie sofort wieder abgespannt!« rief der Mann in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete.

Michael Strogoff trat einen Schritt vor. »Diese Pferde sind von mir bestellt!« sagte er. »Das ist mir gleichgültig. Ich brauche sie. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Vorwärts! Na, wird's bald?« Drohend wandte sich der Fremde an den Postmeister. »Meine Zeit ist genauso wertvoll!« erwiderte Michael. Er nahm sich vor, auf keinen Fall die Beherrschung zu verlieren, konnte sich aber nur mit Mühe zurückhalten.

Nadja stellte sich neben ihn. Sie war äußerlich ganz ruhig, befürchtete aber einen Auftritt, den sie gerne vermeiden wollte. »Genug geredet jetzt!« schrie der fremde Reisende. Dann wandte er sich wieder dem Postmeister zu. »Sie lassen den Tarantas draußen wieder abschirren!« befahl er ihm. »Die Pferde werden vor meinen Wagen gespannt.«

Der Postmeister wußte nicht mehr, wem er gehorchen sollte. Verlegen sah er zu Michael Strogoff hinüber, dessen Sache es doch war, sich mit dem Fremden und seinen unverschämten Forderungen auseinanderzusetzen.

Michael Strogoff zögerte einen Augenblick. Er hätte seinen Podaroschna herausziehen können. Dann wäre sofort die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf ihn und seinen Auftrag von höchster Stelle gelenkt worden. Das mußte unbedingt vermieden werden. Andererseits durfte Michael sich die Verzögerung der Reise nicht gefallen lassen, wenn er seinen Auftrag ernst nahm. Er mußte bei allen Überlegungen aber daran denken, daß ein zweckloser Streit seine ganze Weiterreise gefährden konnte.

Die beiden Journalisten sahen auf Michael Strogoff. Sie schienen dazu bereit zu sein, ihm beizustehen, wenn Not am Mann war. »Meine Pferde bleiben vor meinem Tarantas!« sagte Michael, ohne dabei die Stimme mehr zu erheben, als es einem sibirischen Kaufmann aus Irkutsk zustand.

Der Fremde trat auf Michael zu und schlug ihm mit der Hand schwer auf die Schulter. »Ach, so sieht es aus! Du

weigerst dich, mir deine Pferde abzutreten?« »Ja«, antwortete der Kurier. »Gut - dann werden die Pferde dem gehören, der später noch dazu die Kraft besitzt, mit ihnen weiterzureisen!« brüllte der Fremde. »Verteidige dich, ich werde dich nicht schonen!«

Der Mann riß seinen Säbel aus der Scheide und sprang in Fechtstellung. Nadja stürzte sich zwischen ihn und Michael Strogoff. Die beiden Journalisten traten an die Seite des Kuriers. »Ich werde mich nicht schlagen!« erklärte Michael Strogoff gelassen und kreuzte, um sich besser beherrschen zu können, die Arme vor der Brust. »Du wirst dich nicht schlagen?« »Nein.« »Auch jetzt noch nicht?« schrie der Reisende und schwang die Hetzpeitsche, die Michael Strogoff an der Schulter traf.

Der Kurier wurde bleich wie die Wand. Seine Hände hoben sich krampfhaft, als wollten sie den Gegner erwürgen. Nur mit Mühe konnte er sich zurückhalten. Ein Zweikampf - das war mehr als eine Verzögerung, daran konnte die Erfüllung seines Auftrages scheitern. Es schien ihm besser, einige Stunden zu opfern. Dann blieb ihm aber nichts anderes übrig, als die tödliche Beleidigung hinzunehmen. Er raffte sich auf. »Nein, auch jetzt schlage ich mich nicht!« sagte er und sah dem Fremden fest in die Augen. »Die Pferde vor meine Kutsche! Und zwar sofort!« herrschte der fremde Mann und verließ das Zimmer.

Der Postmeister folgte ihm achselzuckend. Vorher warf er Michael einen Blick zu, der alles andere als Zustimmung zum Verhalten des Kuriers bedeutete.

Michael Strogoffs Ansehen besserte sich durch diesen Vorfall keineswegs. Die beiden Journalisten verbargen ihre Enttäuschung nicht. Dieser kräftige junge Mann ließ sich mit der Nagaika schlagen, ohne Genugtuung zu verlangen! Sie grüßten zum Abschied etwas verlegen und zogen sich zurück, wobei Alcide Jolivet zu Harry Blount sagte: »Das hätte ich nie

geglaubt von einem Mann, der die Bären im Ural im Handumdrehen aufschlitzt! Vielleicht ist es doch wahr, daß der Mut seine Stunden und seine gewissen Formen hat. Die Sache verstehe ich nicht. Ob es daran liegt, daß wir beiden und unsere Vorfahren niemals Leibeigene gewesen sind und uns deshalb mit dieser merkwürdigen Denkweise des Herrn Korpanoff nicht anfreunden können?« Räderrollen und Peitschenknallen deuteten an, daß die mit den Pferden des Tarantas bespannte Postkutsche die Station verließ.

Der Kurier des Zaren hatte sich mit gekreuzten Armen auf eine Bank des Wartesaales gesetzt. Er unterschied sich kaum von einer Bildsäule. Eine tiefe Röte hatte die Blässe in seinem Gesicht verdrängt. Michael Strogoff zitterte leise vor Erregung.

Nadja stand an seiner Seite. Sie zweifelte nicht daran, daß der Mann neben ihr seine wichtigen Gründe dafür gehabt hatte, eine so schwere Beleidigung ungerächt hinzunehmen. »Gib mir deine Hand, Bruder!« sprach sie ihn an, ganz wie er sie bei ihrer Begegnung im Polizeiamt zu Nishni Nowgorod angesprochen hatte.

Michael Strogoff überließ ihr seine Hand. Sie streichelte seine Finger mit einer mütterlich-zärtlichen Bewegung. Auf die verschlungenen Hände fiel eine Träne.

Nadja fühlte, daß ein wichtiges Geheimnis unter der merkwürdigen Handlungsweise des Kuriers stecken mußte. Er schien nicht das Recht zu haben, über seine Person selbst zu verfügen. Er mußte sich seiner Pflicht opfern - auch in einer Lage wie der gerade überstandenen.

Sie hütete sich, von Michael Strogoff eine Erklärung für sein Verhalten zu verlangen.

Der Postmeister konnte erst für den Morgen des nächsten Tages frische Pferde zusagen, es blieb also nichts anderes übrig, als die Nacht auf der Poststation zuzubringen. Für Nadja hatte das den Vorteil, daß sie endlich wieder einmal in einem

richtigen Bett schlafen konnte, um sich von den Anstrengungen der vergangenen Tage zu erholen. Es wurde ein Zimmer für sie zurechtgemacht.

Viel lieber hätte das Mädchen sich zu seinem Reisegefährten gesetzt. Nadja fühlte aber, daß Michael lieber allein bleiben wollte. Bevor sie sich in ihr Zimmer zurückzog, trat sie auf den Kurier zu. »Lieber Bruder ...«, flüsterte sie.

Aber Michael wehrte sie ab und versank wieder in seine starre Haltung. Seufzend verließ Nadja das Zimmer.

In dieser Nacht konnte Michael Strogoff nicht schlafen. Die Stelle an seiner Schulter, wo ihn die Nagaika des Fremden getroffen hatte, brannte wie Feuer. »Für das Vaterland und für den Zaren!« murmelte er vor sich hin. Michael hatte sich die Gesichtszüge des Mannes, der es gewagt hatte, ihn zu schlagen, unauslöschlich eingeprägt. Eines Tages würde er ihm wiederbegegnen! Dann würde er herausbekommen, wer der Fremde war.

Der Kurier ließ den Postmeister rufen. Er kam sofort. Als Sibirier vom alten Schlag sah er den jungen Mann etwas über die Achsel an. Er wartete darauf, angesprochen zu werden. »Du bist selbst aus diesem Lande?« fragte Michael Strogoff. »Kennst du den Mann, der meine Pferde nahm? Hast du ihn schon einmal gesehen?« »Ich bin Sibirier, gewiß. Aber den Fremden, der dich schlug, habe ich noch niemals gesehen.« »Was meinst du, was der Fremde für ein Mann war?« fragte Michael weiter. »Ein großer Herr, der seinen Willen durchzusetzen verstand!«

Michael warf dem Postmeister einen Blick zu, der ihn bis ins Herz traf. »Du unterstehst dich, über mich zu urteilen?« rief er. »Ja«, antwortete der Sibirier, »denn es handelte sich um Beleidigungen, die auch ein einfacher Kaufmann nicht ohne Abwehr hinnimmt.« »Den Schlag mit der Peitsche meinst du?«

»Genau das, junger Mann. Ich bin alt genug, um dir das zu sagen!« erwiderte der Postmeister.

Michael Strogoff stand auf, ging dem Posthalter entgegen und legte ihm seine beiden wuchtigen Hände auf die Schultern. Dann sagte er mit ruhiger Stimme: »Guter Freund, sieh zu, daß du weiterkommst. Ich könnte dich umbringen!« »So gefällst du mir schon viel besser!« antwortete der Postmeister halblaut. Diesmal hatte er den Kurier nicht mißverstanden. Ohne ein weiteres Wort verließ er den Warteraum.

Am nächsten Morgen, es war der 24. Juli, stand der Tarantas pünktlich um acht Uhr zur Weiterfahrt bereit. Drei kräftige, gut erholte Pferde waren vorgespannt. Michael Strogoff und Nadja nahmen Platz, und wenige Minuten später verschwand Ischim, die Stadt mit der unangenehmen Erinnerung, hinter einer Biegung der Straße.

Auf den nächsten Poststationen, die Michael im Laufe des Tages erreichte, konnte er sich regelmäßig davon überzeugen, daß die Postkutsche ihm immer noch auf dem Wege nach Irkutsk vorausfuhr. Der Reisende hatte es offensichtlich ebenso eilig wie er, die Steppe zu durchjagen.

Am späten Nachmittag mußte bei der Station Abatskaja der Ischimfluß, einer der bedeutendsten Nebenarme des Irtysch, überschritten werden.

Die Überfahrt gestaltete sich schwieriger als die über den Tobol. Die Strömung des Ischim war gerade an diesem Abschnitt sehr stark. Michael bedauerte wieder einmal, daß die Fahrt nicht während der Wintermonate vor sich ging. Im Winter sind die Steppenflüsse mit meterdickem Eis bedeckt und verschwinden unter der Schneedecke. Die Überfahrt mit dem Schlitten hätte nur wenige Minuten beansprucht.

Es dauerte zwei Stunden, bis der Ischim bezwungen war. Zwei fürchterliche Stunden, die Michael zur Verzweiflung brachten. Dazu kam, daß die von den Fährleuten erzählten

Neuigkeiten über den Tatareneinfall alles andere als erfreulich waren.

Die Vorhuten der Armee Feofar-Khans waren schon an beiden Ufern des unteren Ischim beobachtet worden. Dieses Gebiet gehörte zu den südlichen Bezirken des Gouvernements Tobolsk. Omsk war bedroht.

Noch schlimmer war das Gerücht über eine Schlacht zwischen tatarischen und sibirischen Truppen an der Grenze der Kirgisensteppes. Die viel zu schwachen Kräfte der russischen Armee in Sibirien mußten den Rückzug antreten. Das hatte zur Folge, daß die Bauern ihre wichtigsten Habseligkeiten zusammenpackten und ebenfalls flohen.

Man erzählte sich furchtbare Einzelheiten von der Kriegführung der Tataren. Plünderungen und Diebstähle, Brandstiftungen und Morde waren an der Tagesordnung. Überall versuchten die Bewohner des Landes, den Vorhuten Feofar-Khans zu entfliehen. Michael Strogoff mußte befürchten, die zur Weiterreise nötigen Vorspannpferde unterwegs nicht mehr zu bekommen. Er nahm sich vor, seine Ankunft in Omsk mit allen Mitteln zu beschleunigen. Jenseits von Omsk war es eher möglich, den tatarischen Horden zu beiden Seiten des Irtysch auszuweichen und die noch nicht besetzte Straße nach Irkutsk zu erreichen.

Als die Fähre am rechten Ischimufer angekommen war, wurde der Weg durch die Steppe im schnellsten Tempo, das der Jemschik seinen Pferden zumuten konnte, fortgesetzt. Am Horizont waren Rauchwolken zu sehen. Die Vorhut der Tataren markierte ihren Weg mit Flammenzeichen. Feofar-Khans Horden zündeten an, was brennbar war oder im Wege stand.

Der Himmel hatte sich verschleiert. Ab und zu regnete es heftig, hörte aber jedesmal schnell wieder auf. Der Regen hatte

den Vorteil, daß er den Staub der Straße band. So kam man noch schneller vorwärts und hatte freie Sicht.

Seit dem Zwischenfall in Ischim war Michael Strogoff schweigsam und starrte trübsinnig vor sich hin.

Nadja beobachtete ihren Begleiter sorgenvoll. Sie machte sich Gedanken darüber, warum er gerade die Teilstrecke bis Omsk in einer so gnadenlosen Geschwindigkeit zurücklegen wollte. In Omsk wohnte die Mutter Michael Strogoffs. Vielleicht hatte er Angst um sie. Wenn die Stadt in die Hand der Tataren geriet, war sie schwerwiegenden Gefahren ausgesetzt. »Du hast seit Beginn des Tatareneinfalls von deiner Mutter keine Nachricht mehr bekommen?« fragte sie Michael Strogoff. »Nein, Nadja. Der letzte Brief ist schon zwei Monate alt. Er enthielt nur gute Nachrichten. Marfa ist eine energische Frau, eine richtige Sibirierin mit hellen Augen. Sie findet sich auch in schwierigen Lebenslagen zurecht.« »Ich werde sie besuchen, Bruder!« antwortete das Mädchen temperamentvoll. »Du hast mich Schwester genannt, also ist Marfa jetzt auch meine Mutter, und ich bin ihre Tochter!«

Michael Strogoff antwortete nicht sofort. »Vielleicht hat deine Mutter Omsk schon verlassen?« fügte Nadja hinzu. »Das ist nicht ausgeschlossen, Nadja«, meinte der Kurier. »Ich hoffe sogar, daß es ihr gelungen ist, nach Tobolsk zu fliehen. Die alte Marfa haßt die Tataren. Sie kennt die Steppe, sie hat keine Angst. Ich wünschte, sie hätte ihren Stock genommen und wäre längs des Irtysch nach Norden gewandert. Sie kennt alle Ortschaften der Provinz. Mehr als einmal ist sie mit meinem Vater über Land gezogen. Oft durfte ich als Kind bei diesen Jagdzügen durch die sibirische Wüste dabeisein. Ich hoffe, daß meine Mutter Omsk glücklich verlassen hat!« »Wenn deine Mutter aber noch in Omsk ist, wirst du dir eine Stunde Zeit lassen, um sie zu besuchen?«

»Nein, ich werde dazu keine Gelegenheit haben. Vielleicht auf der Rückreise. Aber auf der Hinfahrt kann ich es nicht.«

»Du willst deine Mutter nicht einen Augenblick sehen?«
»Nein, Nadja«, antwortete Michael Strogoff. Er sah ein, daß er die Fragen des jungen Mädchens nicht mehr beantworten konnte. Aber Nadja fragte weiter: »Du sagst nein! Was auf aller Welt kann dich daran hindern, deine Mutter aufzusuchen, wenn du schon einmal in Omsk bist?« »Was mich daran hindern kann? Heute fragst du mich, was mich daran hindern kann, meine Mutter zu besuchen!« sagte er mit einer so veränderten Stimme, daß Nadja zu zittern begann. »In Ischim hast du mich nicht gefragt, warum ich meinen Zorn überwinden mußte, als dieses Scheusal die Hand gegen mich hob, um mich mit der Nagaika zu schlagen ...« »Beruhige dich, Bruder!« sagte Nadja mit leiser Stimme und versuchte, den Kurier zu besänftigen. »Ich weiß, ich spüre es, daß dich jetzt nur ein Gefühl beherrscht: das Gefühl einer Pflicht, die noch heiliger ist als die Pflicht des Sohnes der Mutter gegenüber.«

Nadja schwieg und versuchte es niemals mehr, auf das merkwürdige Verhalten Michael Strogoffs zurückzukommen. Er war an ein Geheimnis gebunden. Nadja beschloß, dieses Geheimnis zu achten. Sie war nicht neugierig.

Am 25. Juli erreichte der Tarantas die Poststation zu Tjukalinsk. Schnell wurden die Pferde gewechselt. Da tauchte eine andere Schwierigkeit auf: Der Jemschik weigerte sich, die Weiterfahrt anzutreten. Er behauptete, die Steppe sei von Tatarengesindel verseucht, dem Reisende, Pferde und Wagen eine willkommene Beute sein würden.

Michael Strogoff besiegte die Abneigung des Kutschers mit klingender Münze. Er wollte von seinem Podaroschna keinen Gebrauch machen. Jeder Reisende, der mit einem so seltenen Ausweispaapier ausgerüstet war, mußte ganz besonders auffallen. Außerdem war es leicht möglich, daß der Jemschik auch nur aus der ungewöhnlichen Eile der Reisenden möglichst viel herausschlagen wollte.

Oder war wirklich ein Zusammenstoß mit Tataren zu befürchten?

Das hohe Trinkgeld hatte gewirkt. Der Tarantas fuhr so schnell weiter, daß er schon um drei Uhr nachmittags in Kulatsinskoje eintraf.

Eine Stunde später hielt der Wagen am Ufer des Irtysch. Omsk war von hier aus nur noch zwanzig Werst entfernt.

Der Irtysch gehört zu den Hauptschlagadern Sibiriens. Er entspringt im Altaigebirge, wendet sich schräg von Südosten nach Nordwesten und mündet nach einem Lauf von 700 Werst in den Ob. Der Juli galt in der sibirischen Niederung als Hochwasserzeit. Auch der Wasserstand des Irtysch war ungewöhnlich hoch, die Strömung noch reißender und stärker, als es in anderen Monaten der Fall war.

Es wäre dem besten Schwimmer unter diesen Umständen nicht gelungen, den Strom zu überqueren. Auch die Fähre war nicht ungefährlich. Ein anderes Mittel zum Übersetzen war aber nicht vorhanden.

Michael Stogoff machte seiner jungen Begleiterin den Vorschlag, er wolle zuerst allein mit Fuhrwerk und Bespannung übersetzen. Das Gewicht dieser Ladung machte die Überfahrt besonders gefährlich. Nadja sollte nachkommen, wenn die Fähre wieder zurückgekehrt war.

Das Mädchen lehnte ab. Es wollte nicht, daß auf ihre Person Rücksicht genommen wurde. Die zweifache Fahrt hätte eine Verzögerung von mehr als einer Stunde bedeutet.

Es machte erhebliche Schwierigkeiten, den Tarantas und die drei Pferde auf die Fähre zu bringen. Wegen des Hochwassers konnte das Floß nicht bis an das Ufer heranfahren. Die Pferde mußten den Wagen ein Stück weit über sumpfigen, überfluteten Boden ziehen. Schließlich waren alle an Bord. Neben dem Tarantas und dem Gespann waren Michael, Nadja und der Jemschik auf der Fähre untergebracht.

Die Überfahrt begann reibungslos. Der Irtysch bildete auf dem ersten Teil der Strecke einen Wirbel, den das Gefährt leicht überwand. Die beiden Fährleute stießen das Fahrzeug mit langen Stangen vorwärts. Je mehr sie sich aber der Mitte des Stromes näherten, desto tiefer versanken die Stangen im Flußbett. Bald war nur noch ein Fußbreit von den Stangen über dem Wasserspiegel zu sehen.

Michael und Nadja hatten sich im hinteren Teil der Fähre niedergelassen und beobachteten die Arbeit der Fährleute.

»Achtung!« schrie einer der beiden seinem Kameraden zu. Die Fähre drehte sich ein Stück, wurde von der Strömung ergriffen und trieb stromabwärts. Die Fährleute versuchten mit aller Gewalt, ihr Gefährt wieder in den richtigen Winkel gegen den Strom zu bringen. Es gelang ihnen nur unvollkommen, weil die Stangen immer wieder von der Strömung weitergeschoben wurden. Trotzdem näherte sich die Fähre allmählich der Mitte des Stromes.

Schon jetzt stand fest, daß das Wasserfahrzeug mindestens sechs Werst unterhalb der Abfahrtsstelle am anderen Ufer ankommen würde. Das war nicht weiter schlimm, weil der kleine Umweg mit dem Tarantas schnell wieder eingeholt werden konnte.

Michael Strogoff versprach den beiden Fährleuten reiche Trinkgelder, wenn sie ihre Fracht heil zum anderen Ufer brächten. Die Fährleute bedankten sich überschwenglich. Sie zweifelten nicht daran, daß das Unternehmen ohne weitere Zwischenfälle zu Ende geführt werden konnte.

Die Fähre hatte jetzt die Mitte des Stromes erreicht, sie schwamm mit der Geschwindigkeit von zwei Werst in der Stunde flußabwärts. Michael stand am Hinterteil des Gefährts und beobachtete beide Ufer des Stromes und die gewaltige Wasserfläche stromaufwärts.

Er sah dort etwas, das ihn beunruhigte. Den Fluß kamen mehrere kleine Barken herabgeschwommen. Weil sie nicht nur die Strömung ausnutzten, sondern außerdem auch noch mit Rudern vorwärts getrieben wurden, schossen sie pfeilschnell dahin.

Michael Strogoff zog die Stirn in Falten. Ein leiser Schrei kam über seine Lippen. »Was ist?« fragte Nadja.

Bevor Michael Zeit zu einer Antwort fand, rief einer der Fährleute mit erschrockener Stimme: »Die Tataren! Die Tataren!«

Die Boote, in denen man jetzt bewaffnete Männer erkennen konnte, mußten die Fähre in wenigen Minuten eingeholt haben. Das schwerfällige Fahrzeug lag viel zu tief im Wasser, als daß es sich auf eine Wettfahrt mit den leichten Barken einlassen konnte.

Die Fährleute wußten das. Sie schrien vor Angst auf und ließen ihre Bootshaken im Stich. »Fünzig Rubel gehören euch, wenn ihr das Ufer vor diesem Raubgesindel erreicht!« rief Michael Strogoff. Diese Zusage brachte noch einmal Leben in die beiden Fährlenker. Sie strengten sich an, die Fähre wieder in die richtige Stellung zu bringen und die scharfe Strömung zu durchschneiden. Es war zu spät. Niemals würde es gelingen, noch vor der Ankunft der Tataren zu landen.

Würden die Tatarenhorden an der Fähre vorüberfahren, ohne sie zu beachten? Nach allem, was man von Feofar-Khans Armee schon gehört hatte, war damit nicht zu rechnen. »Du mußt keine Angst haben, Nadja!« flüsterte der Kurier dem Mädchen zu. »Aber es ist besser, wenn du auf alles gefaßt bist.« »Ich vertraue dir, Bruder!« »Würdest du dich auch in den Fluß stürzen, wenn ich es verlange?« »Sofort, wenn du es befehlst, Bruder!«

Die Tatarenboote hatten jetzt nur noch eine Entfernung von hundert Schritt bis zur Fähre. Sie waren mit einer Abteilung

bucharischer Soldaten besetzt, die offensichtlich die Lage in Omsk erkunden wollten.

Die Fähre befand sich noch zwei Schiffslängen vom Ufer. Die Fährleute verdoppelten ihre Anstrengungen. Auch Michael Strogoff war ihnen beigesprungen und hatte einen Bootshaken ergriffen. Wenn es ihm gelang, den Tarantas an Land zu bringen und im Galopp davonzufahren, hatte er einige Hoffnung, den nicht berittenen Tataren zu entkommen.

Aber seine Anstrengung war vergebens. »Sarin na kitschu!« riefen die Soldaten des ersten Bootes.

Michael verstand das Kriegsgeschrei der tatarischen Piraten. Es gab darauf keine andere Antwort, als sich flach auf den Boden zu werfen. Und da weder er selbst noch die Fährleute diesem Befehl gehorchten, prasselte eine kräftige Gewehrsalve herüber, von der zwei der Pferde getötet wurden.

Wenige Augenblicke später wurde die Fähre von einem heftigen Stoß erschüttert. Mehrere Barken hatten angelegt. »Komm, Nadja!« rief Michael Strogoff. Bevor er den Tataren in die Hände fiel, wollte er sich zusammen mit dem Mädchen in den Irtysh stürzen.

Nadja wollte ihrem Begleiter folgen, als Michael Strogoff von einem Lanzenstich getroffen wurde und in den Strom fiel. Das Wasser riß ihn fort. Eine Zeitlang sah man seine Arme noch mit den Fluten kämpfen, dann verschwand er unter den wirbelnden Wellen.

Nadja schrie auf. Bevor sie noch die Zeit dazu fand, Michael Strogoff nachzuspringen, wurde sie von hinten gepackt, über die Fähre geschleppt und in eines der Boote geworfen.

Nicht viel später fielen die beiden Fährleute, von Lanzenstichen durchbohrt, und die Fähre trieb steuerlos weiter, während die Tataren ihre Fahrt den Irtysh stromabwärts mit Flintenknallen und johlendem Geschrei fortsetzten.

8. KAPITEL

MUTTER UND SOHN

Omsk ist die offizielle Hauptstadt von Westsibirien. Es ist zwar nicht die größte Stadt dieses Bezirkes - Tomsk hat mehr Einwohner und einen umfangreicheren Stadtbezirk -, aber es beherbergt den Generalgouverneur dieser ersten Hälfte des asiatischen Rußland.

Die Stadt Omsk besteht, wenn man es genau nimmt, eigentlich aus zwei verschiedenen Städten: In der einen wohnen die Beamten der kaiserlichen Verwaltung in ihren Behördenbauten, die andere beherbergt hauptsächlich die sibirischen Kaufleute, deren Handelsbeziehungen allerdings keine überragende Rolle spielen.

Ein Erdwall diente als Verteidigungsanlage, bot aber nur einen sehr unzulänglichen Schutz. Die Tataren wußten das. Sie waren gerade dabei, die Stadt in ihre Gewalt zu bringen. Schon seit einigen Tagen war Omsk von den Truppen Feofar-Khans eingeschlossen.

Die Besatzung hatte zähen Widerstand geleistet, konnte aber mit ihren rund 2 000 Mann nicht viel ausrichten. Der obere Teil der Stadt war in eine Art Festung verwandelt worden. Häuser und Kirchen hatte man mit Schießscharten ausgerüstet. In dieser improvisierten Festung hielten sich die Truppen des Zaren zur Zeit noch. Sie hatten aber keine Aussicht auf Verstärkung oder einen Entsatzangriff.

Die Tataren dagegen wurden von Tag zu Tag zahlreicher. Ihren stärksten Zustrom bekamen sie auf dem Wasserweg des Irtysch. Außerdem hatten sie eine kluge und tatkräftige Führung. Ihr Befehlshaber war zwar ein Verräter an seinem Vaterland, aber er verstand sein Waffenhandwerk

ausgezeichnet, ging mit beispielloser Kühnheit vor und erwarb sich hohe Verdienste. Dieser Offizier war Iwan Ogareff.

Ogareff war nicht weniger furchtbar als der Tatarenhäuptling Feofar-Khan, den er vorwärts drängte. Von seiner Mutter her floß in seinen Adern mongolisches Blut. Er liebte die Hinterlist, verstand es ausgezeichnet, Fallen zu stellen, und trat mit Vorliebe in Verkleidungen auf, wenn er es für richtig hielt. Es kam ihm dabei zugute, daß er ein Meister der Verstellungskunst war. Feofar-Khan besaß in Ogareff einen Stellvertreter, den er auf vielen Gebieten kaum zu übertreffen vermochte.

Als Michael Strogoff am Irtytsch anlangte, war Iwan Ogareff schon Herr von Omsk und trieb die Belagerung des höher gelegenen Stadtteiles voran, weil er Eile hatte, nach Tomsk zu kommen, wo er sich mit der Hauptmacht Feofar-Khans vereinigen wollte.

Tomsk war vor einigen Tagen in die Hände des Emirs gefallen. Von hier aus wollten die Tataren die zentralsibirischen Gebiete überschwemmen und schließlich Irkutsk einnehmen.

Irkutsk - das war das eigentliche Ziel Iwan Ogareffs. Der Verräter hatte den Plan ausgekocht, sich dem Großfürsten unter falschem Namen zu nähern, sein Vertrauen zu erwerben und ihn zu passender Stunde samt der Stadt den Tataren auszuliefern.

Mit dieser Stadt und einer so wertvollen Geisel war es keine Schwierigkeit mehr, das ganze asiatische Sibirien unter die Fuchtel Feofar-Khans zu bringen.

Der Zar wußte von diesem Plan. Um ihn zu vereiteln, solange noch Zeit dazu war, hatte er Michael Strogoff auf die Reise geschickt.

Der Kurier war von dem Lanzenstich des Tataren nicht tödlich verwundet worden. Unter Wasser schwimmend, hatte

Michael Strogoff unbeobachtet das rechte Flußufer erreicht und war in einem Gebüsch in der Nähe des Wassers erschöpft zusammengebrochen.

Als er wieder zu sich kam, lag er in der armseligen Hütte eines Muschiks, der ihn zur rechten Zeit gefunden und in sein Haus gebracht hatte. Michael verdankte ihm die Rettung seines Lebens. Er fragte sich verzweifelt, wie lange er hier schon liegen mochte, wieviel von seiner kostbaren Zeit verlorengegangen war. Als er die Augen öffnete, sah er über sich ein bärtiges, aber sehr freundliches Gesicht, auf dem ein teilnehmendes Lächeln spielte. Er wollte fragen, wo er sich befände, als der besorgte Muschik ihm zuvorkam. »Sprich nicht, Väterchen, sprich nicht. Du bist noch zu schwach. Ich werde dir alles erzählen, was du wissen muß.«

Der Muschik berichtete, er habe zufällig den Überfall der Tataren auf dem Irtysch beobachten können, die Plünderung des Tarantas, die Ermordung der Fährleute ...

Michael hörte ihm kaum zu. Seine Hand tastete unter seiner Kleidung. Er fühlte den kaiserlichen Brief noch immer unversehrt auf seiner Brust und atmete erleichtert auf. »Mich begleitete ein junges Mädchen!« sagte er. »Sie wurde nicht getötet!« beruhigte ihn der Muschik. »Die Tataren schleppten sie auf eine Barke und nahmen sie mit, als sie nach dem Überfall weiter stromabwärts ruderten. Man wird sie als Gefangene nach Tomsk gebracht haben. In Tomsk sollen schon Tausende von Gefangenen zusammengetrieben worden sein.«

Michael konnte nicht antworten. Seine Hand preßte sich auf das heftig klopfende Herz. Nach einer Weile dachte er wieder an seinen Auftrag. »Wo bin ich?« fragte er. »Auf dem rechten Ufer des Irtysch, etwa fünf Werst von Omsk entfernt!« sagte der Muschik. »Was für eine Wunde habe ich davongetragen? War es ein Flintenschuß?« »Nein, einen Lanzenstich am Kopf. Er ist schon vernarbt. Nach einigen Tagen Ruhe wirst du deine Reise vielleicht fortsetzen können, Väterchen. Die Tataren

haben dich nicht gefunden, deshalb konnten sie dich auch nicht ausplündern. Der Geldbeutel steckt auch noch in deiner Tasche.«

Michael Strogoff reichte dem Muschik dankbar die Hand. Dann richtete er sich mit einer plötzlichen Anstrengung auf und fragte: »Wie lange liege ich schon in deinem Hause, guter Freund?« »Seit drei Tagen!«

»Drei Tage verloren! Kannst du mir ein Pferd verkaufen?« »Du willst Weiterreisen? Ich habe weder ein Pferd noch einen Wagen. Wo die Tataren vorübergezogen sind, gibt es so etwas nicht mehr.« »Dann werde ich zu Fuß nach Omsk gehen. Dort werde ich bestimmt ein Pferd kaufen können.« »Pflege dich noch ein paar Stunden, dann will ich dich ziehen lassen, obwohl es eigentlich Mord ist, einen Schwerkranken auf die Straße zu lassen.« »Ich bleibe keine Stunde länger hier!« antwortete Michael Strogoff erregt und verließ das Lager, auf dem er drei Tage lang bewußtlos gelegen hatte.

Der Muschik sah ein, daß alles Zureden nichts half. »Ich werde dich selbst begleiten«, sagte er. »In Omsk sind noch viele Russen. Vielleicht gelingt es dir, dich ungesehen zu ihnen durchzuschlagen.«

Michael Strogoff trat aus der Tür der Hütte. Ein Schwindelanfall überfiel ihn. Ohne die hilfreiche Unterstützung des Bauern wäre er zusammengebrochen. Die frische Luft tat ihm gut. Trotzdem machten ihm die Nachwehen des Lanzenstiches, dessen Heftigkeit die Pelzmütze abgefangen hatte, schwer zu schaffen. Es flimmerte vor seinen Augen. Der Kopf dröhnte, er spürte jeden Herzschlag in den Stirnadern.

Er riß sich zusammen und nahm sich vor, nicht an diese Kleinigkeiten zu denken, sondern nur sein Ziel vor Augen zu sehen. Irkutsk war noch weit. Zunächst galt es, Omsk ohne jeden Aufenthalt zu passieren. »Gott schütze meine Mutter und

Nadja«, murmelte er. »Ich habe jetzt kein Recht dazu, an sie zu denken.«

Der Muschik und Michael Strogoff kamen ohne Schwierigkeiten in der Kaufmannsstadt von Omsk an. Der Erdwall war an vielen Stellen eingerissen. Feofar-Khans Truppen hatten gute Arbeit geleistet.

In den Straßen der Stadt wimmelte es von tatarischen Soldaten. Es fiel Michael auf, daß die Truppen nur in geschlossenen Abteilungen anzutreffen waren, niemals in ungeordneten Haufen. Lag es an der streng durchgreifenden Hand des Befehlshabers, der auf Disziplin sah, oder wollte man zu jeder Zeit in der Lage sein, einen Angriff abzuwehren? Auf dem Hauptplatz der Stadt lagerten etwa 2 000 Tataren in guter Ordnung. Wachtposten gingen auf und ab. An eingerammten Pfählen standen die Pferde angebunden, und zwar ausnahmslos in voller Ausrüstung, als ob sie auf einen Alarmbefehl warteten. Omsk war nur eine Zwischenstation der Tataren. Ihr eigentliches Ziel war Ostsibirien mit seinen fruchtbaren Landschaften und reichen Städten. Hier im Westen gab es nicht viel zu holen.

Michael Strogoff kannte die Stadt Omsk wie seine Westentasche. Hier war er zur Welt gekommen, hatte seine Jugendjahre verbracht. Um nicht aufzufallen, folgte er ungeachtet seiner genauen Ortskenntnis seinem Führer, wenn er ihn auch geschickt von den belebteren Straßen und Plätzen abzulenken verstand. Er hatte keine Angst, von einem Einwohner der Stadt erkannt zu werden. Nur seine Mutter hätte ihn bei seinem richtigen Namen rufen können. Aber er hatte geschworen, sie nicht zu sehen, und war entschlossen, diesen Schwur zu halten. Überdies hoffte er, daß seine Mutter noch rechtzeitig in irgendeinen ruhigeren Teil der Steppe entflohen war.

Der Muschik kannte einen Postmeister, der sich gegen sehr gute Bezahlung dazu bewegen lassen würde, einen Wagen und

Pferde entweder zu verleihen oder zu verkaufen. Dann blieb nur noch die Schwierigkeit, die Stadt ungesehen zu verlassen. Dabei konnten allerdings die zahlreichen Breschen in der Umwallung gute Dienste leisten.

Deshalb führte der Muschik seinen Gast geradenwegs zur Poststation. Als sie eine enge Gasse passierten, blieb der Kurier plötzlich stehen und duckte sich hinter einen Mauervorsprung. »Was hast du denn?« fragte der Bauer, verwundert über dieses merkwürdige Benehmen.

Michael Strogoff legte den Finger an die Lippen. Eben schwenkte eine Abteilung Tataren von dem Hauptplatz ab und bog in die Gasse ein, in der Michael Strogoff mit seinem Begleiter stand. An der Spitze der Reitergruppe trabte ein Offizier in sehr einfacher Uniform. Obwohl seine Augen immer von einer Straßenseite zur anderen schweiften, konnte er Michael Strogoff in seinem Versteck unmöglich gesehen haben.

Die Tataren-Abteilung zog in scharfem Trab durch die enge Gasse. Weder der Offizier noch seine Leute nahmen dabei auf die Bewohner Rücksicht. Wer nicht rechtzeitig zur Seite sprang, mußte sich auf einen Lanzenstoß gefaßt machen oder geriet unter die Pferdehufe. »Wer war dieser Offizier?« fragte Michael Strogoff, als die Tataren vorbeigeritten waren und der Muschik sich ihm wieder angeschlossen hatte. »Das war Iwan Ogareff!« antwortete der Sibirier mit leiser Stimme, der man den verhaltenen Haß anmerkte. »Ogareff!« rief der Kurier laut und erschrocken. Eine Sekunde lang hatte er die Beherrschung verloren.

Er hatte in jenem Offizier den Reisenden wiedererkannt, der ihn auf der Poststation zu Ischim geschlagen hatte. Iwan Ogareff hatte ihn geschlagen!

Iwan Ogareff war aber auch der alte Zigeuner auf dem Marktplatz zu Nishni Nowgorod, mit dem Michael Strogoff jenes seltsame Erlebnis gehabt hatte.

In der Verkleidung eines Zigeuners hatte Iwan Ogareff mit der Truppe der Tsiganin Sangarre die Provinz Nishni Nowgorod verlassen, als die Grenzen für alle Reisenden aus dem europäischen Rußland schon geschlossen waren. Ohne den Zusammenstoß in Ischim und den Tatarenüberfall auf dem Irtysh wäre Michael viel früher als Iwan Ogareff in Omsk eingetroffen. In Omsk - und sicherlich auch in Irkutsk. Michael Strogoff mußte alles daransetzen, um Iwan Ogareff in Zukunft aus dem Wege zu gehen, bis er seinen Auftrag erfüllt hatte. Später würde dann noch der Tag kommen, an dem er ihm Auge in Auge gegenübertreten konnte - und wenn sich Ogareff inzwischen auch zum Herrn von ganz Sibirien gemacht hatte.

Kurze Zeit nach der Begegnung mit Ogareff langten Michael und der Muschik beim Posthaus an. Der Postmeister war bereit, dem Kurier gegen eine hohe Bezahlung zu helfen. Leider stellte sich heraus, daß es ganz unmöglich war, einen Tarantas oder ein ähnliches Fahrzeug zu beschaffen. Der Kurier mußte sich dazu entschließen, es mit einem Reitpferd zu versuchen. Es fand sich ein kräftiges Tier, das den Eindruck machte, als könne es auch außergewöhnliche Anstrengungen vertragen. Michael mußte es teuer bezahlen. Dafür stand es schon nach wenigen Minuten gesattelt und gefüttert zum Aufbruch bereit.

Es war vier Uhr nachmittags. Während der Tagesstunden war der Versuch, die Stadt zu verlassen, von vornherein zum Scheitern verurteilt. Michael mußte die Nacht abwarten. Weil er sich nicht in den Straßen von Omsk zeigen wollte, blieb er in der Poststation und ließ sich etwas zu essen bringen.

Im öffentlichen Wartesaal des Hauses herrschte lebhafter Betrieb. Ähnlich wie in den Bahnhöfen des Landes kamen und gingen die Neugierigen, wurden die letzten Nachrichten über

den Verlauf des Krieges ausgetauscht, wanderten Gerüchte im Flüsterton von Mund zu Mund.

Man sprach von der bevorstehenden Ankunft einer russischen Armee, die Omsk aus den Fängen Feofar-Khans befreien sollte. Michael Strogoff hörte aufmerksam zu, vermied es aber, sich in ein Gespräch einzulassen.

Plötzlich ließ ein Aufschrei ihn erzittern, der bis auf den Grund seines Herzens drang. An sein Ohr schlugen die Worte: »Mein Sohn! Mein Sohn!«

Seine Mutter, die alte Marfa, stand vor ihm. Sie lächelte und zitterte gleichzeitig vor Freude und streckte ihm sehnsüchtig die Arme entgegen.

Wie im Traum stand Michael Strogoff von seinem Platz auf, wollte seiner Mutter entgegengehen.

Dann dachte er an die Worte des Zaren, an seinen Schwur, an seine Aufgabe, hinter deren Erfüllung jeder private Wunsch zurückstehen mußte. Er dachte daran, daß es auch für seine Mutter gefährlich sein mußte, wenn er sich als ihr Sohn zu erkennen gab. Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht. Michael Strogoff verstand sich zu beherrschen, und wenn er dazu auch alle seine Kräfte zusammennehmen mußte. Etwa zwanzig Personen mochten jetzt den Wartesaal bevölkern. Unter ihnen konnte sich ein Spion Iwan Ogareffs befinden.

Michael Strogoff sprach kein Wort. »Michael!« rief seine Mutter. »Wer sind Sie, verehrte Dame?« fragte der Kurier stammelnd. »Wer ich bin? Das fragst du? Michael, erkennst du deine Mutter nicht mehr? Was ist mit dir? Bist du krank?« »Sie täuschen sich!« sagte Michael Strogoff kalt. »Vielleicht eine zufällige Ähnlichkeit...?«

Die alte Marfa ging auf ihn zu und stellte sich vor ihm auf, um ihm in die Augen sehen zu können.

»Du bist nicht Peter und Marfa Strogoffs Sohn?« fragte sie.

Michael Strogoff hätte sein Leben darum gegeben, seine Mutter in diesem Augenblick in die Arme schließen zu können. Aber was stand ihm bevor, wenn er nachgab! Er bezwang sich mit äußerster Kraft, er schloß die Augen, um diesen Anblick nicht länger ertragen zu müssen, er versteckte die Hände hinter seinem Rücken, damit man nicht sehen konnte, wie sie zitterten. »Ich weiß wirklich nicht, wo wir uns schon einmal gesehen haben könnten, liebe Frau!« sagte er schweratmend und trat einige Schritte zurück. »Michael!« rief Marfa Strogoff erschüttert. »Ich heiße nicht Michael!« erwiderte der Kurier. »Ich bin Nikolaus Korpanoff, Kaufmann aus Irkutsk. Ich bin nie Ihr Sohn gewesen!« Nach diesen Worten drehte er sich um und lief aus dem Wartesaal. »Michael! Mein Sohn!« tönte es ihm nach. Marfa Strogoff brach ohnmächtig auf einer Bank zusammen. Der Kurier sah nichts mehr davon. In höchster Eile begab er sich zum Stall des Posthauses, zog sein Pferd heraus und ritt ohne Rücksicht auf den hellen Tag, dessen Ende er hatte abwarten wollen, dem Ausgang der Stadt zu.

Gerade als der Postmeister der zusammengesunkenen Frau helfen wollte, wachte Marfa Strogoff aus ihrer Bewußtlosigkeit auf. Es war ihr plötzlich klargeworden, was geschehen war.

Daß ihr eigener Sohn sie verleugnete, hielt sie für unmöglich. Ebenso unmöglich war es aber auch, daß sie sich getäuscht hatte. Es war bestimmt ihr Sohn Michael, der ihr gegenübergestanden hatte.

Also mußte es wichtige Gründe dafür geben, daß Michael sie in dieser Stunde nicht erkennen durfte. Als sie das eingesehen hatte, begann sie der Gedanke zu peinigen, daß sie Michael mit ihrem Verhalten ins Verderben gestürzt haben könnte. Hätte sie nicht früher bemerken müssen, was gespielt wurde? »Ich bin eine dumme alte Frau!« sagte sie auf alle Fragen, die nun an sie gerichtet wurden. »Wie bin ich nur darauf gekommen, daß dieser junge Mann mein Sohn sein sollte! Er hatte ja eine ganz andere Stimme! Aber so geht es einem, wenn man in die Jahre

kommt! Man bildet sich ein, in jedem stattlichen jungen Mann sein geliebtes Kind zu entdecken!«

Zehn Minuten später stand ein Tatarenoffizier im Warteraum der Poststation. »Wer ist Marfa Strogoff?« rief er. »Das bin ich!« antwortete die alte Frau mit unbewegtem Gesicht und mit so ruhiger Stimme, daß sie kaum wiederzuerkennen war. »Mitkommen!« befahl der Offizier.

Ohne Aufregung folgte Marfa Strogoff dem Tataren, der sie vom Posthaus zum Truppenlager auf dem Hauptplatz führte. Nach kurzer Zeit stand die Mutter des Kuriers dem Chef der Tatarenarmee, Iwan Ogareff, gegenüber.

Ogareff war über alle Einzelheiten der Begegnung in der Poststation unterrichtet. Er ahnte den wahren Sachverhalt und hatte deshalb befohlen, die alte Sibirierin sofort zu verhaften und vorzuführen. Er selbst leitete das Verhör. »Dein Name?« »Marfa Strogoff.« »Du hast einen Sohn! Er ist bei den Kurieren des Zaren?« »Ja.« »Wo ist er jetzt?« »In Moskau.« »Wann hast du die letzte Nachricht von ihm bekommen?« »Vor zwei Monaten.« »Wer war der junge Mann, den du vor ein paar Minuten im Posthaus deinen Sohn nanntest?« »Ein junger Sibirier, den ich versehentlich für meinen Sohn hielt. Das war schon der zehnte, den ich als meinen Sohn zu erkennen glaubte, seit die Stadt voll von Fremden ist. Ich habe ihn schon lange nicht mehr gesehen, deshalb bilde ich mir ein, ich fände ihn an jeder Straßenecke.« »Dieser junge Mann war also nicht dein Sohn?« »Leider nicht.« »Weißt du, daß ich dich foltern lassen kann, bis du die Wahrheit sagst?« »Ich spreche die Wahrheit. Deshalb wird auch die schlimmste Folter an meiner Aussage nichts ändern.« »Dieser junge Sibirier war wirklich nicht Michael Strogoff?« fragte Iwan Ogareff eindringlich. »Nein, er war es nicht«, antwortete Marfa wieder. »Glaubt Ihr vielleicht, ich würde einen solchen Sohn, wie ihn mir Gott geschenkt hat, verleugnen? Um keinen Preis der Welt!«

Ogareff schwieg und sah die alte Sibirierin böse an. Er war fest davon überzeugt, daß sie in dem jungen Mann tatsächlich ihren Sohn erkannt hatte. Und wenn zuerst der Sohn seine Mutter verleugnet hatte und jetzt die Mutter den Sohn, so mußte das seinen Grund haben. Bestimmt einen sehr wichtigen Grund.

Ogareff zweifelte keinen Augenblick daran, daß der angebliche Nikolaus Korpanoff in Wirklichkeit Michael Strogoff hieß und Kurier des Zaren war. Wenn sich ein Offizier der Zarenkuriers unter falschem Namen in Omsk herumtrieb, mußte er mit einem Befehl unterwegs sein, dem eine sehr große Bedeutung zukam.

Der Tatarenführer hätte viel darum gegeben, den Inhalt dieses Befehls zu erfahren. Er befahl deshalb, sofort die Verfolgung Strogoffs zu veranlassen.

Dann wandte er sich wieder Marfa Strogoff zu und sagte: »Diese Frau wird sofort nach Tomsk gebracht.«

Während die Soldaten die alte Frau unter Stößen und Fußtritten zur Tür schleiften, murmelte Iwan Ogareff vor sich hin: »Im richtigen Augenblick werde ich der alten Hexe schon die Zunge lösen!«

Michael Strogoff hatte richtig gehandelt, als er die Stadt sofort nach der Begegnung mit seiner Mutter verließ.

Auf Iwan Ogareffs Befehl wurden alle Ausgänge von Omsk scharf bewacht. Alle Postmeister bekamen den Steckbrief Michael Strogoffs überbracht. Seine Flucht aus Omsk mußte auf jeden Fall verhindert werden.

Als sich die Tore der Stadt schlossen, hatte Michael schon eine im Lauf des Tages ausgekundschaftete Bresche des Erdwalles hinter sich und jagte in vollem Galopp durch die Steppe. Er konnte hinter sich keine Verfolger sehen und hoffte auf das Gelingen seiner Flucht.

Die Stadt Omsk liegt ungefähr in der Mitte der Strecke von Moskau nach Irkutsk. Dort mußte er innerhalb der nächsten zehn Tage eintreffen, wenn er dem Großfürsten seine Botschaft noch vor dem Anrücken der Tataren überbringen wollte.

Er mußte befürchten, daß das zufällige Zusammentreffen mit seiner Mutter im Posthaus die Spione Iwan Ogareffs auf seine Spur gebracht hatte. Er kannte die Handlungsweise und den Erkundungsdienst der Tataren gut genug, um sich nicht darauf zu verlassen, daß niemand seine Begegnung bemerkt hatte.

Der Kurier trieb sein Pferd zu äußerster Kraftanstrengung an. Er flößte ihm die gleiche fieberhafte Ungeduld ein, die ihn selbst verzehrte. Er verlangte nur eins von dem Tier: ihn so schnell wie möglich zur nächsten Poststation zu tragen. Dort wollte er es gegen ein noch schnelleres Beförderungsmittel vertauschen.

Um Mitternacht hatte er siebzig Werst zurückgelegt. Auf der Station Kulikowo, wo er zu einem kurzen Halt abstieg, erlebte er die erste unangenehme Überraschung. Er konnte weder ein anderes Pferd noch einen Wagen bekommen. Einzelne Vorausabteilungen der Tataren waren auf der Hauptstraße durch die Steppe gezogen. Sie hatten in den Dörfern und Poststationen mitgenommen, was sich nur mitschleppen ließ. Michael Strogoff konnte nur mit Mühe etwas zum Essen für sich und Futter für sein abgekämpftes Pferd bekommen.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als das Reittier etwas vorsichtiger zu behandeln, da er nicht mit Ersatz rechnen konnte. Andererseits mußte er versuchen, sich gegenüber den Verfolgern, die Iwan Ogareff vermutlich ausgesickt hatte, einen möglichst großen Vorsprung zu sichern.

Das günstige Wetter ließ ihn schnell vorwärts kommen. Tagsüber war es nicht so heiß, wie es sonst um diese Jahreszeit oft der Fall war. Nachts bedeckten leichte Wolken den Mond, ließen aber noch genug Licht hindurch, daß die Straße deutlich

zu erkennen war. Ab und zu hielt er an einer Wegbiegung, stieg ab und legte ein Ohr auf den Erdboden, um festzustellen, ob ihm berittene Truppen folgten. Es war nichts zu hören.

9. KAPITEL

DER BARABINENSUMPF

Die Poststation Turumoff passierte Michael Strogoff am Morgen des 30. Juli. Es war das letzte Posthaus vor den Sumpfbezirken der Barabinensteppe.

Der Kurier wußte, daß das Sumpfgebiet seine Tücken hatte und allen anderen Schwierigkeiten seiner Reise nun auch noch Hindernisse hinzufügte, die von der Natur aufgerichtet worden waren.

Die Barabinensümpfe bilden das gewaltige Sammelbecken aller Schnee- und Regenmengen, die weder vom Ob noch vom Irtysh abgeleitet werden können. Über eine Strecke von dreihundert Werst dehnt sich eine Tiefebene aus, deren Oberfläche aus undurchlässigem Lehm besteht. Das Wasser kann nicht abfließen und bildet zahlreiche Sümpfe, Teiche, Seen und Tümpel. Mitten durch dieses Gebiet führt die Straße nach Irkutsk.

Im Sommer liegt schwerer, feuchter Dunst über den Sümpfen. Tausende von Stechfliegen und Moskitos stehen in dichten Wolken über den Uferstreifen. Im Winter erstarrt die Sumpfgegend zu klirrendem Eis. Der Schnee ebnet ihre Oberfläche ein. Dann ist es ein Vergnügen, mit dem leichten Schlitten über die glitzernde, unendliche Weite zu fliegen. Dann beginnt auch die Zeit der Jäger, die in der unübersehbaren Ebene Mardern, Zobeln und Füchsen nachstellen.

Michael Strogoff lenkte sein Pferd quer durch ein Torfmoor, das mit kurzem, glattem Rasen bedeckt war. Die Landschaft glich hier einem riesigen Heidegebiet, das mit baumartigem Gesträuch übersät war. Nach wenigen Minuten änderte sich das

Bild. Der Rasen stieg bis zu fünf und sechs Fuß Höhe auf. Binsen und Schilf bildeten ein fast undurchdringbares Gewirr, das von Tausenden von Blumen geschmückt war.

Ein süßlicher Geruch erfüllte die Luft, vermischte sich mit den Dünsten, die vom Boden aufstiegen. Neben dem Pferd Michael Strogoffs flatterten Schwärme von Wasservögeln auf.

Hohe Gräser und Binsen schirmten die Straße gegen die angrenzenden Sümpfe ab. Der Fahrweg war in gutem Zustand. Manchmal schnitt er kerzengerade durch das Gewirr der Sumpfpflanzen, manchmal wand er sich um das kurvenreiche Ufer eines ausgedehnten Teiches. An anderen Stellen war es nicht möglich gewesen, kleinere Wasserläufe oder Tümpel zu umgehen. Anstelle von Brücken hatte man Knüppeldämme gebaut, um sie passierbar zu machen.

Der Kurier jagte mit gleichmäßiger Geschwindigkeit dahin, gleichgültig ob er festen oder schwankenden Boden unter sich hatte. Hin und wieder ließ er das Pferd über breite Lücken in den Dämmen springen. Mücken, Schnaken und Stechfliegen setzten Roß und Reiter schwer zu. Michael hatte nicht daran gedacht, sich für die Reise durch das Sumpfgebiet entsprechend auszurüsten. Wer die Barabinssteppe im Sommer durchqueren muß, beschafft sich zur Vorsicht eine Maske aus Pferdehaar, an die sich ein feinmaschiges Panzerhemd zum Schutz der Schultern anschließt. Allerdings kam man auch bei dieser Verkleidung niemals ohne zahllose Insektenstiche im Gesicht, am Hals und auf den Händen aus dem Sumpfgebiet heraus.

Michaels Pferd hatte vor allem unter den Stechfliegen zu leiden. Oft raste es in halsbrecherischer Geschwindigkeit davon, wenn die Insektenschwärme es umkreisten, peitschte Rücken und Schenkel wie toll mit dem Schweif, stieg auf, schüttelte sich wütend und jagte wiehern weiter, um den Quälgeistern zu entkommen. Der Kurier mußte alle Kräfte zusammennehmen, um im Sattel zu bleiben. Er selbst war

gegen die Angriffe der Schnaken unempfindlich. Er fühlte keinen Schmerz, keine Belästigung. Er wußte, daß er seinem Ziele immer näher kam.

In größeren Abständen ritt Michael an dürftigen Siedlungen vorbei, deren Hütten fast hinter den riesigen Binsenwäldern verschwanden. Die Einwohner trieben ihre mageren Herden zur Weide. Qualmende Feuer schützten die Tiere Tag und Nacht vor den Angriffen der Mücken und Fliegen. Die Menschen hatten ihre Gesichter mit Pechmasken verdeckt und sahen aus wie unheimliche Gespenster. Beißender Rauch lag über der Niederung.

Das Pferd Michael Strogoffs war nahe daran, vor Erschöpfung zusammenzubrechen. Er hielt in einem der Steppendörfer an und linderte die Qual des Tieres mit warmem Fett, das er auf die zerstochnen Stellen strich. Als das Pferd schmatzend an einer gewaltigen Portion Futter kaute, nahm er sich selbst die Zeit dazu, etwas Brot und Fleisch zu essen und ein paar Glas Kwaß zu trinken.

Nach zwei Stunden saß er schon wieder im Sattel. Am Nachmittag traf er, unempfindlich gegen jede Anstrengung, in Elamsk ein. Hier mußte er seinem Pferd eine Nacht lang Ruhe gönnen. Das abgetriebene Tier hätte ihn sonst im Stich gelassen.

Auch in Elamsk war es unmöglich, ein anderes Beförderungsmittel zu besorgen. Die Stadt war von den Tataren zwar noch nicht angegriffen worden, ließ sich aber ihrer Lage wegen kaum verteidigen. Der Generalgouverneur hatte deshalb die Räumung der Ortschaft befohlen. Die Poststation, das Polizeiamt, das Regierangsgebäude waren verlassen. Die Beamten hatten sich zusammen mit den Einwohnern nach Kamsk, in der Mitte der Barabinensteppe, zurückgezogen.

Als Michael Strogoff das Pferd versorgt hatte und sich für die Nacht einrichtete, rief er sich wieder einmal die Anweisungen ins Gedächtnis, die man ihm in Moskau mitgegeben hatte. Es war ihm befohlen worden, Sibirien unerkannt zu durchreisen und Irkutsk so schnell wie möglich zu erreichen. Man hatte ihm aber auch gesagt, er solle den Erfolg seiner Fahrt nicht der Schnelligkeit wegen aufs Spiel setzen. Das hieß in seiner augenblicklichen Lage, daß er das einzige übriggebliebene Beförderungsmittel, sein Reitpferd, nach besten Kräften zu schonen hatte.

Am nächsten Morgen ritt er im Trab aus der Stadt heraus und kam bald wieder in die sumpfige Niederung. Die Straße wand sich auf der tellerflachen Ebene an zahlreichen Teichen und kleinen Seen vorbei. Michael mußte sich mit diesen Umwegen abfinden, wenn er nicht quer durch die Wasserflächen reiten wollte.

Bis Spaskoje waren hundertzwanzig Werst zurückzulegen. Am Mittag des 1. August ritt der Kurier durch diesen winzigen Flecken, um zwei Uhr legte er in Pokrowskoje, eine kleine Strecke weiter, die erste Pause seit dem Aufbruch in Elamsk ein. Das Pferd war am Ende seiner Kräfte und mußte sich erst wieder erholen.

Michael Strogoff mußte seine Ungeduld zügeln. Den ganzen Rest des Nachmittags und die folgende Nacht wartete er in der kleinen Ortschaft. Am 2. August kam er nur langsam vorwärts. Die Straße nach Kamsk stand streckenweise unter Wasser.

Die Stadt Kamsk lag wie eine gemütliche, gesunde Insel im fieberschwangeren Gebiet der Barabinsteppe. Vor einigen Jahren war man darangegangen, den Tomfluß in der Nähe der Stadt zu kanalisieren, um das Wasser abzuleiten. Der Pesthauch der Sümpfe war verschwunden, weite Strecken des vordem unfruchtbaren Landes hatten sich in fette Weiden verwandelt. Kamsk war die einzige Zuflucht der Steppenbewohner im weiten Umkreis, wenn man es im Herbst

nicht mehr in den Sumpf gebieten aushalten konnte. Auch nach Beginn des Tatareneinfalles war es so geblieben, daß die Stadt als Zufluchtsort betrachtet wurde. Die Flüchtlinge waren der Meinung, daß größere Truppenverbände es nicht wagen würden, sich der Stadt mitten in der Barabinssteppe zu nähern. Und wenn es doch dazu kam, konnte man von hier aus immer noch rechtzeitig fliehen.

Michael Strogoff versuchte, Nachrichten über die Kriegslage zu bekommen, hatte aber keinen Erfolg. Im Gegenteil, wenn der Gouverneur von Kamsk geahnt hätte, wer sich hinter dem schlichten Kaufmann Nikolaus Korpanoff verbarg, hätte er sich bei ihm nach letzten Neuigkeiten erkundigt. Die Bewohner der Stadt waren offenbar von der übrigen Welt abgeschnitten und fühlten sich ganz wohl dabei.

Michael vermied es ängstlich, sich in den Straßen der Stadt zu zeigen. Es genügte ihm nicht, jedes Aufsehen zu vermeiden. Er wollte überhaupt nicht gesehen werden. Seine jüngsten Erfahrungen verdoppelten seine Vorsicht. Seit seinem Eintreffen hatte er das Gasthaus, in dem er abgestiegen war, noch nicht verlassen.

In Kamsk hätte der Kurier sich einen Wagen kaufen und das Reitpferd abgeben können. Er spielte eine Weile mit dem Gedanken, sich wieder ein bequemerer Beförderungsmittel zu beschaffen. Dann entschloß er sich, lieber auf einen Tarantas oder einen Teleg zu verzichten. Der Kauf erschien zu gefährlich, er hätte die Aufmerksamkeit der halben Stadt auf ihn gelenkt.

Außerdem war ein Reitpferd vorteilhafter, wenn es darauf ankam, durch die Sumpfniederung zu entfliehen und sich einen Vorsprung vor den Reitern zu verschaffen, die man möglicherweise zu seiner Verfolgung ausgesickt hatte. Im Notfall konnte man mit einem Pferd auch von der Straße abweichen und quer durch das Binsenmeer entkommen.

Vielleicht war es später möglich, in einer größeren Stadt östlich der Steppe wieder einen Wagen zu kaufen.

Sein treues Pferd gegen ein anderes, frischeres Tier umzutauschen, dazu konnte sich der Kurier nicht entschließen. Es hatte ihm seit seinem überstürzten Aufbruch in Omsk gute Dienste geleistet, war die Anstrengungen gewohnt und würde ihn wohl auch noch durch die übrigen Provinzen tragen, die von den Tataren besetzt worden waren.

Die Gäste in dem kleinen Hotel kümmerten sich wenig um Michael Strogoff. Viele von ihnen waren Flüchtlinge und hatten an ihren eigenen Sorgen genug zu tragen.

Die Übermüdung trieb ihn bald in seine Schlafkammer. Sein Körper brannte von den Stichen der Schnaken und Mücken, Gesicht und Hals waren angeschwollen. Auch die Hände schmerzten bei jeder Bewegung. Er fand den ersehnten und verdienten Schlaf nicht. Unruhig wälzte er sich auf dem harten Lager hin und her.

Die Erinnerungen bedrängten ihn. Was war aus seiner Mutter geworden? War sie dem Zugriff Iwan Ogareffs entkommen, oder mußte sie um seinetwillen leiden? Wohin mochte Nadja verschleppt worden sein? Würde er sie in Tomsk wiederfinden? Oder verbot ihm seine Aufgabe die Suche nach der jungen Livländerin?

Seine Hand tastete nach dem Schreiben des Zaren, das noch immer auf seinem Platz in einer Innentasche des Rockes steckte. Das kaiserliche Siegel war unversehrt.

Michael sprang auf, trat ans Fenster und sah in die Dunkelheit. Er war nahe daran, sein Pferd aus dem Stall zu ziehen und den wilden Ritt fortzusetzen. Man müßte wie ein Orkan über das Land brausen können. Dann wäre man in wenigen Stunden in Irkutsk, konnte vor den Großfürsten hintreten und ihm das kaiserliche Handschreiben übergeben: Kaiserliche Hoheit, von Seiner Majestät dem Zaren!

Ein Reiter passierte die Straße, an der die Herberge des Kuriers lag. Hölzern klang der Trab seines Pferdes. Eine Stafette des Gouverneurs? Wolkenfetzen schoben sich am Mond vorbei. Hinter den Häusern des Stadtrandes stieg weißer Nebeldunst auf.

Der Kurier tastete sich zurück zu seinem Bett, ließ sich in die Polster fallen. Seine Finger strichen über die brennende Stirn. Er fühlte sich erschöpft und zerschlagen. Draußen war es still geworden. Endlich schlief er ein.

Bald nach Morgengrauen saß Michael Strogoff wieder im Sattel. Weiter ging die rasende Fahrt durch die Steppe. In einer Entfernung von zwanzig Werst hinter der Stadt Kamsk hörte die fruchtbare Landschaft auf, verwandelte sich in fauligen Sumpf. Oft stand der Erdboden mehrere Fuß hoch unter brackigem Wasser. Auch die Straße verschwand häufig unter den Fluten. Michael mußte sein Pferd im Schritt gehen lassen, damit es nicht vom Wege abkam.

Werst bis Ubinsk. Dort Rast für Pferd und Reiter. Aufbruch in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne.

Die Straße war kaum noch so zu nennen. Wochenlange Niederschläge hatten aus dem unentwirrbaren Durcheinander von Sümpfen, Teichen und Seen riesige, zusammenhängende Wasserflächen gemacht. Einen dieser Seen mußte der Kurier auf einem Umweg von 20 Werst umreiten. Michael Strogoff war froh, daß er in Kamsk darauf verzichtet hatte, sich einen Wagen zu kaufen. Hier wäre er mit einem Tarantas hoffnungslos in Schlamm und Sumpf steckengeblieben. Mit dem Reitpferd kam er zwar langsam, aber ungehindert vorwärts.

Gegen neun Uhr abends erreichte der Kurier Ikulskoje, wo er übernachten wollte. Über die Entwicklung auf dem Kriegsschauplatz war in dem verlassenen Nest nichts bekannt. Man machte sich keine Gedanken darüber, daß die Tataren

vielleicht eines Tages auch in Ikulskoje auftauchen könnten. Was gab es hier außer ein paar halbverhungerten Weidetieren schon zu holen!

Am Nachmittag des 5. August verließ Michael Strogoff die letzte Niederung der Barabinensümpfe. Jetzt konnte man den Hufschlag des Pferdes wieder hören auf der harten, von der Sonne festgebrannten Erde Sibiriens.

Seit einundzwanzig Tagen war er unterwegs, den unfreiwilligen Aufenthalt am Irtysch eingerechnet. Fünfzehnhundert Werst trennten ihn noch von Irkutsk.

Rauchwolken am Horizont zeichneten die Vormarschstraße der Armee Feofar-Khans deutlich ab. Oder waren es nur die Feuerzeichen der Vorhut? War der Emir wirklich schon bis in das Gouvernement von Jenisseisk vorgedrungen?

Es ließ sich nicht feststellen, wo das Gros der Tataren stand. Das Land war menschenleer. Michael Strogoff ritt weiter, um ein bewohntes Haus zu finden. Es schien unmöglich zu sein, auch nur eine winzige Hütte zu entdecken, die von den Tataren übersehen worden war. Nach zwei Werst stieß er endlich auf ein Haus, das unter einer Baumgruppe stand. Beim Näherkommen sah er, daß er sich getäuscht hatte. Die qualmenden Trümmer waren früher einmal ein stattliches Haus gewesen. Jetzt stand nur noch eine Wand, die er von der Straße her beobachtet hatte.

Ein alter Mann hockte neben den Resten der Hütte im Gras, umgeben von schreienden, schmutzigen Kindern. Die Tochter des Alten kniete daneben, sie hielt einen Säugling im Arm. Der Erdboden war von Pferdehufen aufgewühlt.

Michael ging auf den Greis zu.

»Die Tataren sind hier vorbeigekommen?« fragte er. »Würde unser Haus sonst in Flammen stehen?« fragte der alte Mann zurück. »Ein ganzes Heer oder nur eine kleinere Abteilung?« »Ein ganzes Heer. Unsere Felder sind verwüstet, so weit der

Blick reicht.« »Wer kommandiert diese Armee?« »Der Emir, denn das Wasser des Ob ist rot wie Blut.« »Ist Feofar-Khan schon in Tomsk eingezogen? Weißt du, ob die Tataren schon bis nach Kolywan vorgedrungen sind?« »Tomsk fiel schon vor Tagen in die Hand der Räuber. Aber Kolywan steht noch nicht in Flammen. Man müßte es von hier aus sehen.« »Ich danke dir, Freund. Kann ich dir oder deiner Familie helfen ?« »Nein!« »Auf Wiedersehen!« »Leb wohl.«

Michael Strogoff griff in die Tasche und warf der Frau, der die Tränen über die schmutzigen Backen liefen, ein paar Rubelstücke hin. Dann gab er dem Pferd die Sporen und ritt weiter.

Er wußte jetzt: Tomsk mußte er auf jeden Fall umgehen. So bald wie möglich wollte er außerdem die Hauptstraße nach Irkutsk verlassen und seinen Weg durch die Steppe suchen. Wie es ihm gelingen sollte, den Ob ungesehen zu überschreiten, wußte er selbst noch nicht.

Vielleicht fand sich eine Fähr. Es konnte aber auch sein, daß die Tataren alle Fahrzeuge zerstört oder mitgenommen hatten. Dann blieb ihm nichts anderes übrig, als den Strom schwimmend zu durchqueren.

Der Kurier trieb sein Pferd zur höchsten Leistung an. Bis zum Ufer des Obstromes waren noch vierzig Werst zurückzulegen. Michael folgte der Straße, die ihn auf dem kürzesten Weg zum Fluß bringen mußte. Die nächste Rast wollte er in Kolywan halten. Das Pferd würde sonst unter ihm zusammenbrechen. Von Kolywan aus führte ihn sein Weg durch das besetzte Gebiet. Wenn es ihm gelang, an der Stadt Tomsk vorbeizukommen, hatte er den schlimmsten und gefährlichsten Teil seiner Reise geschafft. Da die Provinz Jenisseisk noch frei vom Feind war, durfte er hoffen, sein Ziel Irkutsk in wenigen Tagen zu erreichen.

Nach einem warmen Tag senkte sich eine fast windstille Nacht über die Steppe. Wolken verhüllten den Mond. Um Mitternacht war es so dunkel, daß man keine zehn Fuß weit sehen konnte. Die Straße führte an kleinen Teichen oder Nebenarmen des Ob vorbei. Michael mußte sehr vorsichtig sein, wenn er nicht vom Weg abkommen und ein unfreiwilliges Bad nehmen wollte.

Er konnte sich nicht allein auf seine Augen verlassen, sondern zugleich auch auf den Instinkt seines Pferdes, dessen scharfen Spürsinn er mehr als einmal ausprobiert hatte.

An einer Straßenbiegung hielt er an, um dem Tier einige Minuten Ruhe zu gönnen und den weiteren Verlauf der Straße zu erkunden. Er stutzte und horchte auf. Von Westen her näherte sich ein Geräusch, das sich wie Pferdegetrappel auf der trockenen Erde anhörte. In der Stille der Nacht klang das Geräusch doppelt laut.

Das Geräusch wurde stärker. Der Kurier legte sich auf den Boden und horchte, das Ohr an die Erde gepreßt.

Reiter! Eine ganze Abteilung offenbar, die auf der Straße von Omsk herankam. Waren es Russen oder Tataren?

Michael Strogoff richtete sich auf und überlegte. Die berittene Abteilung kam in scharfem Trab immer näher. Es konnte höchstens zehn Minuten dauern, bis sie ihn erreicht hatte. Der Kurier zweifelte daran, daß er mit seinem ermüdeten Pferd mit dieser Geschwindigkeit Schritt halten konnte. Waren es Russen, dann hatte er Glück und würde sich ihnen anschließen. Waren es aber Tataren? Auf jeden Fall hatte es keinen Sinn, vor den Herankommenden zu fliehen.

Er sah sich um. Ob er sich in der Steppe verstecken sollte, bis die Reiter vorbeigezogen waren? Vielleicht war das für den Augenblick die beste Lösung! Hundert Schritt abseits von der Straße entdeckte er in der Finsternis den Schatten einer Baumgruppe. Er ging näher und erkannte ein kleines Gehölz.

Es war kein sehr sicheres Versteck, man konnte es in wenigen Minuten durchsuchen. Da es aber im weiten Umkreis keine andere Möglichkeit zu geben schien, mußte er mit diesem Unterschlupf vorliebnehmen.

Das Gehölz entpuppte sich beim Näherkommen als winziger Lärchenwald. Michael Strogoff führte sein Pferd am Zügel und wand sich vorsichtig zwischen den Bäumen hindurch. Nach vierzig Schritt traf er auf einen kleinen Wasserlauf, der den Lärchenhain im Halbkreis umgrenzte. Von hier konnte man erkennen, daß es wirklich weit und breit kein anderes Versteck gab. Vor dem hellen Hintergrund der Straße sah man nur hier und da niedrige Buschgruppen aus Stechginster und Heidekraut. Dazwischen blinkten flache Tümpel und wassergefüllte Löcher.

Im Lärchenwald war die Dunkelheit so tief, daß Michael Strogoff sich gefahrlos verbergen konnte. Von der Straße aus war er bestimmt nicht zu sehen. Wenn das Wäldchen allerdings genauer untersucht werden sollte, würde er in eine schwierige Lage geraten. Michael führte sein Pferd bis an den Rand des Baches, band es an einen Baum und schlich zurück an den Rand des Dickichts, um das Vorüberreiten der Reiterabteilung zu beobachten.

Er hatte gerade hinter einigen buschartigen Lärchen Stellung bezogen, als er von der Straße her Lichtschein zu sich herüberflackern sah.

Die Reiter trugen Fackeln. Sie lenkten ihre Pferde von der Landstraße zum Wäldchen hinüber, in dem Michael Strogoff Zuflucht gesucht hatte. In höchster Eile zog sich der Kurier von seinem Beobachtungsposten zurück und verschwand im dichten Gebüsch.

Die Pferde tasteten sich langsam an das Gehölz heran. Sollte der Lärchenwald durchgekämmt werden? Michael Strogoff befürchtete es und schlich weiter in das Wäldchen hinein, bis

er am steilen Uferrand des Wasserlaufes stand. Im Notfall konnte er hineinspringen, um den Verfolgern zu entgehen.

Die Reiter machten vor dem Wäldchen halt und saßen ab. Es mochten etwa fünfzig sein. Ihre Fackeln beleuchteten die Umgebung in weitem Umkreis.

Es sah nicht so aus, als ob die Reiterabteilung eine Untersuchung des Lärchenwaldes plante. Die Pferde wurden abgezäumt und begannen im saftigen Gras zu weiden. Die Reiter ließen sich längs des Weges nieder, der zum Wäldchen führte, und kramten ihre Verpflegung aus den Satteltaschen.

Also nur eine kurze Rast! Was für ein merkwürdiger Zufall, daß die Berittenen sich ausgerechnet diese Stelle für ihre Marschpause ausgesucht hatten. Oder doch kein Zufall? Vielleicht kannten sie diese Strecke und wußten, daß im weiten Umkreis kein anderer Biwakplatz zu finden war?

Michael Strogoff kroch den Soldaten entgegen, um sie genauer zu beobachten und vielleicht aus ihren Gesprächen festzustellen, weshalb sie unterwegs waren.

Schon vorher hatte er festgestellt, daß es sich nicht um Russen, sondern um eine tatarische Truppe handelte. Nun sah er, daß die Abteilung sich aus usbekischen Reitern zusammensetzte. Die Usbeken zählen zu den tatarischen Völkerstämmen, haben aber viel mongolisches Blut in den Adern. Die Truppe mußte aus Omsk kommen.

Der Kurier konnte sich Bekleidung und Ausrüstung der Usbeken in aller Ruhe ansehen. Die Männer waren häßlich, man konnte sie mit ihren rohen, wilden Gesichtern wirklich nicht anders nennen. Ohne Ausnahme hatten sie Figuren von mittlerer Größe. Auf dem Kopf trugen sie den Talpak, eine Mütze aus schwarzem Schafspelz. Auffallend waren ihre gelben langschäftigen Stiefel mit aufgebogenen Spitzen. Die Kattunröcke wurden von Ledergürteln mit roter Stickerei zusammengehalten. Über den Schultern hingen bunte

Filzmäntel. Ein farbenprächtiges, schauriges Bild, das die blitzenden Waffen noch unheimlicher machten. Die Reiter waren mit krummen Säbeln und langen Dolchmessern ausgerüstet. An den Sätteln hingen blechbeschlagene Schilde und Steinschloßgewehre. Einige trugen Lanzen.

Die Abteilung wurde von einem Pendja-Baschi, einem Hauptmann, geführt. Ihm zur Seite stand ein Leutnant, der Deh-Baschi. Beide unterschieden sich von ihren Mannschaften durch bunte Waffenröcke und Panzerhauben, außerdem wiesen kleine Trompeten, die am Sattelknopf befestigt waren, auf ihre Würde hin.

Der Pendja-Baschi wollte seine Soldaten, die vom weiten Ritt erschöpft waren, ausruhen lassen. Er selbst war nicht müde. In lebhaftem Gespräch mit dem Deh-Baschi wanderte er am Rande des Wäldchens auf und ab, sog an seiner Haschischpfeife, blies den Rauch behaglich aus und sah den essenden oder vor sich hin dämmernden Soldaten im Schein der Fackeln zu. »So groß kann der Vorsprung dieses Kuriers eigentlich nicht sein«, sagte der Pendja-Baschi, »außerdem konnte er bestimmt keinen anderen Weg einschlagen als durch die Barabinensteppe.« »Wer weiß, ob er Omsk überhaupt verlassen hat!« erwiderte der Deh-Baschi. »Vielleicht hat er sich in der Stadt versteckt, und wir jagen hier hinter ihm her wie die Teufel.«

»Der Ritt ist kein Vergnügen. Trotzdem möchte ich wünschen, daß der Kurier noch immer in Omsk sitzt. Dann brauchte Oberst Ogareff nicht zu befürchten, daß die Briefe, die man bei dem Kurier vermutet, jemals ihren Empfänger erreichen.« »Der Kurier soll ein Sibirier sein, wurde behauptet«, fuhr der Deh-Baschi fort. »Wenn das stimmt, wird er wohl die Provinz kennen. Also ist es nicht ausgeschlossen, daß er von der Landstraße abgewichen ist. Dann können wir ihn lange suchen!« »Nein, es ist anders, als du sagst. Wenn er sich von der Landstraße entfernt hat, müssen wir ihn längst

überholt haben und können ihm den Weg rechtzeitig verlegen, so daß er Irkutsk niemals erreichen wird. Immerhin haben wir Omsk höchstens eine Stunde nach seiner Flucht verlassen, sind ihm auf dem kürzesten Wege gefolgt und brauchten die Pferde nicht zu schonen. Es ist ganz gleichgültig, ob er noch in Omsk sitzt oder ob wir ihn vor Tomsk abfangen. Nach Irkutsk kommt er nie, dafür verwette ich meine Haschischpfeife!« »Außerdem hast du dich dem Oberst gegenüber mit deinem Kopf dafür verbürgen müssen, daß wir den Kurier fangen, Pendja-Baschi! Ich möchte nicht in deiner Haut stecken! - Übrigens, die alte Frau, von der sie sagen, daß es die Mutter des Kuriers ist, muß ich bewundern. Nicht einmal dem Obersten ist es gelungen, sie zu einem Geständnis zu bringen.« »Der Oberst hat sich aber nicht täuschen lassen. Die Frau hat es zwar abgeleugnet, daß dieser merkwürdige Kaufmann ihr Sohn ist, der Oberst hat es ihr aber nicht geglaubt. Ich habe es doch selbst gehört. »Die alte Hexe werde ich schon noch zum Sprechen bringen!« hat er gesagt oder so ähnlich. Wenn der Oberst das sagt, dann tut er es auch, darauf kannst du Gift nehmen, Deh-Baschi!« »Der Oberst, der weiß, was er will. Dabei ist er eigentlich ein Russe, kein Tatare. Eine merkwürdige Sache ...!«

Der Pendja-Baschi legte den Finger auf den Mund. Dieses Thema schien ihm nicht zu gefallen.

Michael Strogoff war der Schweiß auf die Stirn getreten. Sein Herz klopfte bis zum Hals. Er mußte sich beherrschen, um nicht laut loszuschreien.

Es bestand also kein Zweifel, daß man ihn als Kurier des Zaren erkannt hatte. Daß man eine ganze Abteilung Reiter ausgeschiedt hatte, um ihn dingfest zu machen. Daß seine Mutter sich in der Gewalt Iwan Ogareffs befand. Daß Ogareff sich rühmte, er werde die alte Sibirierin schon zum Sprechen bringen ...

Marfa würde kein verkehrtes Wort sagen, wenn es darauf ankam. Das wußte der Kurier genau. Eher würde sie sich zu Tode foltern lassen. Der Gedanke daran war furchtbar ...

Noch immer hörte Michael Strogoff dem Gespräch der beiden Tataren zu. Er konnte sie jetzt nicht mehr genau verstehen, da sie zur anderen Seite des Wäldchens gegangen waren. Was er auffing, war schwerwiegend genug. Nach der Meinung des Pendja-Baschi stand in der Nähe von Kolywan eine Schlacht zwischen Russen und Tataren bevor. Die russischen Truppen waren von Norden herangeführt worden und sollten höchstens 2 000 Mann stark sein. Die Tatarenhorden waren weit in der Übermacht. Ein anderes russisches Korps war auf dem Wege nach Tomsk und würde dort zweifellos von der Hauptmacht Feofar-Khans vernichtet werden. Die Straße nach Irkutsk gehörte dann den Tataren.

Michael Strogoff erfuhr schließlich, daß auf seinen Kopf ein hoher Preis gesetzt worden war. Ogareff hatte befohlen, den Kurier des Zaren tot oder lebendig einzubringen.

Zuviel Ehre für mich! dachte er lächelnd. Aber Grund genug, meinen Reiseplan zu ändern.

Wenn er den Abmarsch der Usbeken abwartete, konnten sie ihm den Weg nach Irkutsk endgültig versperren. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als vor Beendigung der Rast zu verschwinden. Wenn es ihm gelang, den Ob zwischen sich und die Verfolger zu bringen, hatte er gewonnen. Er überlegte nicht lange, sondern beschloß, seinen Plan sofort auszuführen.

Wenn er lange zögerte, würde der Pendja-Baschi den Aufbruch befehlen. Es war nicht anzunehmen, daß die Marschpause länger als eine Stunde dauern würde, obwohl die Reiter-Abteilung seit Omsk die gleichen Pferde benutzt haben mußte und deshalb auf Ruhe angewiesen war - ebenso wie der Kurier und sein Pferd.

Es war gegen ein Uhr morgens. Nur in der Dunkelheit war es möglich, das Gehölz unauffällig zu verlassen. Im Dämmer der Morgenröte hätte man ihn sofort erkannt. Auch in der Finsternis war die Flucht ein lebensgefährliches Wagnis.

Michael Strogoff ließ sich Zeit zu sorgfältigen Überlegungen. Von der Stelle aus, an der sein Pferd angebunden war, quer über den Wasserlauf zu fliehen, war ausgeschlossen. Der Fluß war zu tief, seine Ufer zu steil und mit Stechginster bedeckt. Das Gelände jenseits des Wassers war mit mannshohen Gebüsch bewachsen und für ein schnelles Entkommen nicht geeignet.

Es gab nur einen Fluchtweg: die Landstraße. Michael beabsichtigte, sich am Rande des Wäldchens vorzuarbeiten, ohne die Tataren aufmerksam zu machen. Dann wollte er so schnell wie möglich die Straße erreichen und sein Pferd zur höchsten Geschwindigkeit antreiben, um wenigstens einen Vorsprung von zwei- oder dreihundert Metern herauszuschinden - und wenn sein Pferd am Ufer des Ob tot zusammenbrach. Den Fluß mußte er mit einem Boot überqueren oder einfach durchschwimmen wenn kein Transportmittel aufzutreiben war.

Der Kurier hatte keine Zeit zu verlieren. Die Soldaten lagen schon nicht mehr ruhig auf ihren Plätzen. Mehrere Reiter waren aufgestanden und gingen am Rand des Wäldchens hin und her, um sich die Beine zu vertreten.

War es ein guter Gedanke, eins der Tatarenpferde einzufangen und mit ihm die Reise fortzusetzen? Michael Strogoff erwog das Für und Wider, dann verzichtete er darauf. Die Pferde der Usbeken mußten genauso erschöpft sein wie sein eigenes, weil sie die lange Reise ebenfalls ohne größere Pause zurückgelegt hatten.

Michael kroch, vom hohen Heidekraut verdeckt, zu seinem Pferd zurück. Er streichelte es, sprach ihm leise zu und brachte es geräuschlos wieder auf die Füße.

Die Fackeln verlöschten, sie waren niedergebrannt. Unter den Lärchengipfeln herrschte undurchdringliche Finsternis. Michael legte seinem Pferd das Gebiß ein, schnallte den Sattelgut fest und prüfte die Riemen der Steigbügel. Dann zog er das Tier am Zaum weiter. Es folgte ihm so verständnisvoll, als ob es die Absicht seines Herrn ahnte.

Trotzdem hoben einige usbekische Pferde die Köpfe und drehten sie dem Rande des Lärchenwaldes zu, weil sie das Pferd des Kuriers witterten.

In der rechten Hand hielt Michael Strogoff den schußbereiten Revolver. Er war dazu bereit, dem ersten tatarischen Reiter, der sich ihm näherte, mit dem Kolben den Kopf zu zerschmettern. Schießen wollte er nur im Notfall. Unbemerkt ging er Schritt für Schritt bis zum Ende des Waldes. Es war nicht mehr weit bis zur Straße.

Die Sekunden tropften zähflüssig. Vorsichtig zog der Kurier das Pferd auf die Landstraße. Es war noch zu früh, sich in den Sattel zu schwingen. Das wollte er erst nach der nächsten Wegbiegung tun, die etwa zweihundert Schritt vom Waldrand entfernt war.

In diesem Augenblick wieherte das Pferd eines Usbeken. Sein Reiter lief ihm nach, um es zurückzuführen, und bemerkte beim schwachen Morgengrauen das Schattenbild eines Mannes, der auf der Straße ein Pferd hinter sich herzog. »Alaaaarm!«

Die Soldaten der Tatarenabteilung sprangen auf und liefen auf die Straße. Michael Strogoff warf sich aus dem Stand in den Sattel seines Pferdes.

Der Pendja-Baschi trieb seine Leute zur Eile.

Michael Strogoff gab dem Pferd die Sporen, es schoß davon wie ein Pfeil. Ein Schuß krachte, die Kugel durchlöcherte den Mantel des Kuriers.

Er drehte sich nicht um, duckte sich tief auf den Rücken des Pferdes und jagte mit verhängten Zügeln um die Wegbiegung.

Die usbekischen Pferde waren abgezäumt worden. Es dauerte eine Weile, bevor die ersten Tataren-Reiter dem Flüchtenden nachsetzen konnten. Fluchend versuchte der Pendja-Baschi, die Soldaten zu noch schnellerem Aufsatteln zu veranlassen.

Bald hörte der Kurier den Hufschlag der Verfolger hinter sich. Der Abstand betrug nur wenige hundert Schritt. Im Osten stieg der neue Tag empor. Immer deutlicher waren die Umrisse der Landschaft zu erkennen.

Michael Strogoff sah sich um. Ein Tatare hatte sich ihm bis auf fünfzig Schritt genähert. Es war der Deh-Baschi, dessen edles Pferd die ganze Abteilung überholt hatte. In kurzer Zeit würde er den Flüchtling erreichen.

Der Kurier zog den Revolver, drehte sich um, ohne die Geschwindigkeit seines Pferdes zu zügeln, zielte flüchtig und schoß. Der Deh-Baschi bäumte sich auf und stürzte vom Pferd, das führerlos weitergaloppierte.

Mit wildem Rachegescrei jagten ihm die anderen Tataren nach, die Sporen fest in die Flanken ihrer Pferde gedrückt. Daß ihr Führer gefallen war, ließ sie keinen Augenblick zögern. Der Abstand zwischen den an der Spitze reitenden Usbeken und Michael Strogoff verringerte sich immer mehr.

10. KAPITEL

BIBELSPRÜCHE UND LIEDERVERSE

Michael Strogoff hetzte sein Pferd gnadenlos vorwärts. Fast eine halbe Stunde lang galoppierte er mit knappem Abstand vor den Tataren her. Sie schossen ihm nach, trafen aber niemals. Für ihre alten Steinschloßgewehre war die Entfernung zu groß. Ihr Wutgebrüll klang schaurig in seinen Ohren.

Die Sonne stand noch nicht über dem Horizont, trotzdem war es schon heller Tag. Der Kurier fühlte, daß die Kräfte seines Reittieres nachließen. Das geringste Hindernis würde ausreichen, um es stürzen zu lassen.

In einer Entfernung von zwei Werst schlängelte sich eine Baumreihe quer zur Straße durch die Landschaft. Dazwischen schimmerte ein Wasserlauf.

Der Ob! Endlich!

Einige der Usbeken waren bis auf fünfzig Schritt herangekommen. Das Geknatter der Gewehre klang aus bedrohlicher Nähe. Michael griff nach seinem Revolver und schoß drei der Angreifer aus dem Sattel. Das Rachegeheul der Tataren verstärkte sich, wenn sie einen ihrer Kameraden in den Sand rollen sahen.

Mit einem schnellen Rundblick stellte der Kurier fest, daß weit und breit keine Fähre und kein Boot zu sehen war. Der Fluß mochte hier etwa fünfhundert Meter breit sein. Michael Strogoff ritt in voller Geschwindigkeit hinein. Die Strömung schwemmte ihn davon. Das Pferd verlor nach den ersten Schritten den Boden unter den Füßen.

Die Usbekenabteilung hielt am Ufer des Stromes an. Die Reiter schrakten davor zurück, es dem Flüchtling gleichzutun. Der Pendja-Baschi fluchte mörderisch, dann griff er zum

Gewehr, zielte sorgfältig auf Michael Strogoff, der sich schon in der Mitte des Flusses befand, und drückte ab.

Im Brausen der Stromschnellen konnte Michael den Gewehrknall nicht hören. Er spürte nur, wie sein Pferd sich jäh aufbäumte, mit dem Kopf unter Wasser geriet, noch einmal auftauchte und schließlich unter ihm versank wie ein Stein. Im letzten Augenblick konnte sich der Kurier aus den Steigbügeln befreien.

Schüsse peitschten die Wasseroberfläche. Michael Strogoff tauchte und schwamm unter Wasser weiter. Nur selten steckte er den Kopf heraus, um Luft zu holen. Noch immer schossen die Tataren ihm nach. Endlich spürte er Boden unter den Füßen, tastete sich ans Ufer und kroch unter ein Gebüsch.

Die Usbeken hatten ihn aus den Augen verloren oder ihre Munition verschossen. Jedenfalls hatten sie es aufgegeben, auf den Flüchtenden zu schießen. Vielleicht nahmen sie auch an, er sei ertrunken.

Michael Strogoff war in Sicherheit - in einer sehr fragwürdigen Sicherheit allerdings: ohne Pferd, ohne Lebensmittel, in einem vom Feind besetzten Land, noch weit entfernt von seinem Ziel.

Er kroch unter dem Buschwerk des Ufers hindurch, geriet in ein mannshohes Schilffeld und watete durch den Schlamm, den der Ob an seinem Rand abgelagert hatte. Endlich bekam er festen Boden unter die Füße.

Was sollte jetzt geschehen? Er wußte, daß er das von tatarischen Truppen besetzte Tomsk in weitem Bogen umgehen mußte. Vielleicht fand er an der Straße nach Irkutsk eine Poststation, auf der er sich ein neues Pferd beschaffen konnte. Wenn er Krasnojarsk noch rechtzeitig erreichte, würde er sich bald in den Gebieten befinden, die Feofar-Khan noch nicht besetzt hatte. Auf dem Weg über die Provinzen am Baikalsee war es nicht mehr weit bis nach Irkutsk.

In geringer Entfernung vom Ob waren die Türme und Häuser einer Stadt zu sehen, die sich auf einem niedrigen Hügel erhob. Das mußte Kolywan sein! Der Kurier kratzte notdürftig den Schlamm von seinen Schuhen und machte sich auf den Weg.

Kolywan konnte noch nicht von den Tataren besetzt sein. Die Armee Feofar-Khans hatte sich vor der Stadt geteilt und war getrennt nach Tomsk und Omsk zugleich marschiert. Das Land dazwischen war frei vom Feind.

Es mußte ihm gelingen, sich in Kolywan neue Kleider und ein Pferd, wenn es ging sogar einen Wagen mit Bespannung, zu besorgen. Es kam Michael Strogoff in diesem Augenblick nicht darauf an, was er dafür bezahlen mußte. Er hätte auch das Zehnfache des normalen Preises gerne in Kauf genommen.

Die Umgebung von Kolywan war menschenleer. Die Landbevölkerung war geflohen, sie hielt es für aussichtslos, sich den Tataren zu widersetzen.

Gegen drei Uhr morgens hörte der Kurier Kanonendonner und das Prasseln von Gewehrsalven. Waren die Tataren auf die schwache russische Abteilung gestoßen, die sich im Anmarsch auf Kolywan befand? Der Lärm war nicht anders zu erklären. Von einer kleinen Anhöhe konnte Michael Strogoff in der Ferne, weit hinter der Stadt, die weißen Rauchwolken der Abschüsse und den dunklen Qualm der Detonationen beobachten. Am linken Ufer des Ob hatten die usbekischen Reiter haltgemacht, denen Michael entkommen war. Sie schienen den Ausgang der Schlacht abwarten zu wollen.

Der Gefechtslärm nahm zu und kam näher heran. Einzelne Abschüsse und Einschläge hoben sich deutlich aus dem dumpfen Grollen ab. Kolywan wurde angegriffen. Wer griff es an? Wer verteidigte es? Wer mußte sich zurückziehen? Wer schob seine Truppen weiter vor?

Es war nicht festzustellen. Wenige hundert Meter vor der Stadt sah der Kurier, wie ein greller Feuerstrahl mitten zwischen den Häusern aufleuchtete. Gleich darauf stürzte der Turm einer der Kirchen in sich zusammen.

Vermutlich wurde in den Straßen von Kolywan schon gekämpft. War es da noch zu verantworten, sich der Stadt weiter zu nähern? Michael Strogoff wollte sein Glück nicht auf die Probe stellen. In dieser Lage würde es eine Gefährdung seines Auftrages bedeuten, wenn er um jeden Preis versucht hätte, sich in der Stadt ein neues Beförderungsmittel zu besorgen.

Er stieß seinen Entschluß um und nahm sich vor, zunächst zu Fuß weiterzukommen und in einem der Dörfer südlich von Kolywan ein Pferd zu beschaffen. Die Granaten platzten jetzt auch im südlichen Teil der Stadt. Viele Häuser brannten. Ein ganzes Stadtviertel schien in Flammen zu stehen.

Michael Strogoff lief in die Steppe hinaus. Er hatte eine Baumgruppe entdeckt, die ihm wenigstens vorläufig eine Zuflucht bieten konnte. Mitten auf dem Weg hielt er an. Am rechten Ufer des Stromes kam ihm eine berittene Tatarenabteilung entgegen. Er warf sich zu Boden. Man schien ihn noch nicht bemerkt zu haben. Den eingeschlagenen Weg konnte er nicht mehr fortsetzen, die Tataren hätten ihn mit Leichtigkeit eingefangen oder erschossen, wenn er in der gleichen Richtung weitergegangen wäre.

Als Retter in der Not erschien ihm ein winziges Häuschen, das etwa fünfhundert Meter von ihm entfernt in einem dichten Gebüsch stand. Dort mußte er ein gutes Versteck finden. Er ließ die Tataren vorbeiziehen, wartete noch eine Weile im dichten und hohen Steppengras und rannte dann auf das Häuschen zu. Im Näherkommen stellte er fest, daß es sich um ein Telegrafenzimmer handeln mußte. Wahrscheinlich war es längst verlassen. Immerhin konnte man sich bis zum Einbruch der Nacht darin aufhalten. Er brauchte sich dann erst wieder in

der Dunkelheit in die von Tataren verseuchte Steppe hinauszuwagen.

Der Kurier stieß die Tür des Hauses auf. »Immer langsam, junger Freund!« sagte eine Stimme. Sie gehörte dem Telegrafbeamten, der in aller Gemütsruhe hinter seinem Schalter saß, sich um die Vorgänge außerhalb seiner vier Wände nicht einen Deut kümmerte und treu auf seinem Posten ausharrte. Ob draußen die Welt unterging oder die Tataren angriffen - solange seine Leitung in Ordnung war, saß er auf seinem Platz und wartete darauf, daß das Publikum seine Dienste in Anspruch nehme.

Michael Strogoff lief auf ihn zu und fragte mit einer Stimme, die vor Aufregung und Erschöpfung zitterte: »Was wissen Sie Neues?« »Nichts, junger Freund!« »Die Russen sind von den Tataren bei Kolywan angegriffen worden?« »Man sagt es!« »Und wer hat gewonnen?« »Keine Ahnung!« erklärte der Telegrafist lakonisch.

Michael hätte am liebsten einen Knüppel gepackt und aus dem langweiligen Telegrafbeamten einen vernünftigen Bericht über das kriegerische Geschehen bei Kolywan herausgeprügelt. Er beherrschte sich mühsam und fragte weiter: »Die Leitung ist noch nicht zerschnitten?« »Zwischen Kolywan und Krasnojarsk schon. Aber von hier bis an die russische Grenze ist sie immer noch in schönster Ordnung. Hier ist Papier und Bleistift, bitte sehr! Das Wort kostet zehn Kopeken! Bei Telegrammen mit mehr als zehn Worten bekommen Sie zehn Prozent Ermäßigung. Die langen Wörter kosten das Doppelte.«

Der Kurier wollte diesem Vorbild eines Beamten gerade erklären, daß er nicht die Absicht habe, ein Telegramm aufzugeben, sondern nur um etwas Wasser und Brot bitten wollte, als die Tür des Hauses schon wieder aufgerissen wurde.

Michael bereitete sich auf einen Sprung durch das Fenster vor, weil er an einen Überfall der Tataren glaubte, stellte aber dann beruhigt fest, daß die beiden Ankömmlinge nicht die geringste Ähnlichkeit mit tatarischen Soldaten aufwiesen.

Michael Strogoff erkannte zwei alte Bekannte: Alcide Jolivet aus Paris und Harry Blount aus London, die beiden Neuigkeitenjäger. Ihre Tätigkeit auf dem Kriegsschauplatz hatte mittlerweile begonnen, jetzt waren sie keine friedlichen Reisegefährten mehr, sondern Konkurrenten. Der Friedensvertrag für die Dauer der Reise war einem erbitterten Kampf um die schnellste, beste und sensationellste Meldung gewichen.

Sie waren seinerzeit nur wenige Stunden nach dem Aufbruch des Kuriers aus Ischim abgereist, hatten tausenderlei Strapazen ertragen müssen, bevor sie ihr vorläufiges Ziel erreichten, waren aber früher als Michael Strogoff in Kolywan eingetroffen. Das lag daran, daß der Kurier am Ufer des Irtysch drei Tage verloren hatte.

Den Kampf zwischen russischen und tatarischen Truppen hatten sie aus nächster Nähe beobachtet. Der Boden wurde ihnen erst dann zu heiß unter den Füßen, als die Auseinandersetzung sich in den Straßen der Stadt fortsetzte. Nun waren sie in der Telegrafestation gelandet, um ihre Neuigkeiten möglichst schnell loszuwerden.

Michael Strogoff stand an einer schwer übersehbaren Stelle des Raumes. Die beiden Zeitungsleute konnten ihn nicht beobachten, sie waren auch mit ihrer Arbeit viel zu sehr beschäftigt, als daß sie ihre Zeit mit einer genauen Besichtigung des Telegrafenamtes vertrödeln wollten. Der Kurier sagte kein Wort, hoffte aber darauf, die letzten Nachrichten über den Kampf um die Stadt Kolywan zu erfahren. Vielleicht gab es doch noch eine Möglichkeit, in die Stadt hineinzukommen.

Harry Blount hatte als erster den Platz am Schalter erobert. Alcide Jolivet war darüber erbost, mußte sich aber damit abfinden, daß sein Kollege und Konkurrent sich einen kleinen Vorsprung verschafft hatte. »Jedes Wort kostet zehn Kopeken, mein Herr!« erläuterte der Beamte und nahm den Text des Telegramms von Harry Blount entgegen. Der Engländer ließ sich ein Zählbrett geben und stapelte eine kleine Säule aus Rubelstücken auf. »Schön, schön«, sagte der Telegrafist. Er griff nach dem Telegramm und setzte seinen Apparat in Bewegung. Die Taste klapperte emsig. »An ›Daily Telegraph‹, London. Erster Bericht aus Kolywan, Gouvernement Omsk, Sibirien, am 6. August.

Gefecht zwischen russischen Truppen und Tataren ...«

Der Beamte las den Wortlaut der Meldung laut vor, mühsam buchstabierte er die Namen und Zahlenangaben. Michael Strogoff hörte begierig zu. »... gelang es den Tataren, die russischen Streitkräfte zurückzudrängen. Die Verluste sind außergewöhnlich hoch. Zahlreiche Gefangene fielen den Tataren in die Hände. Die tatarische Armee hat Kolywan besetzt. Starker Beschuß ging dem Einmarsch voraus.« Damit war das Telegramm zu Ende. »Jetzt bin ich dran!« rief Alcide Jolivet und drängte sich an den Schalter. Er wollte eine Depesche an seine Kusine im Pariser Stadtteil Montmartre aufgeben.

Harry Blount schob den Kollegen unwillig zur Seite. Er dachte gar nicht daran, seinen Platz am Schalter zu räumen, weil er von hier aus durch das Fenster der Telegrafestation die Stadt Kolywan beobachten und das Gesehene ungestört an seine Zeitung durchgeben wollte. »Also, dann machen Sie schon Platz!« rief Jolivet. »Sie sind doch schon lange fertig!« »Augenblick bitte! Das war nur der Anfang! Gedulden Sie sich noch eine Weile!« sagte Harry Blount mit steifer Würde und rückte seinen Hut zurecht. Dann schrieb er den Text für ein neues Telegramm auf.

Der Beamte nahm das Blatt entgegen und las mit gleichmäßig leiernder Stimme vor, was Harry Blount nach London telegrafieren wollte.

»Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser ...«

Seelenruhig gab der Telegrafist die ersten Verse aus der Bibel durch, pro Wort zehn Kopeken. Harry Blount war auf diese Idee verfallen, um seinem Konkurrenten Jolivet endlich einmal zuvorzukommen - und wenn es sich auch nur um ein paar Minuten Vorsprung handelte. Frankreich konnte warten! Dieser Spaß würde den Redaktionsetat des »Daily Telegraph« zwar ein paar hundert Rubel kosten. In London würde man aber bestimmt Verständnis für diese Sonderspesen haben. Außergewöhnliche Ereignisse erforderten eben auch den Aufwand außergewöhnlicher Mittel.

Alcide Jolivet war nahe daran, vor Wut zu platzen. Das schlimmste war, daß Harry Blount genaugenommen durchaus im Recht war. Er hatte sein Telegramm bezahlt, pro Wort zehn Kopeken, und solange ihm die Rubelstücke nicht ausgingen, konnte er telegrafieren lassen, was und wie lange es ihm Spaß machte.

Trotzdem versuchte der Franzose, den Beamten von der Notwendigkeit zu überzeugen, vor der Fortsetzung des Blountschen Berichtes erst einmal das Telegramm an die Kusine auf dem Montmartre anzunehmen.

Der Telegrafistenbeamte schüttelte stumm den Kopf und ließ sich nicht in seiner Beschäftigung stören. »Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Örter, daß man das Trockene sehe. Und es geschah also. Und Gott nannte das Trockene Erde, und die Sammlung der Wasser nannte er Meer ...«

Alcide Jolivet schlug mit der Faust auf das Schalterbrett, daß die Rubelsäule seines Kollegen klirrend stürzte. »Der Herr ist in seinem Recht!« sagte der Beamte, zeigte auf Harry Blount und lächelte liebenswürdig. Nach dieser kurzen Pause beschäftigte er sich wieder mit dem ersten Buch Mose: »Und Gott machte zwei große Lichter: ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne ...«

Mittlerweile war Harry Blount zum Fenster getreten, um mit dem Fernglas die Entwicklung der Kriegslage in Kolywan zu beobachten. Er ging zum Schalter zurück und fügte seinem Telegramm einen neuen Abschnitt hinzu: »Zwei Kirchen stehen in Flammen. Die Feuersbrunst scheint sich in Richtung auf das rechte Flußufer auszubreiten. Ein ganzes Stadtviertel steht in Flammen. Und Gott schuf große Walfische und allerlei Getier, das da lebt und webt, davon das Wasser sich erregte, ein jegliches nach seiner Art ...«

Alcide Jolivet war nahe daran, seinen Kollegen mit der linken Hand zu erwürgen. Immer wieder sprach er auf den Beamten ein, immer wieder wies ihn der Unerschütterliche zurück: »Bitte schön, der Herr ist in seinem Recht. Das Wort kostet zehn Kopeken ...!«

Unverdrossen ließ er die Telegrafentaste klappern. Harry Blount sorgte für Nachschub: »Russische Flüchtlinge drängen aus der Stadt. Der Brand greift nun auch auf die südliche Vorstadt über. Und Gott machte die Tiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art ...«

Harry Blount stand schon wieder am Fenster. Was er zu sehen bekam, fesselte seine Aufmerksamkeit so sehr, daß er mit dem neuen Telegrammtext nicht rechtzeitig zur Stelle war. Rasch nahm Alcide Jolivet den Platz am Schalter ein und drückte dem Beamten mit der Linken seine Depesche, mit der Rechten zwei Rollen Rubelstücke in die Hand. Leiernd las der Telegrafist den Text vor und zählte die Wörter: »An

Mademoiselle Madeleine Jolivet, Faubourg Montmartre, Paris, Frankreich. Bericht aus Kolywan, Provinz Omsk, vom 6. August. Flüchtlinge entweichen aus der Stadt. Russische Armee vernichtend geschlagen. Heftige Verfolgung durch tatarische Kavallerie ...«

Als der Engländer wieder zurückkam, um seine nächste Fortsetzung aufzuschreiben, war es schon zu spät. Sein Kollege hatte ihn mit seinen eigenen Waffen geschlagen. Mit einem Unterschied: Er war nicht damit einverstanden, seine Telegramme durch Bibelverse aufzufüllen, sondern flickte sie mit lustigen Kinderliedern aus. »Ich weiß ein kleines Männchen, gekleidet ganz in Grau, In Paris, in Paris ...« Harry Blount machte gute Miene zum bösen Spiel und grinste seinem Konkurrenten freundlich zu.

Die Situation um das Haus hatte sich inzwischen gewaltig geändert. Ströme von russischen Flüchtlingen liefen vorbei, gerieten in das Gewehrfeuer der Tataren, blieben verwundet liegen. Der Geschützdonner übertönte die Unterhaltung im Telegrafendraum und das Rasseln und Ticken der Geräte. Die Telegrafestation schien gerade in der Vorstoßrichtung der Tataren zu liegen. Immer näher krachten die Einschläge des Artilleriefeuers.

Ein ohrenbetäubender Krach ließ die Mauern des Hauses erzittern. Eine Granate hatte das Dach durchschlagen und war mitten im Schalterraum gelandet. Alcide Jolivet schrieb schnell den Rest seiner Telegrammfortsetzung nieder: »Pausbäckig wie ein Apfel, doch leider ohne Geld ...«

Dann warf er die Feder hin, stürzte sich auf die Granate, ergriff sie mit beiden Händen und warf sie zum Fenster hinaus. Fünf Sekunden später explodierte das Geschöß mit scharfem Knall. Der Luftdruck riß die Tür des Hauses aus den Angeln.

Alcide Jolivet ließ sich davon nicht in seiner Arbeit stören. Als letzte Meldung stand auf seinem Zettel: »Eine

sechspfündige Granate schlug soeben durch das Dach des Telegrafenamtes. In Erwartung weiterer Brocken vom gleichen Kaliber...«

Michael Strogoff gab die Hoffnung auf, daß es ihm noch gelingen werde, sich in Kolywan nach einem Pferd umzusehen. Als einziger Ausweg blieb ihm nur noch übrig, sich zu Fuß durch die südliche Steppe durchzuschlagen.

Eine Gewehrsalve knatterte vor dem Telegrafenamte. Ein Hagelschauer von Geschossen zersplitterte die Fensterscheiben.

Harry Blount fiel ächzend zu Boden, eine Kugel hatte ihn an der Schulter getroffen. Auf seinem dunklen Überrock breitete sich ein Blutfleck aus.

Alcide Jolivet lief zum Schalter, um sein Telegramm zu ergänzen: »Harry Blount, Berichterstatter des ›Daily Telegraph‹, an meiner Seite von einer Gewehrkugel getroffen und schwer verwundet...«

Der Beamte hob abwehrend die Hand. »Mein Herr, ich muß Ihnen leider mitteilen, daß die Leitung unterbrochen ist. Der Schalter ist geschlossen.«

Bedauernd zuckte der Telegrafist die Achseln, ließ das Schalterfenster herunter, hängte ein Schild daneben, auf dem »Vorübergehend geschlossen!« zu lesen war, und griff nach seinem Hut. Er bürstete ihn mit dem Ellbogen sorgfältig ab, setzte ihn auf den Kopf, grüßte freundlich und verließ das Haus durch eine kleine Seitentür, die man vom Schalterraum aus nicht genau sehen konnte.

Mit seiner überflüssigen Depesche in der Hand beugte sich Alcide Jolivet zu dem auf dem Boden liegenden Harry Blount und versuchte, ihn auf die Schulter zu laden, um mit ihm fliehen zu können.

In diesem Augenblick drang ein Trupp Tataren in die Telegrafestation ein und stürzte sich auf die beiden Berichterstatte.

Michael Strogoff benutzte die Gelegenheit, um aus dem Fenster zu springen. Er sprang in die Hände der Tataren, die das Haus umstellt hatten.

11. KAPITEL

DAS TATARISCHE FELDLAGER

Eine Tagereise von Kolywan entfernt und einige Werst jenseits des Fleckens Diachinsk liegt eine weite Ebene, auf der außer ein paar hohen Tannen und Zedern nicht viel wächst. Im Sommer weiden die sibirischen Hirten ihre Herden auf diesem Teil der Steppe. Die Nomaden-Bauern sind anspruchslos, ihnen genügt das spärliche, trockene Gras als Nahrung für ihre Tiere.

Von Hirten und Herden war in diesem Jahr allerdings nichts zu sehen. Auf der Ebene von Diachinsk standen jetzt die Zelte der Tataren. Ihr riesiges Heerlager umgab einen weiten Platz, an dessen Rand sich der prunkvolle Zeltbau Feofar-Khans, des Emirs von Buchara, erhob.

Am Morgen des 7. August wurden die Gefangenen aus der Schlacht bei Kolywan in das Lager eingebracht. Mit 2 000 Mann waren die Russen in den Kampf gezogen. Ein trauriges Häuflein von wenigen hundert zerlumpten, zum Teil verwundeten Soldaten schleppte sich der Zeltstadt entgegen.

Die Lage hatte sich nicht zugunsten der kaiserlichen Regierung entwickelt. Es war noch nicht zu übersehen, ob die Tataren ihren Angriff nach Westen in Richtung auf den Ural fortsetzen würden oder ob das östliche Sibirien ihr großes Ziel war. Immerhin hatten sie Irkutsk endgültig von allen Verbindungen zum Westen abgeschnitten. Wenn die Truppen aus der Provinz Jakutsk und dem Amurgebiet nicht rechtzeitig eintrafen, mußte die Hauptstadt Ostsibiriens sich dem Ansturm der Tataren ergeben. Das würde zugleich das Schicksal des Großfürsten in Irkutsk besiegeln.

Michael Strogoff hätte als Gefangener der Tataren allen Grund dazu gehabt, an der Erfüllung seiner Aufgabe zu

verzweifeln. Er hatte seine Partie verloren. Seit Ischim hatte ihn das Glück verlassen. Trotzdem sah er sein Schicksal mit anderen Augen an. Er gehörte einem Menschenschlag an, der sich erst dann aufgibt, wenn er tot zusammenzubrechen droht. Michael Strogoff lebte, trotz aller kriegerischen Zufälligkeiten war er nicht verletzt. Das Handschreiben des Zaren steckte immer noch wohlverwahrt in der Brusttasche, das Siegel war heil. Daß er zusammen mit den anderen Gefangenen dem Lager Feofar-Khans entgegengetrieben wurde, empfand er nicht als hoffnungslos. Er würde die erste Gelegenheit dazu benutzen, um sich aus dem Staub zu machen. Die Tataren behandelten ihre menschliche Beute wie eine Herde Vieh. Johlend und mit den Gewehren in die Luft schießend, ritten sie am Rand der Kolonne auf und ab, schlugen mit dem Kolben dazwischen, wenn ihnen etwas nicht gefiel, und benutzten die Peitsche, wenn es ihnen zu langsam vorwärts ging.

Michael Strogoff war einer unter Hunderten von gefangenen Russen. Er unterschied sich auch äußerlich nicht von seinen Leidensgefährten. Niemand vermutete in ihm den Kurier des Zaren. Diese Feststellung beruhigte ihn außerordentlich. Unter diesen Umständen konnte die Flucht zum richtigen Zeitpunkt nicht schwer sein.

Das Zeltlager des Emirs lag funkelnd und strahlend in der Morgensonne, als der Gefangenentransport sich näherte. Auf einer unübersehbar großen Fläche standen unzählige Zelte aus Tierfellen, Filztuch oder Seidenstoffen. Farbige Troddeln, gestickte Fahnen, Standarten und Feldzeichen flatterten von den Zeltstangen oder den Lanzen, die vor den Eingängen der Zelte in den Boden gerammt worden waren. Die vornehmsten Zeltbauten gehörten den Seids und den Khodjas, den Unterhäuptlingen Feofar-Khans. Endlose Reihen turkomanischer Zelte umrahmten die Lagergrenzen.

Es war schlecht zu schätzen, wie groß die Zahl der in diesem Lager versammelten Soldaten sein mochte. 50 000 Mann

Reiterei und 100 000 Mann Fußvolk konnten es ungefähr sein: Tadjiks aus Turkestan, kleine Usbeken mit roten Barten, Kirgisen mit flachen Gesichtern, Mongolen mit schwarzen Zöpfen, Afghanen, Araber, Turkomanen, persische Sklaven mit ihren Antreibern - sie alle waren vereinigt unter der Kriegsflagge Feofar-Khans, der Fahne der tatarischen Mordbrenner und Plünderer.

Nicht nur die Soldaten bildeten ein buntes Völkergemisch, auch die Reitpferde und Lasttiere stammten aus allen möglichen Rassen und Ländern. Kräftige Khokandiner-Pferde, die außer ihrem Reiter noch zwei Zelte und eine ganze Kücheneinrichtung tragen konnten, standen neben hellfarbigen Kirgisenpferden von den Ufern des Embaflusses, neben Kamelen und Dromedaren - und neben Eseln, die nicht nur als Tragtiere dienten, sondern auch als Fleischlieferanten eine wichtige Nahrungsquelle darstellten.

Als die Gefangenen aus der Schlacht bei Kolywan vor den Zeltpalästen des Emirs und seiner Würdenträger angekommen waren, wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten. In den Lärm der musikalischen Begrüßung mischte sich das Knattern von Gewehrsalven und das Donnern der vier- und sechspfündigen Geschütze, die aus Freude über den Sieg im Kampf gegen die Russen Ehrensaliut schossen.

Beim Einzug in dieses Feldlager hatte Feofar-Khan seine große Haushaltung und seinen umfangreichen Harem in Tomsk zurückgelassen, das schon vor längerer Zeit von den Tataren besetzt worden war. Hier war er nur der Befehlshaber seiner Armee, mehr nicht. Es stand allerdings schon fest, daß das Lager bei Diachinsk bald aufgelöst werden sollte.

Der Emir würde dann mit seiner ganzen Armee nach Tomsk zurückkehren. Auch dies Biwak sollte nicht von Dauer sein. Sein Ziel war Irkutsk, das er sich zur endgültigen Residenz auserwählt hatte. Die Hauptstadt von Ostsibirien sollte dann der Mittelpunkt des Reiches von Feofar-Khan werden.

Das prunkvolle Zelt des Emirs überragte die Bauten seiner Nachbarn um mehrere Fuß. Es war aus breiten Bahnen eines prächtigen, schweren Seidenstoffes errichtet worden, den Schnüre mit goldenen Fransen zusammenhielten. Glitzernde goldene Troddeln verzierten die Ecken, der Wind wiegte sie fächerartig hin und her. Unter einem Baldachin vor dem Zelt lag auf einem glänzenden Lacktisch, der mit Edelsteinen ausgelegt war, der heilige Koran, dessen Blätter aus hauchdünnen Goldplättchen bestanden. An einer hohen Lanze flatterte darüber die tatarische Fahne.

Im Halbkreis um das Zelt des Herrschers von Buchara standen die Bauten der höchsten Beamten des Khanates. Die erste Stelle kam dem Großstallmeister des Emirs zu, der das Recht besitzt, dem Khan zu Pferde bis in den innersten Hof seines Palastes zu folgen. Daneben erhob sich das Zelt des Groß-Falkeniers, des Siegelbewahrers mit dem Titel Hush-Beghi, des Toptschi-Baschi, der die Artillerie des Emirs kommandierte, des Khodja, der dem Großen Rat vorsitzt, vom Fürsten mit einem Kuß empfangen zu werden pflegt und sich vor ihm mit offenem Gürtel zeigen darf, und des Scheik-ul-Islam, der die Priesterkaste am Hofe Feofar-Khans vertritt. Nicht weit davon standen die Zelte des Cashi-Askew, der in Abwesenheit des Emirs die Funktion des obersten militärischen Richters übernehmen durfte, und des Hof-Astrologen, der vor jedem Ortswechsel Feofar-Khans die Sterne zu befragen hatte.

Die Gefangenen wurden nach dem geräuschvollen Empfang auf einem umzäunten Platz zusammengetrieben. Hier durften sie unter freiem Himmel lagern. Nur selten warf man ihnen ein paar Brocken zu, damit sie nicht verhungerten. Sie hatten weiter nichts zu tun, als auf die Entscheidung Feofar-Khans zu warten.

Michael Strogoff ließ über sich ergehen, was man ihm zudedacht hatte. Er hatte davon gehört, daß das Lager schon bald nach Tomsk verlegt werden würde. Weshalb sollte er vor

dem Einzug Feofar-Khans in Tomsk fliehen? Diese Stadt mußte er sowieso auf seinem Weg nach Irkutsk kreuzen. Er konnte nicht unauffälliger nach Tomsk kommen als mit dem großen Gefangenentransport. Wenn ich erst in Tomsk bin, sagte er sich, werde ich die erste beste Gelegenheit zur Flucht benutzen. Zwölf Stunden Vorsprung vor Feofar-Khan und Ogareff reichen aus. Wenn ich zwölf Stunden vor den Tataren in Irkutsk ankomme, habe ich gewonnen und kann meinen Auftrag erfüllen.

Eine Klippe galt es allerdings zu überwinden: Iwan Ogareff. Der Verräter würde ihn sofort erkennen, wenn er ihm unter die Augen kam.

Die Vereinigung des Heeres von Feofar-Khan mit den Truppen Ogareffs mußte bald erfolgen. Schon jetzt achtete der Kurier sorgfältig auf jeden schmetternden Trompetenstoß. Kündigte er den Einzug der Ogareff-Armee an?

Zusammen mit dem Kurier waren auch Harry Blount und Alcide Jolivet in das Feldlager der Tataren gebracht worden. Michael Strogoff wußte, daß die beiden Zeitungsleute sich im gleichen Lager befinden mußten wie er, machte aber keinen Versuch, sie zu finden. Allein konnte er im entscheidenden Moment schneller und besser handeln.

Alcide Jolivet hatte seine kollegiale Feindschaft in dem Augenblick vergessen, als Harry Blount an seiner Seite verwundet wurde. Die Verletzung war zum Glück nicht so schwerwiegend, daß der Engländer auf einer Bahre transportiert werden mußte. Er stützte sich auf den Arm Jolivets und humpelte mit schmerzverzerrtem Gesicht daher. Die Soldaten der Bewachung scherten sich wenig darum, daß sie es mit zwei Ausländern zu tun hatten, und verteilten ihre Lanzenstöße an die beiden Korrespondenten genauso freigebig wie an die übrigen Gefangenen auch. Harry Blount hatte bei der ersten Gelegenheit dieser Art seinen Paß gezogen und versucht, sich als Untertan des Königs von Großbritannien

auszuweisen. Da die Tatarensoldaten aber ohnehin nicht lesen konnten, machte der mit vielen Stempeln besetzte Paß auf sie nicht den geringsten Eindruck. Wütend entschloß sich der Journalist dazu, seine Beschwerden einstweilen für sich zu behalten. Vielleicht konnte er beim nächsten britischen Konsul offiziell Protest einlegen. Allerdings war Rußland groß und der nächste britische Konsul weit.

Alcide Jolivet sah unter diesen Umständen seine wichtigste Aufgabe darin, den verbitterten Kollegen nicht nur körperlich, sondern auch moralisch aufzurichten. Nach der Ankunft im Lager hatte er zunächst die Wunde untersucht. Offensichtlich war Harry Blount nur von einer Gewehrkugel gestreift worden. »Gar nicht so schlimm!« sagte Jolivet beruhigend. »Eine ganz kleine Schramme an der Schulter. Ein paar kalte Umschläge, dann ist alles wieder vorbei.« »Umschläge, meinetwegen. Aber wo wollen Sie jetzt einen Arzt herbekommen ?« »Arzt ist überflüssig. Die Umschläge mache ich selbst. Sie wissen doch, alle Franzosen sind halbe Ärzte.«

Nach dieser kühnen Behauptung zerriß Alcide Jolivet sein Taschentuch in schmale Streifen, holte aus einem Ziehbrunnen in der Mitte des umzäunten Platzes Wasser, wusch die Wunde aus und legte die feuchten Leinenstücke als Umschläge auf. »Ich behandle Sie mit Wasser. Diese bekannte Flüssigkeit ist eines der wirksamsten Heilmittel, das die Wissenschaft kennt. Die Ärzte haben nur 6 000 Jahre gebraucht, um sich davon zu überzeugen. Wenn Sie hier herauskommen, empfehle ich Ihnen eine kräftige Kneippkur. Vor allem Schultergüsse sollten Sie machen, mit kaltem Wasser natürlich.«

Harry Blount stöhnte ein bißchen, fühlte sich aber sonst ganz zufrieden. Die Schmerzen hatten nachgelassen. Er lag im Schatten einer Birke auf einem Lager, das Alcide Jolivet aus dünnen Blättern gemacht hatte. »Was meinen Sie, Herr Jolivet«, sagte Blount, »sind unsere Telegramme noch über die russische Grenze befördert worden?« »Das glaube ich schon. Schließlich

haben wir ja auch genügend Rubelstücke auf das Zahlbrett der Telegrafestation stapeln müssen. Pro Wort zehn Kopeken! Um diese Zeit wird meine verehrte Kusine schon wissen, was von dem Treffen bei Kolywan zu halten ist.« »Was für eine Auflage läßt Ihre verehrte Kusine eigentlich von Ihren Telegrammen drucken?« Zum erstenmal stellte Harry Blount eine direkte Frage, um herauszubekommen, für welches französische Blatt sein Kollege eigentlich arbeite. »Wissen Sie, lieber Herr Blount, meine Kusine ist ein sehr zurückhaltender Mensch. Sie hört nicht gerne von sich reden und wäre zu Tode betrübt, wenn sie wüßte, daß Sie ihretwegen nicht schlafen können.« »Ich will überhaupt nicht schlafen!« sagte Harry Blount böse. Er drehte sich auf die Seite, um bequemer zu liegen, verschob dabei den Umschlag auf seiner Wunde und spürte, wie die Schmerzen wiederkamen. Vorsichtig wälzte er sich wieder zurück.

»Was hält Ihre Kusine denn von der Lage?« fragte er hartnäckig. »Ich will es Ihnen ausnahmsweise verraten. Meine Kusine meint, daß es den Russen augenblicklich ziemlich dreckig geht. Trotzdem braucht sich der Zar keine allzu großen Sorgen zu machen. Er und seine Vorgänger sind schon mit ganz anderen Dingen fertiggeworden. Sibirien wird nicht verlorengehen. Es kann allerdings eine Weile dauern, bis die russischen Truppen die Ordnung wiederhergestellt haben.« »Größenwahn und Überheblichkeit haben schon Riesenreiche gestürzt!« behauptete der Engländer. »Wenn ich mir überlege, daß ...« »Halt, halt! Lieber Freund, hier wird keine Politik getrieben! Das hat die Medizinische Fakultät verboten. Es sei denn, daß Sie politisieren, damit Sie besser einschlafen können!« rief der Franzose. »Gut, sprechen wir nicht mehr davon«, meinte Harry Blount verdrießlich. »Unterhalten wir uns darüber, wie wir aus dieser verteuflten Situation herauskommen, ohne daß es uns an den Kragen geht.« »Ich habe nicht die geringste Lust, noch länger unfreundlich

behandelter Gast der Tataren zu bleiben. Und Sie?« »Ganz Ihrer Meinung, Herr Jolivet.« »Wir werden die nächste Gelegenheit benutzen, um dem Gefangenenlager zu entkommen.« »Ganz Ihrer Meinung, Herr Jolivet.« »Zur Erreichung dieses Zieles dürfen wir weder List noch Gewalt scheuen!« »Ganz Ihrer ... - Nein, damit bin ich nicht einverstanden. Gewalt nur im äußersten Notfall. Schließlich sind wir neutrale Ausländer und haben Anspruch auf entsprechende Behandlung. Wir werden uns ganz offiziell beschweren.« »Bei den Tataren unserer Bewachung etwa? Damit sind Sie doch schon hereingefallen!« »Nein.« »Vielleicht bei Feofar-Khan? Glauben Sie wirklich, daß der Sie auch nur anhören wird?« »Nein!« »Dann wohl bei Iwan Ogareff? Das ist ein Schurke!«

»Das stimmt, aber er ist wenigstens ein Russe. Er hat bestimmt schon etwas von Völkerrecht gehört, was ich bei Feofar-Khan kaum voraussetzen darf. Außerdem kann er gar kein Interesse daran haben, uns zurückzuhalten. Ich werde mich bei Iwan Ogareff melden lassen, sobald er hier eingetroffen ist.« »Er ist aber noch nicht eingetroffen. Sie werden Ihren großartigen Plan also noch etwas auf Eis legen müssen.« »Er wird bestimmt kommen. In diesem Lager muß er sich mit dem Emir vereinigen. Ich nehme an, daß die beiden Heere von hier aus gemeinsam nach Irkutsk marschieren werden.« »Und wenn wir frei werden, was dann?« erkundigte sich Jolivet. »Dann setzen wir unseren Feldzug fort und folgen den Tataren, bis wir dazu Gelegenheit bekommen, in das russische Lager überzuwechseln. Oder wollen Sie vielleicht umkehren? Jetzt, wo es erst richtig interessant zu werden verspricht? Das wollen Sie mir doch nicht antun, Herr Jolivet!« »Was halten Sie von mir, Herr Blount! Selbstverständlich bin ich mit von der Partie. Sehen Sie - ich habe bisher für meine Kusine noch nichts Vernünftiges geleistet. Sie hatten wenigstens das Glück und die hohe Ehre, im Dienste des

»Daily Telegraph« eine Wunde davontragen zu dürfen. Aber ich? Nicht einmal den kleinsten Ritzer!«

Jolivet sprach leiser. Harry Blount atmete tief und schwer. Er war eingeschlafen. »Beneidenswerte Leute, diese Engländer!« murmelte Jolivet. »Ein paar feuchte Umschläge, zwei Stunden Schlaf - mehr brauchen sie nicht, um wieder auf die Beine zu kommen. Sie müssen aus Eisenblech konstruiert sein!«

Alcide Jolivet zog sein Taschenbuch heraus und machte sich Notizen über die jüngsten Ereignisse. Er nahm sich vor, das Ergebnis dieser Aufzeichnungen später brüderlich mit Harry Blount zu teilen.

Was die beiden Journalisten herbeisehnten, die Begegnung mit Iwan Ogareff, wollte Michael Strogoff unter allen Umständen vermeiden. Ein Grund mehr für den Kurier, sich nicht in der Nähe der Zeitungsleute sehen zu lassen.

Vier Tage gingen vorbei, ohne daß sich für die Gefangenen etwas änderte. Von der Aufhebung des Lagers war keine Rede. Im Gegenteil, die Bewachung wurde verstärkt. Ein dichter Ring von unberittenen Wachtposten wurde von Kavalleriepatrouillen beaufsichtigt. Eine Flucht wäre unmöglich gewesen.

Die Verpflegung reichte gerade aus, um die Gefangenen vor dem Verhungern zu schützen. Zweimal am Tag bekam jeder ein Stück geröstetes Ziegenfleisch oder eine Portion Schafkäse, den die Tataren »Krut« nennen und in Stutenmilch aufweichen, bevor sie ihn essen. Das Wetter hatte sich verschlechtert. Es regnete unaufhörlich, ein scharfer Wind pfiß über das Lager. Die Gefangenen mußten die Tage und Nächte im Freien zubringen, sie kamen aus den nassen Kleidern nicht mehr heraus. Einige Verwundete bekamen Fieber und starben. Ihre Leidensgenossen machten sich daran, die Toten einzugraben. Das mußte innerhalb des Lagers und ohne Schaufeln oder

Spaten geschehen. Die Tataren hatten sich geweigert, außerhalb der Umzäunung Gräber ausheben zu lassen.

Die Gerüchte trieben wilde Blüten. Es wurde behauptet, daß Feofar-Khan noch einige Wochen in diesem Feldlager bleiben wolle, um sich von den ersten Erfolgen auszuruhen und die Bewaffnung zu vervollständigen. Andere sagten, daß über die Gefangenen schon entschieden worden sei. Man wolle die meisten von ihnen in tatarische Uniformen stecken und beim nächsten Angriff nach vorne schicken, um den schlimmsten Ansturm der Russen ohne eigene Verluste aufzufangen.

Die Wirklichkeit machte den Gerüchten bald ein Ende. Am Morgen des 12. August schmetterten die Trompeten, rasselten die Trommeln und knatterten die Gewehrsalven. Eine riesige Staubwolke wälzte sich auf der Straße von Kolywan heran. Iwan Ogareff hielt seinen Einzug, gefolgt von mehreren tausend Mann seiner Heeresabteilung.

Ein ganzes Armeekorps führte der Oberst dem Emir zu. Mit dem größten Teil dieser Truppen hatte er Omsk eingenommen. Die ganze Stadt war zuletzt in seinem Besitz - mit Ausnahme der Zitadelle auf dem Hügel, die immer noch vom Gouverneur und seinen Getreuen verteidigt wurde. Ogareff hatte eingesehen, daß die Einnahme der oberen Stadt ihn zu lange aufhalten würde, außerdem kosteten die zahlreichen Sturmangriffe ihn zu viele Soldaten. Er hatte deshalb nur eine kleine Garnison in Omsk zurückgelassen und war weitermarschiert. Unterwegs waren die siegreichen Truppen aus dem Gefecht bei Kolywan zu ihm gestoßen.

Die Truppen Iwan Ogareffs hielten vor den Toren des Feldlagers. Sie hatten keinen Befehl dazu bekommen, ihre Zelte aufzuschlagen. Es sah so aus, als sollte auf eine Ruhepause verzichtet und gleich der Vormarsch auf Tomsk angetreten werden.

Im Gefolge Ogareffs befand sich auch ein Transport russischer und sibirischer Gefangener, die bei Omsk oder Kolywan in die Hände der Tataren gefallen waren. Sie wurden nicht in die Umzäunung getrieben, weil dort kein Platz mehr war, sondern mußten unter scharfer Bewachung im Freien auf den Weiterzug warten.

Der Oberst hatte außerdem einen wüsten Haufen von Bettlern, Plünderern und Zigeunern mitgebracht, der den Truppen ohne besondere Einladung gefolgt war und dafür gesorgt hatte, daß hinter den abziehenden Tataren nicht mehr viel zu stehlen, rauben oder plündern übrigblieb. Der ganze Landstrich zwischen Ischim und Ob war verwüstet und bot keinerlei Hilfsquellen mehr. Schon deshalb war es notwendig, den Marsch bald fortzusetzen in Gebiete, die noch nicht so stark unter dem Tatareneinfall gelitten hatten, in denen es noch Verpflegung für die Truppen und den Troß zu holen gab.

Mit den Zigeunerhorden reiste auch die Tsiganen-Truppe, in deren Begleitung Iwan Ogareff einen großen Teil seines Weges nach Sibirien zurückgelegt hatte. An ihrer Spitze stand die Zigeunerin Sangarre, die längst wieder zu ihrem Herrn und Meister Ogareff zurückgefunden hatte.

Sangarre leistete dem Oberst gute Dienste. Mit Hilfe ihrer Tsiganen drang sie überall ein, hörte und beobachtete alles und gab jede Kleinigkeit an Iwan Ogareff weiter. Hundert Augen und Ohren umfaßte diese zuverlässige, schnelle und gut bezahlte Spionageorganisation.

Vor Jahren war Sangarre einmal in eine Mordgeschichte verwickelt worden und sollte als Mitschuldige verurteilt werden. Damals hatte Iwan Ogareff sich eingeschaltet. Er war zu jener Zeit noch russischer Offizier und hatte die Macht dazu, der Zigeunerin die Freiheit und vielleicht sogar das Leben zu retten.

Sangarre vergaß ihm das niemals, sie verschrieb sich ihm mit Leib und Seele und versprach ihm, alle Dienste zu leisten, die er von ihr verlangen sollte. Ogareff hatte abgewinkt und die Tsiganin bald darauf vergessen. Viele Jahre später, als er nach Sibirien verbannt und aus der Armee des Zaren ausgestoßen worden war, hatte er Sangarre wiedergetroffen. Nun erkannte er, daß ihm die Zigeunerin bei der Erfüllung seiner Pläne helfen konnte. Er nutzte ihre Ergebenheit aus und betraute sie mit Aufträgen, zu deren Ausführung nicht nur Mut und Kraft, sondern auch Hinterlist und Heimtücke gehörten.

Die Zigeunerin war Iwan Ogareff in Omsk wiederbegegnet und folgte ihm seither auf Schritt und Tritt. Einer ihrer Beobachter hatte das Zusammentreffen zwischen Michael Strogoff und seiner Mutter an Ogareff weitergemeldet. Sangarre haßte die alte Frau mit allen Fasern ihrer schwarzen Seele. Sie brannte darauf, Marfa Strogoff mit allen Mitteln der Bosheit und Gemeinheit zu foltern und zu peinigen, um ihr das Geheimnis von der Kurierfahrt ihres Sohnes zu entreißen. Iwan Ogareff hatte sie bisher noch zurückgehalten. Er hatte ihr verboten, die alte Frau anzurühren. Sangarre hielt sich an diesen Befehl, sie wußte, wie schrecklich Ogareffs Rache sein konnte. Aber sie belauerte Marfa Strogoff Tag und Nacht, um vielleicht durch Zufall ein Wort zu hören, das auf die Spur ihres Sohnes wies.

Marfa Strogoff wußte, daß sie beobachtet wurde. Sie hielt ihre Zunge im Zaum. Von ihr sollte niemand erfahren, wo sie ihren Sohn vermutete. Geduldig ließ sie alle Strapazen über sich ergehen, ohne einen Laut der Klage über ihre Lippen zu bringen.

Immer noch schmetterten die Trompeten, rasselten die Trommeln und krachten die Gewehrsalven. Der Oberbefehlshaber der Artillerie und der Großstallmeister des Emirs begaben sich in Begleitung einer glänzenden Eskorte vor das Feldlager, um Iwan Ogareff würdig zu empfangen.

Der Oberst nahm die Ehrenbezeugungen kühl entgegen und ließ sich einladen, den hohen Staatsbeamten zum Zelt des Emirs zu folgen. Er war sehr einfach gekleidet, sein Äußeres stach von den prunkvollen Phantasiekleidern der Tataren wohltuend ab.

Iwan Ogareff trug immer noch die russische Offiziersuniform mit der Pelzmütze, den hohen Lederstiefeln und dem eleganten Überrock.

Als der Oberst nach den Zügeln seines Pferdes faßte, um in den Lagerbezirk zu reiten, drängte sich Sangarre durch die Reiter der Eskorte und blieb unbeweglich neben ihm stehen. »Nichts?« fragte Iwan Ogareff. »Nichts.« »Sei geduldig.« »Ist es noch nicht soweit, daß wir die alte Frau zum Reden zwingen dürfen?« »Du mußt dir Zeit lassen, Sangarre.« »Wie lange willst du noch warten? Bis es zu spät ist?« »Bis wir in Tomsk sind.« »Wann sind wir in Tomsk?« »In drei Tagen!«

Wie ein Blitz leuchtete es auf in Sangarres großen schwarzen Augen, dann zog sie sich geschmeidig zurück. Iwan Ogareff gab seinem Pferd die Sporen und ritt dem Zelt des Fürsten entgegen. Sein Generalstab folgte ihm.

Feofar-Khan war ein hochgewachsener Mann von vierzig Jahren mit bleicher Haut, drohenden Augen und wildem Gesichtsausdruck. Sein schwarzer Bart ringelte sich in kleinen Locken bis auf die Brust herab. Er trug ein gold- und silbergewirktes Panzerhemd und ein diamantenbesetztes Degengehänge mit einem gewaltigen Krummsäbel, dessen Scheide mit wertvollen Gemmen verziert war. An der Mütze funkelte ein Diadem aus feuerstrahlenden Brillanten.

Man konnte nicht behaupten, daß er einen ehrfurchterweckenden Eindruck machte. Eher sah er wie die ehrgeizige, fremdartige Kopie eines tatarischen Alleinherrschers aus, der über Leben und Blut seiner

Untertanen schrankenlos verfügen darf und dessen persönliche Macht keine Grenzen kennt.

Als Iwan Ogareff sich näherte, blieben die Großwürdenträger auf ihren goldbetreßten Kissen sitzen. Feofar-Khan dagegen erhob sich aus dem reichbestickten Diwan im Hintergrund des Zelttes, dessen Fußboden der weiche Samt eines bucharischen Teppichs verhüllte.

Der Emir trat auf Ogareff zu und küßte ihn. Der Oberst verneigte sich ehrfurchtsvoll, er kannte die Bedeutung dieses Gunstbeweises sehr gut. Der Kuß erhob ihn vom Unterbefehlshaber zum Vorsitzenden des Rates und stellte ihn über den Khodja, den bisherigen Inhaber dieser hohen Würde. Feofar-Khan betrachtete seinen Truppenführer sehr genau. Dann sagte er: »Ich habe dich nichts zu fragen, Iwan, du wirst hier nur Ohren finden, die bereit sind, dich anzuhören.«

Iwan Ogareff verneigte sich, diesmal um eine Spur zurückhaltender. Dann gab er seinen Bericht. Er benutzte die tatarische Sprache mit Meisterschaft und versäumte nicht, seine Sätze nach den kunstvollen Regeln jener blumigen Überschwenglichkeit zu dreheln, die die Redeweise der Tataren auszeichnet. Den Emir redete er mit dem ihm zukommenden Titel Takh-Sir an. »Die Zeit ist unnützen Worten nicht hold, Takh-Sir!« sagte Ogareff. »Du weißt, was ich an der Spitze deiner Truppen getan habe. Die Täler des Ischim und Irtysch sind in unserer Hand. Die Turkomanenreiter können ihre Pferde in den nun tatarisch gewordenen Flüssen tränken. Die Kirgisenhorden erhoben sich auf den Ruf Feofar-Khans, dein ist die Hauptstraße Sibiriens vom Ischim bis nach Tomsk. Du kannst nun deine Heersäulen sowohl nach Osten entsenden, wo die Sonne aufgeht, als auch nach Westen, wo sie sich niederlegt.« »Und wenn ich mit der Sonne marschiere?« fragte der Emir, ohne daß man an seinem Gesicht ablesen konnte, was er dachte. »Wenn du mit der Sonne gehst, Takh-Sir«, antwortete Ogareff, »so wirst du bald Europa erreicht

haben und in schnellem Siegeslauf die sibirischen Provinzen von Tobolsk bis zu den Bergen des Urals gewinnen.« »Und wenn ich der Fackel des Himmels entgegenziehe?« »So wirst du mit Irkutsk die reichen Gebiete des mittleren Asiens der tatarischen Herrschaft unterwerfen.« »Doch die Armeen des Sultans von Petersburg?« fragte der Emir. »Von den Truppen des Zaren hast du nichts zu befürchten, weder nach Sonnenaufgang noch nach Sonnenuntergang zu«, behauptete Ogareff. »Unser Einfalt hat ihn überrascht und traf ihn an seiner schwächsten Stelle. Bevor es der russischen Armee gelingt, Irkutsk und Tobolsk zu schützen, werden beide Städte in deiner Hand sein. Die Truppen des Zaren sind bei Kolywan vernichtend geschlagen worden. So soll es überall geschehen, wo die ruhmreichen Truppen Feofar-Khans gegen die verächtlichen Heerhaufen aus dem Abendland kämpfen werden.« »Und welchen Rat gibt mir deine Klugheit und deine Ergebenheit für die Sache der Tataren ein?« fragte der Emir nach einer kurzen Pause des Nachdenkens. »Mein Rat«, erwiderte Ogareff schnell und lebhaft, »mein Rat lautet: Laß uns der Sonne entgegenziehen! Die Rosse der Turkomanen sollen das Gras der östlichen Steppen abweiden. Jetzt gilt es, Irkutsk einzunehmen, die Hauptstadt der Provinz des Ostens, und mit ihr eine Geisel zu gewinnen, die den Besitz eines großen Landes aufwiegt. Jetzt muß, da es der Zar nicht sein kann, an seiner Stelle der Großfürst, sein Bruder, in deine Hände fallen. Haben wir den Großfürsten und die Stadt Irkutsk, gehört uns das ganze östliche Sibirien.« »Es geschehe, wie du sagst, Iwan«, bestätigte Feofar-Khan. »Wie lauten deine Befehle, Takh-Sir?« »Noch heute soll unser Hauptquartier nach Tomsk verlegt werden.«

Iwan verneigte sich und zog sich in Begleitung des Hush-Beghi zurück, um die Befehle Feofar-Khans auszuführen.

Als er sich in den Sattel schwingen wollte, um zu den Vorposten zurückzureiten, entstand in einiger Entfernung vom

Hauptplatz des Lagers, in dem von Gefangenen belegten Teil, Tumult und Geschrei. Ein paar Gewehrschüsse knallten. Ein Aufstand im Gefangenenlager, vielleicht ein Massenausbruch?

Iwan Ogareff und der Hush-Beghi gingen dem Lärm entgegen. Sie sahen, wie zwei Männer verzweifelt versuchten, ihnen entgegenzulaufen, von den Wachtposten mit Kolbenschlägen und Fußtritten aber immer wieder daran gehindert wurden.

Der Hush-Beghi sparte sich die Mühe, die Ursache des Tumultes nachzuprüfen. Er befahl den Wachmannschaften mit einer Handbewegung, die beiden Ausbrecher auf der Stelle zu köpfen. Die Krummschwerter blitzten, doch Iwan Ogareff hatte die beiden Männer noch rechtzeitig genug bemerkt, er rief die Wachtposten zurück und befahl ihnen, die Ausbrecher vorzuführen.

Harry Blount und Alcide Jolivet sahen arg mitgenommen aus, als sie von den tatarischen Soldaten vor Iwan Ogareff gestoßen wurden. Sie verdankten ihr Leben allein dem Umstand, daß der Oberst stutzig geworden war, nachdem er ihre Kleidung gesehen hatte. Wenn es mit dieser Kleidung auch nicht mehr weit her war, konnte man doch noch gut erkennen, daß sie weder der üblichen russischen noch der tatarischen Bekleidung entsprach.

Die Journalisten hatten schon bei der Ankunft Ogareffs im Lager verlangt, dem Oberst gegenübergestellt zu werden. Die Tataren lachten sie aus. Jolivet und Blount waren mit dieser Art der Erledigung ihrer Wünsche nicht ganz einverstanden und fingen Streit an, der mit einem Fluchtversuch und mehreren Gewehrschüssen aufhörte und beinahe ein noch schlimmeres Ende gefunden hätte, wenn Ogareff nicht in letzter Minute dazwischengefahren wäre.

Iwan Ogareff veranstaltete mit den beiden Zeitungsleuten ein kurzes Verhör. Beide waren ihm unbekannt. Sie hatten zwar

den Zusammenstoß in der Poststation zu Ischim beobachtet, der Oberst hatte aber damals nur Augen für Michael Strogoff gehabt, auf dessen Pferde er es abgesehen hatte.

Harry Blount und Alcide Jolivet stellten dagegen sofort fest, daß Oberst Ogareff und der Peitschenheld von Ischim die gleiche Person waren.

Jolivet flüsterte seinem Leidensgefährten zu: »Tun Sie mir den Gefallen und setzen Sie ihm unsere Angelegenheit auseinander. Dieser russische Oberst in einem Tatarenlager gefällt mir überhaupt nicht. Ich habe es ihm zwar zu danken, daß mein Kopf noch auf den Schultern sitzt, aber ich halte ihn trotzdem für einen ganz gemeinen Kerl und hinterlistigen Verräter, dem ich nicht gerne allein in der Steppe begegnen möchte.«

Der Franzose setzte eine Miene auf, die vor Gleichgültigkeit und Hochmut strotzte. Harry Blount hatte ihm zugnickt, nun richtete er sich zu seiner vollen Größe auf und sah dem Oberst starr ins Gesicht. »Wer sind Sie, meine Herren?« fragte Ogareff schnell und kalt, aber mit weniger lauter Stimme als gewöhnlich. »Zwei Berichterstatter englischer und französischer Zeitungen.« »Sie besitzen jedenfalls Papiere, um sich entsprechend auszuweisen?« »Hier sind unsere Pässe, die Bestätigungen unserer Zeitungen und Ausweise der Konsularbehörden in Moskau.«

Iwan Ogareff griff nach den Papieren und sah sie aufmerksam durch. »Sie wollen die Erlaubnis haben, unseren militärischen Operationen in Sibirien beizuwohnen?« fragte er. »Wir wollen frei sein, weiter nichts«, erklärte Harry Blount.

»Sie sind frei, meine Herren!« Iwan Ogareff bestieg sein Pferd, um den Rückweg zu seinen Truppen anzutreten. »Ich bin sehr neugierig auf Ihre Berichte im ›Daily Telegraph‹.« »Jede Nummer kostet sechs Pence, aber ohne Porto!« erläuterte

Harry Blount, ohne auch nur einen Muskel in seinem Gesicht zu verziehen.

Dabei drehte sich der Engländer seinem französischen Kollegen zu, dem er steif, aber nicht unfreundlich zunickte.

Iwan Ogareff lächelte nicht, gab seinem Pferd die Sporen und verschwand an der Spitze seiner Begleitung in einer gewaltigen Staubwolke. »Nun, Monsieur Jolivet«, erkundigte sich der Engländer, »was halten Sie von Iwan Ogareff, dem Oberhäuptling der Tatarenheere?« »Ich denke noch daran, lieber Mr. Blount«, antwortete der Franzose, »daß dieses Scheusal von Hush-Beghi eine ausgesprochen elegante Handbewegung machte, als er den Befehl gab, uns unverzüglich einen Kopf kürzer zu machen.«

12. KAPITEL

SCHLAG UM SCHLAG

Mit mehreren tausend Reitern waren der Emir und Iwan Ogareff bereits nach Tomsk aufgebrochen. Kurz danach sollte auch der übrige, größere Teil des Lagers aufgelöst werden.

Michael Strogoff machte sich Sorgen darüber, ob er mit seinem Entschluß, vor dem Eintreffen in Tomsk keinen Fluchtversuch zu unternehmen, richtig gehandelt hatte. Hätte er nicht lieber versuchen sollen, unterwegs in einem unbewachten Augenblick zu entkommen? Während des Transportes bot sich bestimmt eine günstige Gelegenheit, weil das Wachtpersonal der Tataren seine Augen nicht überall haben konnte.

Schließlich nahm er sich vor, auf dem Marsch nach Tomsk nur dann auszubrechen, wenn sich ihm eine besonders günstige Gelegenheit bot. Sollte das nicht der Fall sein, konnte er immer noch nach der Ankunft in Tomsk einen Fluchtversuch vorbereiten.

Die Reise nach Tomsk sollte drei Tage dauern. Hundertfünfzig Werst waren zurückzulegen. Für die Soldaten Feofar-Khans bedeutete diese Strecke keine besondere Anstrengung. Sie waren ausgeruht und gut genährt - ganz im Gegensatz zu den Gefangenen, die, von den Entbehungen der letzten Tage geschwächt, nur unter Aufbietung aller Kräfte dazu imstande waren, den weiten Weg durchzuhalten.

Am 12. August um zwei Uhr nachmittags gab der Toptschi-Baschi den Befehl zum Aufbruch. Der Himmel war wolkenlos, die Hitze kaum zu ertragen.

Harry Blount und Alcide Jolivet hatten die nächste Gelegenheit benutzt, um sich Pferde zu kaufen. Sie befanden sich schon auf dem Wege nach Tomsk, wo sie das nächste

Kapitel ihrer abenteuerlichen Fahrt zu erleben gedachten. »Was werden wir nun mit unserer Freiheit anfangen, Herr Jolivet?« fragte Harry Blount. »Zum Teufel, wir werden sie ausnutzen, so gut wir können. Ich bin neugierig, was in Tomsk auf uns wartet.« »Immerhin die Aussicht, daß wir uns bald wieder einem russischen Truppenteil anschließen können, Herr Jolivet!« »Ganz recht, mein lieber Blount. Man darf sich nicht zu sehr tatarisieren! Finden Sie nicht auch?«

Harry Blount grunzte Zustimmung. Er fühlte sich wieder sehr wohl in seiner Haut. Der Kriegszustand zwischen den beiden Zeitungsleuten war endgültig vorbei. Die Ereignisse der letzten Tage hatten bewirkt, daß sich die Korrespondenten nicht nur beruflich, sondern auch menschlich nähergekommen waren. Einer war auf den anderen angewiesen. Sie dachten nicht mehr daran, sich zu trennen, und hatten Freundschaft geschlossen.

Unter den Gefangenen, die Iwan Ogareff in das Feldlager Feofar-Khans mitgebracht hatte, befand sich auch eine ältere Frau, die ihren Leidensgenossen durch ihre Schweigsamkeit auffiel. Kein Klagelaut kam über ihre Lippen, mochten die Anstrengungen auch ihre letzten Kräfte aufzehren. Man hätte sie eine Bildsäule des Schmerzes nennen können.

Diese Frau hieß Marfa Strogoff. Sie konnte keine Bewegung machen, ohne daß Sangarre, die Zigeunerin, sie nicht beobachtet hätte. Es war der bejahrten Mutter des Kuriers nicht leichtgefallen, den Fußmarsch der Gefangenen mitzumachen. Ihre Füße brannten, sie fühlte sich zerschlagen am ganzen Körper, schwarze Ringe tanzten vor ihren Augen - aber trotzdem trieb es sie immer wieder vorwärts, als ob sich eine geheime Kraft in ihr verborgen hielt.

Marfa Strogoff war nicht allein mit ihrem Leid. Unter ihren Unglücksgefährten hatte sich ein junges Mädchen gefunden, das sich der Älteren annahm, wann es nur möglich war.

Das junge Mädchen hieß Nadja, es zeichnete sich durch Kaltblütigkeit und Schönheit aus. Die beiden Frauen hatten bisher kaum ein Wort miteinander gewechselt. Trotzdem war das Mädchen stets zur Hand, wenn es galt, der alten Frau beizustehen.

Nadja war von den tatarischen Soldaten, denen sie auf dem Irtytsch in die Hände gefallen war, nach Omsk verschleppt worden. In einem Gefangenenlager in der Nähe der Stadt war sie mit Marfa Strogoff zusammengetroffen. Die Livländerin mußte annehmen, daß Michael Strogoff in den Wellen des Irtytsch den Tod gefunden hatte. Sie trug schwer an ihrem Schmerz über diesen Verlust. Daß sie in ihrer jetzigen Lage kaum darauf hoffen durfte, jemals zu ihrem Vater in Irkutsk zu gelangen, wog demgegenüber längst nicht so schwer.

In ihren Träumen sah sie Michael Strogoff vor sich, wie sie ihn in der Eisenbahn zum erstenmal getroffen hatte. Manchmal wurde dieses Bild verdrängt von einer anderen Erinnerung: wenn sie an den Zwischenfall in der Poststation zu Ischim dachte, als Michael Strogoff die schwere Beleidigung durch den fremden Reisenden hinnehmen mußte.

Wer würde den Kaufmann Nikolaus Korpanoff, ihren Bruder, an dem brutalen und gemeinen Menschen rächen? Wenn sie nur gewußt hätte, welche geheimnisvolle Aufgabe ihr Beschützer zu erfüllen hatte! Sie war nur eine Frau und dazu noch ein halbes Kind, aber sie hätte gerne alles darangesetzt, den Auftrag des toten Bruders auszuführen.

Der Zufall hatte sie mit Marfa Strogoff zusammengeführt. Nadja wäre nie auf den Gedanken gekommen, die alte Frau für die Mutter ihres Begleiters zu halten, denn sie kannte ihn ja nur als Kaufmann Korpanoff. Ebensowenig konnte Marfa vermuten, welches enge Band das junge Mädchen an ihren Sohn fesselte.

Was Nadja zuerst an Marfa auffiel, war eine Art geheimer Übereinstimmung bei allen Fragen, die ihr gegenwärtiges Schicksal und das tägliche, entbehrungsreiche Leben im Gefangenenlager betrafen. Nadja fühlte und handelte nicht anders als die alte Marfa. Sie half der Sibirierin, die Anstrengungen des Daseins leichter zu überstehen. Wenn Verpflegung ausgeteilt wurde, würde Marfa niemals ihren Teil abbekommen haben, wenn Nadja sich nicht darum bemüht hätte. Die junge Livländerin stützte ihre alte Leidensgefährtin beim qualvollen Marsch durch das Land, manchmal mußte sie alle Kräfte aufbieten, um Marfa mit sich zu ziehen. Wer zurückblieb, wurde ohne weitere Umstände an den Sattelknopf eines Tatarenpferdes gebunden und auf dem nächsten Teil der Strecke mitgeschleppt wie ein Stück Vieh. »Gott wird es dir lohnen, was du für mich getan hast, meine Tochter!« Das waren für lange Tage die einzigen Worte, die Marfa Strogoff über die Lippen brachte. Man hätte annehmen können, daß die ältere Frau und das junge Mädchen sich im Verlauf der ersten Woche ihrer Bekanntschaft einmal gegenseitig ihr Herz ausgeschüttet hätten, um ihr Schicksal leichter zu ertragen. Das war aber nicht der Fall.

Marfa Strogoff war dazu zu vorsichtig, außerdem war sie von Natur aus schweigsam und zurückhaltend. Deshalb hatte sie bisher nur sehr wenig von sich erzählt. Ihren Sohn zu erwähnen, hatte sie nicht gewagt. Sie sprach auch nicht über ihre Begegnung in der Poststation zu Omsk, als deren Folge sie von den Tataren verhört und mitgeschleppt worden war.

Nadja wartete einige Tage, bis sie einen Weg zum Herzen der alten Frau gefunden zu haben glaubte. Dann berichtete sie der Sibirierin in einer günstigen Stunde alles, was sich seit ihrer Abreise in Riga ereignet hatte. Marfa Strogoff hörte aufmerksam zu, besonders über Nadjas Beschützer wollte sie alle Einzelheiten wissen. »Er hieß Nikolaus Korpanoff, sagst du. Erzähle mir noch mehr von ihm. Ich kenne nur einen

jungen Mann, dem ich ein solches Benehmen zutraue. Hieß er wirklich Korpanoff? Kannst du dich nicht getäuscht haben, meine Tochter?« »Warum sollte er mir einen falschen Namen gesagt haben, wenn er in allen anderen Dingen die Wahrheit sprach!« antwortete Nadja. »So wird es sein, meine Tochter.« Marfa Strogoff beruhigte das Mädchen, fragte aber trotzdem weiter. »Hast du nicht gesagt, er habe in einer Gewitternacht einen Bären erlegt, ohne auch nur einen Schritt vor der Bestie zurückzuweichen?« »Ich habe noch nie einen so unerschrockenen Mann gesehen.« »Mein Sohn hätte auch nicht anders gehandelt!« murmelte Marfa vor sich hin. Dann fuhr sie fort: »Du hast mir erzählt, daß der junge Mann nicht nur mutig und tapfer gewesen sei, sondern bei aller Kraft und Unerschrockenheit doch ein weiches Herz besessen habe?« »Er wachte über mich wie ein Bruder über seine Schwester.« »Hat er dich auch verteidigt, wenn du in Not warst?« fragte Marfa. »Er schlug sich für mich wie ein Löwe!«

Mein Sohn, das kann nur mein Sohn gewesen sein, dachte Marfa. Sie forschte weiter: »Wenn er so gut und tapfer war, warum hat er sich dann in der Poststation zu Ischim eine so gemeine Behandlung gefallen lassen?« »Er mußte sie ertragen, Mutter«, sagte Nadja, und ihre Stimme zitterte. »Er trug ein Geheimnis mit sich. Wir können nicht über ihn richten, er ist jetzt in Gottes Hand.« »Und damals hast du ihn verachtet, als er sich mit der Nagaika schlagen ließ, nicht wahr, meine Tochter?« forschte Marfa Strogoff. Sie beobachtete Nadja sehr genau, als wolle sie ihr bis ins Herz sehen. »Ich habe ihn nicht verachtet. Ich mußte ihn bewundern, ohne ihn zu verstehen, Mutter! Niemals habe ich ihn mehr bewundert.«

Die alte Frau schwieg einen Augenblick. »Er war sehr groß?« fragte sie dann. »Sehr groß, ja«, erwiderte das Mädchen. »Und sehr schön, nicht wahr. Du kannst es mir ruhig anvertrauen, meine Tochter!« »Er war sehr schön.« Nadja sprach ganz leise, sie war bis unter den Haaransatz rot

geworden. »Das war mein Sohn! Das kann nur mein Sohn gewesen sein! Du kannst es mir glauben!« rief die alte Frau überwältigt und schloß Nadja in ihre Arme. »Dein Sohn?« fragte Nadja erstaunt. »Dein Sohn?« »Erzähl weiter, mein Kind!« drängte Marfa. »Dein Begleiter, dein Freund, dein Beschützer --er hatte doch eine Mutter. Hat er niemals von seiner Mutter gesprochen?« »Von seiner Mutter? Er hat mir von seiner Mutter erzählt, wie ich ihm von meinem Vater berichtete. Er betete sie an, diese Mutter!«

Die Sibirierin weinte. »Du hast mir die Geschichte meines eigenen Sohnes erzählt, Nadja!« schluchzte sie. Nach einer Weile sprach sie weiter: »Hat er nichts davon gesagt, daß er seine Mutter bei seiner Durchreise in Omsk besuchen wolle?« »Nein, das wollte er nicht. Er hat mir selbst gesagt, daß er seine Mutter nicht besuchen könne. Ich fragte ihn einmal danach.« »Das will mir nicht in den Kopf.« »Ich habe es zuerst auch nicht verstanden. Es war wohl so, daß Nikolaus Korpanoff gezwungen war, das Land möglichst unerkannt zu durchreisen. Er muß dafür Gründe gehabt haben, die ihm über alles gingen, auch über seine Mutter und sogar über seine Ehre als bewaffneter Mann. Tod und Leben hingen davon ab.«

Marfa Strogoff war in tiefes Grübeln versunken. Jetzt wurden ihr die Zusammenhänge klar. Sie sprach darüber zu Nadja: »Ich weiß jetzt, um welches Geheimnis es geht. Ich danke dir sehr dafür, daß du mir alles erzählt hast, was du über meinen Sohn gehört hast. Aber ich kann dir sein Geheimnis nicht offenbaren. Wenn mein Sohn dir nicht selbst gesagt hat, welche Aufgabe man ihm anvertraute, darf ich es auch nicht tun. Verzeih mir, Nadja, aber ich kann dir auf diese Weise nicht einmal die Freude, die du mir gemacht hast, mit gleichem vergelten.« »Ich verlange keine Belohnung, Mutter.«

Marfa Strogoff wußte, daß ihr Sohn mit einer wichtigen Nachricht des Zaren nach Sibirien unterwegs war. Die Eigenart dieser Botschaft verlangte, daß er sich nicht als Kurier des

Zarenhofes zu erkennen gab. Nur eins verstand sie nicht: warum Michael sie bei ihrer Begegnung in Omsk verleugnet hatte. Die Beantwortung dieser Frage ging über ihr Fassungsvermögen. Sie sah wohl ein, daß er diesmal auf einen Besuch seiner Mutter verzichten mußte, weil sein Auftrag es verlangte. Aber deshalb hätte er seine Mutter doch für einen winzigen Augenblick in die Arme schließen können, als er ihr zufällig über den Weg lief! Ich werde dich nicht verraten, Michael. Auch wenn sie mich foltern, werden sie von mir kein Geständnis hören, dachte sie.

Marfa Strogoff hätte Nadja mit einem Wort von ihrem Kummer über Michael Strogoffs Tod befreien können. Sie brauchte ihr nur zu sagen, daß der Kurier durchaus nicht in den Wellen des Irtysch umgekommen, sondern ihr drei Tage nach dem Tatarenüberfall in Omsk begegnet war. Marfa verzichtete schweren Herzens auf das erlösende Wort. Ein Geheimnis, um das zwei Menschen wissen, war schon kein Geheimnis mehr. Michael Strogoffs Schicksal konnte an einem dünnen Faden hängen, wenn Marfa ihr Wissen nicht für sich behielt. Deshalb tröstete sie Nadja nur: »Du mußt die Hoffnung nicht aufgeben, Kind. Eines Tages wird auch dir wieder die Sonne scheinen. Du wirst deinen Vater bald wiedersehen, ich fühle es. Und vielleicht ist auch der Mann, der dich Schwester nannte, noch nicht tot. Du darfst die Hoffnung nicht aufgeben. Sieh mich an - ich habe keine Trauerkleidung angelegt, und ich glaube, daß ich dazu auch noch keinen Grund hätte.«

Beide Frauen ahnten nichts davon, daß sich der bei Kolywan gefangengenommene Michael Strogoff ganz in ihrer Nähe befand.

Allerdings wurden die von Iwan Ogareff eingebrachten Gefangenen mit den Frauen und Männern aus dem Lager des Emirs nicht zusammengebracht. Der ganze Zug war mehrere Werst lang. Tausende von Soldaten und Zivilisten, Russen und Sibirier, wurden von stark bewaffneten Tataren vorwärts

getrieben. Frauen und Kinder banden die Bewachungsmannschaften an die Sattelknöpfe ihrer Pferde, damit sie nicht zurückbleiben konnten. Viele der gefangengenommenen Soldaten hatte man mit Handfesseln an eine lange Kette gefesselt. Niemand durfte die Kolonne verlassen, nur der konnte ungestraft zurückbleiben, der am Wegrand besinnungslos oder tot zusammenbrach. Über der Straße nach Tomsk brannte die glühende Sonnenhitze des Nachmittags. Die Vorhut Feofar-Khans hatte mit den Hufen ihrer Pferde eine gewaltige Staubwolke aufgewirbelt, die nun über der Gefangenenspalade hing und ihr das Atmen zur Hölle machte. Der feine Löß legte sich auf die schwitzende Haut und machte sie dunkelbraun und schmierig. Man schmeckte den Staub auf der Zunge, er verstärkte das Durstgefühl bis zur Unerträglichkeit. Das Gebiet zwischen dem Ob und den Ausläufern des Sayangebirges war eine unfruchtbare, ausgedörrte Gegend. Die endlose Ebene wurde nur selten von vertrockneten Gebüschsp unterbrochen.

Der Führer des Gefangenenzuges hatte den Befehl bekommen, seinen Transport auf dem schnellsten Weg nach Tomsk zu bringen, weil der Emir einen Angriff aus der Flanke fürchtete. Die russischen Regimenter aus den nördlichen Provinzen konnten nicht mehr weit sein. Feofar-Khan wollte vermeiden, daß sie ihm in die Quere kamen.

Der kürzeste Weg nach Tomsk führte über die sibirische Straße. Auf der ganzen bisherigen Strecke gab es keinen Fluß, nicht einmal einen kleineren Wasserlauf, aus dem man Trinkwasser für die Gefangenen schöpfen konnte. Das nächste Gewässer lag einige Werst von der Straße ab. Der Emir hatte jedes Abweichen von der Straße verboten, also mußten die Gefangenen Durst leiden, bis die Stadt erreicht war.

Mehrere Dutzend der Unglücklichen blieben auf der Strecke. Die Tataren kümmerten sich nicht um sie. Ihre Leichen blieben am Wegrand liegen. Mochten sie den Wölfen zum Fraß

verfallen, die in wenigen Wochen auf der Suche nach Nahrung die sibirischen Provinzen wieder heimsuchen würden. Der Winter kam früh, fast ohne Übergang pflegte er sich in diesem Landstrich den Sommermonaten anzuschließen.

Michael Strogoff hatte noch keine günstige Gelegenheit zur Flucht entdeckt. Lieber auf Kosten Feofar-Khans nach Tomsk reisen als in der Steppe verdursten, dachte er. Außerdem schwärmten zu beiden Seiten der Straße bis tief in die Steppenlandschaft hinein die Reiter des Emirs. Es war zu gefährlich, sich auf sein Glück zu verlassen. Wenn er nach einigen Werst der Flucht wieder aufgegriffen wurde, war sein Schicksal besiegelt. Man würde ihm ohne viel Federlesens den Kopf abhauen und seine Überreste in der Steppe vermodern lassen.

Am Abend des 15. August erreichte der Transport den Flecken Zabediero. Von hier aus waren es noch dreißig Werst bis nach Tomsk. Hier traf die Landstraße auf den Flußlauf des Tom, eines Nebenflusses des Obstromes.

Endlich Wasser! Die Gefangenen lechzten danach, ihre verbrannten Kehlen anzufeuchten, und warteten sehnsüchtig darauf, an den Fluß geführt zu werden.

Der Führer der Bewachungsmannschaft ließ sich Zeit. Bevor nicht ein behelfsmäßiges Lager angelegt war, mußte er die Gefangenen noch zurückhalten. Der Tom führte an diesem Tag zwar eine reißende Strömung. Trotzdem war zu befürchten, daß einige wagemutige oder halb verzweifelte Gefangene Fluchtversuche unternahmen. Feofar-Khan kannte gegenüber seinen Offizieren keine Gnade, wenn er ihnen Versäumnisse in der Ausübung ihres Dienstes nachweisen konnte.

Mehrere Truppenkommandos wurden ausgeschiedt, um in Zabediero Boote zu beschlagnahmen. Es dauerte Stunden, bis der Befehl ausgeführt war. Die Boote ließ der Führer des Transportes auf dem Fluß verankern. Sie bildeten eine

Hinderniskette, die auch der kühnste Gefangene nicht durchbrechen konnte.

Die Gefangenen sollten die ganze Nacht an den Ufern des Tomflusses lagern. Der Emir hatte befohlen, seine Truppen am nächsten Tag nach Tomsk hereinzuführen. Dort wollte man die Verlegung des Hauptquartiers mit einem großen Fest feiern. Feofar-Khan war schon in die palastähnliche, stark befestigte Burg der Stadt eingezogen. Seine Armee biwakierte vor den Toren von Tomsk und wartete auf die noch nicht eingetroffenen Regimenter und den gemeinsamen feierlichen Einzug.

Iwan Ogareff hatte den Emir in Tomsk verlassen und war in das Lager von Zabediero zurückgekehrt. Von dort wollte er am nächsten Tag mit der Nachhut der Armee aufbrechen. Als Unterkunft und Befehlsstelle hatte er sich in dem Flecken ein Haus in der Nähe des Truppenlagers herrichten lassen. Bei Sonnenaufgang wollte er mit seinen Truppen nach Tomsk marschieren.

Erst nach dem Aufbau des Lagers und seiner Umzäunung durften die Gefangenen ihren quälenden Durst im Tomfluß löschen. Wie wilde Tiere stürzten sie sich an das Ufer, warfen sich mit dem ganzen Körper in das Wasser und schlürften das erfrischende Naß in vollen Zügen.

Die Sonne war schon untergegangen, ein schwacher Abglanz ihrer Strahlen blieb als blaue Dämmerung zurück. Jetzt erst gelang es Nadja, sich mit Marfa Strogoff zum Ufer des Flusses durchzukämpfen. Vorher war es unmöglich für eine Frau, die vor Durst fast wahnsinnigen Gefangenen beiseite zu drängen. Nadja schöpfte das Wasser mit der Hand und ließ zuerst die alte Sibirierin trinken, dann trank sie selbst.

Da schrie Nadja, als sie das Ufer wieder verlassen wollte, plötzlich laut auf. Wenige Schritt von ihr entfernt stand

Michael Strogoff. Er war im letzten Schein der Dämmerung genau zu erkennen.

Der Kurier hörte den Schrei, richtete sich auf und sah sich um. Er erkannte seine Mutter, sah die junge Livländerin. Eine Sekunde lang zögerte er und überlegte, ob er sich den beiden Frauen in der Dunkelheit nicht gefahrlos nähern könnte. Dann drehte er sich hastig um und verschwand, ohne ein Wort zu sprechen, in der Menge der Gefangenen.

Nadja wollte ihm nachlaufen, doch Marfa Strogoff hielt sie zurück. - »Laß mich los, das war doch ...« »Ich weiß, meine Tochter. Es war mein Sohn, es war Michael Strogoff. Du siehst, daß ich noch recht gute Augen habe. Aber hast du auch gesehen, daß ich ihm nicht entgegengelaufen bin. Es ist so besser für ihn, vielleicht auch für uns. Bleib hier, du darfst ihn jetzt nicht suchen!«

Michael Strogoff hatte sich auf den Boden gesetzt und den Kopf in beide Hände gestützt. Seine Mutter war im Lager. Auch Nadja lebte. Aber als größtes Wunder erschien es ihm doch, daß die beiden Frauen zueinander gefunden hatten.

Während der Nachtstunden war der Kurier mehr als einmal fest dazu entschlossen, seine Mutter zu suchen und wenigstens ein paar Worte mit ihr zu sprechen. Dann konnte er vielleicht auch seiner jungen Gefährtin die Hand drücken. Jedesmal mußte er sich sagen, daß er es nicht wagen durfte, seinem Herzen zu folgen. Es war möglich, daß man ihn beobachtete. Außerdem hatte er geschworen, seine Mutter nicht zu sehen. Er war dazu bereit, diesen Schwur zu halten, und wenn es ihm noch so schwerfiel. Lieber wollte er in Tomsk aus dem Lager fliehen, ohne die beiden Frauen gesehen zu haben, als seinen Eid zu brechen und die Erfüllung seines Auftrages, an den er immer noch glaubte, zu gefährden.

Sangarre, die Zigeunerin, stand nicht weit von Marfa Strogoff am Ufer des Tomflusses, als Nadja aufschrie.

Blitzschnell hatte sich die Tsiganin näher herangedrängt, um die Ursache dieses Schreies festzustellen. Sie sah, wie Marfa Strogoff das junge Mädchen zurückhielt und ihr etwas zuflüsterte. Sie bemerkte die Erregung Nadjas, ihr entging auch das Aufblitzen in den Augen der alten Sibirierin nicht. Ihre Schlußfolgerung war richtig: Michael Strogoff, der Kurier des Zaren, mußte in der Nähe sein. Sangarre lief ein Stück in die Richtung, in der Michael verschwunden war, konnte ihn aber nicht mehr finden. Sie kehrte bald wieder um. Es war zwecklos, in der Finsternis weiterzusuchen.

Michael Strogoff befand sich unter den Gefangenen Iwan Ogareffs. Diese Beobachtung genügte ihr. Der Kurier würde keine Möglichkeit haben, seinen Wächtern zu entkommen. Man mußte nur schnell genug zupacken.

Eine Weile beobachtete die Zigeunerin die beiden Frauen, konnte aber nichts Verdächtiges feststellen. Vermutlich würden sie in den nächsten Stunden doppelt vorsichtig sein. Es hatte jetzt keinen Sinn mehr, sie zu belauern. Sangarre lief nach Zabediero, um Iwan Ogareff Bericht zu erstatten. Nach einer Viertelstunde kam sie beim Haus des Oberbefehlshabers an und wurde von den Posten zu beiden Seiten des Tores sofort eingelassen.

Ogareff empfing die Zigeunerin in seinem Arbeitszimmer. Er fragte sie, was es an Neuigkeiten gebe, ohne eine besonders wichtige Nachricht zu erwarten. »Der Sohn Marfa Strogoff's ist im Lager!« stieß Sangarre atemlos hervor. »Als Gefangener?« fragte Iwan Ogareff und sprang von seinem Sessel auf.

Die Tsiganin nickte. »Eine herrliche Neuigkeit! Dann werde ich ja endlich erfahren, mit welcher Botschaft ...« »Gar nichts wirst du erfahren«, erläuterte die Zigeunerin, »du kennst Michael Strogoff ja überhaupt nicht.« »Aber du kennst ihn doch, du hast ihn gesehen, Sangarre.« »Nein, das stimmt nicht. Leider habe ich ihn nicht gesehen. Aber seine Mutter verriet

sich durch eine Bewegung, die nicht mißzuverstehen war.« »Hast du dich nicht getäuscht, Sangarre? Ich fürchte, du träumst! Wie willst du an der Bewegung einer alten Frau ablesen, daß ihr Sohn sich in der Nähe befindet! Warum störst du mich mitten in der Nacht mit solchen Hirngespinnsten, Sangarre?« »Ich habe mich nicht getäuscht!« sagte die Zigeunerin leise und sah den Oberst mit ihren großen schwarzen Augen an.

Erregt ging Iwan Ogareff in seinem Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken. In seinem Gesicht zuckte es. »Du weißt, wie wichtig dieser Kurier für mich ist, Sangarre«, sagte er und blieb auf seiner Wanderung stehen. »Wenn das Schreiben, mit dem Michael Strogoff unterwegs ist, dem Großfürsten ausgehändigt wird, kann ich meine großen Pläne begraben. Dann wird der Bruder des Zaren auf der Hut sein, und ich habe keine Möglichkeit mehr, in seine Nähe zu kommen. Ich muß den Brief haben, Sangarre, er kann kosten, was er will. Hast du dich wirklich nicht getäuscht?« »Ich habe mich nicht getäuscht!« sagte die Zigeunerin wieder und ging auf den Oberst zu. »Im Lager sind Tausende von Gefangenen. Du hast ja selbst gesagt, daß du Michael Strogoff noch nie gesehen hast.« »Nein, ich kenne ihn nicht, Iwan«, sagte Sangarre, in deren Augen eine wilde Freude aufblitzte. »Aber seine Mutter wird ihn kennen. Jetzt ist es soweit, Iwan! Wir werden seine Mutter zum Sprechen bringen müssen.« »Morgen!« befahl Ogareff.

Er streckte der Tsiganin seine Hand hin. Sangarre küßte sie unterwürfig und verschwand. Kurze Zeit später war sie schon wieder im Lager. Es dauerte eine Weile, bevor sie die Stelle gefunden hatte, an der Marfa und Nadja sich niedergelegt hatten. Die beiden Frauen schliefen nicht, eine fieberhafte Unruhe hielt sie wach. Michael Strogoff lebte! Nadja beschäftigte sich nur mit dem einen Gedanken: Wann werde ich ihn wiedersehen? Wann wird er mir wieder die Hand

drücken? Marfa richtete ihren Blick weiter in die Zukunft. Wußte Ogareff, daß ihr Sohn sich im Gefangenenlager befand? Oder würde er es erfahren? Dann mußte sie für ihren Sohn das Schlimmste befürchten.

Sangarre schlich sich in der Dunkelheit dicht an die Frauen heran, kauerte sich auf den Erdboden und horchte. Sie hörte kein Wort von Nadja und Marfa. Die beiden Frauen schwiegen die ganze Nacht über.

Am folgenden Tag, dem 16. August, schmetterten die Trompeten gegen zehn Uhr morgens das Alarmsignal. Nach wenigen Minuten standen die tatarischen Soldaten vor dem Lager in voller Bewaffnung angetreten. Iwan Ogareff ritt aus Zabediero heran, er wurde von den tatarischen Offizieren seines Stabes begleitet.

Michael Strogoff sah seinen Feind vorüberreiten. Der Kurier stand in einer Gruppe von Gefangenen, so daß man ihn nicht erkennen konnte. Er stellte fest, daß Ogareff mit finsterem Gesicht auf seinem Pferd saß. Der Oberst stieg in der Mitte des Lagers ab und versammelte seine Stabsoffiziere in weitem Kreis um sich.

Sangarre schlüpfte zwischen zwei tatarischen Unterführern durch und trat auf Ogareff zu. »Nichts Neues, Iwan«, sagte sie.

Der Oberst gab ihr keine Antwort, er wandte sich an einen der Offiziere und erteilte ihm einen Befehl, dessen Wortlaut Sangarre verstehen konnte. Gleich darauf drangen von der Mitte des Lagerplatzes aus tatarische Soldaten auf die Gefangenen ein und trieben sie mit Kolbenhieben und Peitschenschlägen bis an die Umfassung zurück. Die Postenkette wurde durch Reiter verstärkt. An eine Flucht war nicht zu denken.

Auf ein Zeichen Ogareffs brachten die Tataren ihre Gefangenen zur Ruhe. Schweigen legte sich über den Platz.

Sangarre, der Ogareff etwas zugeflüstert hatte, ging auf die Gruppe zu, in deren Mitte Marfa Strogoff stand.

Die Sibirierin ahnte, was ihr bevorstand. Vorsichtig flüsterte sie ihrer Begleiterin zu: »Du kennst mich nicht mehr, meine Tochter! Was sie auch mit mir machen, wie grausam sie mich auch behandeln - kein Wort, keine Bewegung! Es geht jetzt nur um meinen Sohn, nicht um uns!«

Sangarre sah die alte Frau an und legte ihr die Hand auf die Schulter. »Was willst du von mir?« fragte Marfa Strogoff. »Komm mit!« befahl die Zigeunerin. Sie packte die alte Sibirierin mit festem Griff und drängte sie aus der Gefangenengruppe zur Mitte des Platzes, den die Soldaten für Iwan Ogareff geräumt hatten.

Michael Strogoff schob sich hinter seinen Vordermann. Er biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste.

Vor Iwan Ogareff blieb Marfa Strogoff stehen, richtete sich zu ihrer vollen Größe auf und kreuzte wartend die Arme vor der Brust. »Du bist Marfa Strogoff aus Omsk?« fragte Ogareff. »Die bin ich!« antwortete die alte Sibirierin ruhig.

»Erinnerst du dich noch an deine Antwort, als ich dich vor ein paar Tagen in Omsk fragte, ob dein Sohn dich besucht habe?« »Nein!« »Du weißt also nichts davon, daß dein Sohn als Kurier des Zaren durch Omsk gekommen ist?« »Nein!« »Und der junge Mann, in dem du deinen Sohn zu erkennen glaubtest im Posthause zu Omsk, das war gar nicht dein Sohn?« »Nein!« »Seither ist er dir auch nicht mehr begegnet, zum Beispiel hier unter den Gefangenen?« »Nein!« »Und wenn ich ihn dir zeige, würdest du ihn dann wiedererkennen?« »Nein!«

Bei dieser Antwort durchlief ein leises Murmeln die Reihen der Gefangenen. Iwan Ogareff machte eine wütende Bewegung, dann beherrschte er sich und fragte weiter: »Hör gut zu, was ich dir sage: Dein Sohn ist hier, er befindet sich

unter den Gefangenen. Du wirst ihn mir sofort zeigen!« »Nein!« »Alle Männer, die bei Omsk und Kolywan gefangengenommen wurden, werden jetzt an dir vorbeigeführt. Wenn du mir dann Michael Strogoff nicht zeigst, bekommst du ebenso viele Schläge mit der Nagaika, wie Gefangene an dir vorbeigetrieben wurden.«

Ogareff wußte genau, daß er die alte Sibirierin weder mit Drohungen noch mit Peitschenhieben zum Sprechen bringen konnte. Deshalb verließ er sich auch nicht darauf, daß Marfa ihm ihren Sohn zeigen würde. Er hoffte aber, daß Mutter und Sohn sich durch eine unbedachte Bewegung, einen unbeherrschten Blick verraten würden.

Es kam ihm nicht nur auf das kaiserliche Schreiben an. Dazu hätte es genügt, alle Gefangenen zu durchsuchen. Es bestand aber die Möglichkeit, daß der Kurier das Schreiben vernichtet hatte, nachdem er in Gefangenschaft geraten war. Dann hatte die Durchsuchung keinen Sinn, und der Kurier würde vielleicht die nächste Gelegenheit zur Flucht benutzen und den Großfürsten mündlich über den Inhalt des Zarenbriefes unterrichten.

Nicht nur der Brief war wichtig. Noch bedeutungsvoller war es, den Kurier selbst in die Hand zu bekommen und unschädlich zu machen.

Nadja hatte das Verhör mit atemloser Spannung verfolgt. Nun wußte sie, wer Michael Strogoff war, warum er die von den Tataren überfallenen Provinzen unerkannt durchreisen mußte.

Auf Iwan Ogareffs Befehl zogen die Gefangenen Mann für Mann an Marfa Strogoff vorüber. Die alte Sibirierin stand wie zu einer Bildsäule erstarrt auf ihrem Fleck, ihre Augen sahen in die Ferne.

Michael Strogoff war unter den letzten, die an Marfa vorbeigingen. Äußerlich ruhig setzte er einen Fuß vor den

anderen, heftete seinen Blick auf den Rücken seines Vordermannes und war schon an seiner Mutter vorbei, bevor er es merkte. Nadja hatte die Augen geschlossen, als der Kurier sich zu seinem schweren Gang aufmachte.

Der Oberst stand die ganze Zeit über auf der einen Seite Marfas, Sangarre hatte auf der anderen Seite Posten bezogen. Beide versuchten, jeden einzelnen Gefangenen genau zu beobachten, zugleich aber auch die alte Frau nicht aus den Augen zu verlieren.

Der Versuch war mißlungen. Die Mutter und ihr Sohn hatten Iwan Ogareff besiegt. Sangarre sagte nur ein Wort: »Die Knute her!« »Du hast recht, Sangarre!« rief Iwan Ogareff wütend. »Her mit der Nagaika! Ich halte, was ich versprochen habe: Für jeden Mann einen Hieb! Schlagt die Alte, bis sie verreckt!«

Ein Tatar näherte sich Marfa Strogoff, das schreckliche Folterwerkzeug in der Hand. Die alte Frau wurde von zwei Soldaten zu Boden geworfen. Einer riß ihr das Kleid in Fetzen herunter und entblößte ihren Rücken. Dicht vor ihrer Brust wurde ein Säbel aufgestellt, dessen Spitze die alte Frau fast berührte. Bei der geringsten Bewegung im Schmerz der Nagaikahiebe mußte sie sich den Säbel in den Leib rennen.

Die Knute bestand aus einem Dutzend Lederriemen, die an einem Griff befestigt waren und am anderen Ende in geflochtene Drahtstücke ausliefen. Die Verurteilung zu hundertzwanzig Nagaikastreichen war gleichbedeutend mit einem Todesurteil. Marfa Strogoff wußte das, aber sie wußte auch, daß keine Folter sie zum Sprechen bringen würde. Ihr Leben würde sie dem Sohn gerne opfern, wenn es das Schicksal von ihr verlangte.

Der Tatar stand bereit. Er wartete auf ein Zeichen Ogareffs. »Los, fang an!« schrie der Oberst.

Die Nagaika pfiff durch die Luft. Aber bevor sie auf den Rücken Marfa Strogoffs niederfiel, hatte eine kräftige Faust sie der Hand des Tataren entrissen.

Mit einem gewaltigen Sprung stand Michael Strogoff neben seiner Mutter. Was er selbst in der Poststation zu Ischim ertrug, Iwan Ogareff hatte erreicht, was er wollte. »Michael Strogoff!« rief er und trat näher. »Ach«, sagte er mit niederträchtigem Grinsen, »der Mann von Ischim.« »Genau derselbe!« schrie Michael Strogoff, hob die Nagaika und schlug sie Iwan Ogareff links und rechts über das Gesicht. »Schlag um Schlag!« sagte er. »Ausgezeichnet! Gut gegeben!« rief einer der Zuschauer dazwischen. Sein Ausruf ging im allgemeinen Trubel unter, der nun ausbrach.

Zwei Dutzend Soldaten stürzten sich auf Michael Strogoff, um den Oberbefehlshaber zu rächen.

Iwan Ogareff warf sich dazwischen und hielt sie zurück. »Zurück!« donnerte er. »Dieser Mann wird nicht angerührt. Der Emir selbst wird über sein Schicksal entscheiden!«

Schwer atmend stand Ogareff neben dem Kurier. Die Peitschenstriemen auf seinem Gesicht schwellen an und färbten sich rot. Einige waren aufgeplatzt, Blut sickerte heraus. Mit dem Handrücken wischte der Oberst über den Mund, schob den Schnurrbart zur Seite. - »Durchsuchen!« befahl er.

Zwei Tatarenoffiziere traten auf den Kurier zu, rissen ihm die Kleider auf. Seine Waffen waren ihm schon früher abgenommen worden. Diesmal fand man den sorgfältig versteckten Brief des Zaren an seinen Bruder, den Großfürsten in Irkutsk. Der Offizier übergab Iwan Ogareff das Schreiben.

Der Zuschauer, dessen Ausruf »Gut gegeben« zum Glück nicht bis zu Iwan Ogareff vorgedrungen war, hatte die Ereignisse auf dem Lagerplatz mit Spannung verfolgt. Es war Alcide Jolivet, der mit der guten Nase des Journalisten für zugkräftige Sensationen gerade im richtigen Augenblick

eingetroffen war, um die Demütigung Iwan Ogareffs mitzuerleben. »Zum Teufel, Mr. Blount!« sagte er zu seinem Nachbarn. »Diese Bärenkerle aus dem Norden sind doch noch richtige Männer. Sie müssen mir zugeben, daß wir unserem Reisegefährten noch eine Ehrenerklärung schuldig sind! Eine durchschlagende Rache für die Beleidigung in Ischim! Finden Sie nicht auch?« »Stimmt schon, aber was hilft unserem Strogoff-Korpanoff in dieser Lage die schönste Vergeltung! Jetzt ist er ein toter Mann. In seinem Interesse hätte er mit der Rache noch ein bißchen warten sollen. Mußte es denn gerade jetzt sein?« »Und seine Mutter sollte er unter der Knute verenden lassen?« fragte Alcide Jolivet empört. »Glauben Sie, daß er ihr und der Schwester mit seinem Wutausbruch ein besseres Los gesichert hat?« antwortete Blount. »Ich glaube überhaupt nichts!« erwiderte Jolivet verärgert. »Ich weiß aber ganz genau, daß ich auch nicht anders gehandelt hätte an seiner Stelle. Von Ihnen hatte ich das nicht erwartet, lieber Kollege Blount, aber Sie haben auch kein Blut in den Adern, sondern bestenfalls Wasser!«

Harry Blount übersah großmütig die temperamentvolle Anspielung. »Ein hübsches Thema für einen Tatsachenbericht!« meinte er. »Jetzt sollte uns Iwan Ogareff nur noch mitteilen, was in dem Brief steht!« »Fragen Sie ihn doch!« sagte Alcide Jolivet bissig.

Iwan Ogareff tupfte sich das Blut aus dem Gesicht und brach das immer noch unversehrte Siegel des Zaren-Briefes auf. Die Offiziere seiner Umgebung schwiegen, während der Oberst den Brief langsam und aufmerksam durchlas. Es sah so aus, als wolle er sich den Inhalt des Handschreibens Wort für Wort einprägen.

Zerstreut gab er schließlich den Befehl, Michael Strogoff zu fesseln und mit den übrigen Gefangenen nach Tomsk zu transportieren. Dann übernahm er den Befehl über die Truppen

des Lagers von Zabediero und stieg auf sein Pferd, um sich der Stadt zuzuwenden, in der der Emir ihn erwartete.

Gellender Trompetenschall und betäubender Trommelschlag begleiteten ihn.

13. KAPITEL

DAS URTEIL DES KORANS

Tomsk liegt am Ende der Welt. Wenigstens behauptete man das früher, wenn auch die Einwohner der Stadt nichts davon hören wollten. Eine Reise nach Tomsk, das war fast so langwierig und gefährlich wie eine Urwaldexpedition.

Daß die Stadt Tomsk vom Zaren nicht zur offiziellen Hauptstadt der Provinz erhoben worden war, bedauerten die Bürger. Der Generalgouverneur residierte nicht in Tomsk, sondern in Omsk. Man hatte sich damit aber schon längst abgefunden. Mochte der Stellvertreter des Zaren regieren, wo er wollte. Tomsk nahm schneller zu an Größe, Einwohnerzahl, Reichtum und Schönheit als alle Städte der Umgebung. Neidvoll mußten die Bewohner von Tobolsk, von Omsk und Irkutsk zusehen, wie Tomsk sich zur wichtigsten Stadt der Provinz entwickelte.

Die Bergwerke in der Umgebung der Stadt lieferten Platin, Gold, Silber und Kupfer und machten Tomsk zum Mittelpunkt einer reichen Bergbauindustrie. Viele prunkvolle Gebäude, vor allem der palastartige Bau des Hauptkonzessionärs der kaiserlichen Minen, konnten es an Pracht und Luxus mit den größten europäischen Hauptstädten aufnehmen.

Allerdings war Tomsk im Sommer weniger anziehend als im Winter. Während der warmen Jahreszeit waren die Straßen der Stadt staubig oder nach Regenfällen verschlammmt, in den von Tataren bewohnten Ortsteilen stank es nach verdorbenem Fleisch, fauligen Abfällen und dem Rauch der Herdfeuer. Nur die Hauptstraßen waren auch im Sommer sauber und mit ihren hölzernen Bürger steigen bei jedem Wetter begehbar.

Im Winter deckte der meterhohe Schnee alles Häßliche barmherzig zu. Die Säulengänge der Häuser im vornehmen Viertel, die vielen Kirchen mit ihren bunten Türmen und die Verwaltungspaläste der Bergbaugesellschaften wirkten dann doppelt so freundlich, und sogar die übelmachenden Düfte im Ortsteil der Tataren verschwanden.

Die schönste Stadt der Welt wird allerdings zur häßlichsten, wenn sie von fremden Truppen besetzt ist. Die russische Garnison bestand nur aus wenigen Kosaken-Schwadronen und konnte dem Ansturm der tatarischen Massen nicht lange Widerstand leisten. Die Bewohner des Tatarenviertels von Tomsk hatten ihre Landsleute begeistert empfangen und spielten jetzt die Hauptrolle unter der Bevölkerung. Im Augenblick war Tomsk weder eine russische noch eine sibirische Stadt, sondern sah aus wie die Metropole eines tatarischen Khanates, wie Khokand oder Buchara.

In Tomsk wollte Feofar-Khan seine siegreichen Truppen empfangen. Ihnen zu Ehren sollte ein prunkvolles Fest mit Schaustellungen, Tänzen und Gesängen abgehalten werden. Ein lärmendes Gelage würde sich anschließen. Der Emir hatte eine weite Ebene als Festplatz ausgewählt. Sie wurde auf der einen Seite von den langen Häuserreihen der Stadt begrenzt, auf der anderen Seite von Zedernhainen und Fichtenwäldern. Auf der linken Seite des Platzes hatten die Baumeister Feofar-Khans auf einer breiten Terrasse ein prachtvolles palastähnliches Bauwerk errichtet, das mit seinen vielen Türmen und Erkern den maurisch-tatarischen Stil nachahmte. Über den Spitzen der Türme und den höchsten Gipfeln der Bäume, die den Festplatz beschatteten, schwebten Hunderte von zahmen Störchen, die der Tatarenarmee aus Buchara gefolgt waren.

Der hölzerne Palastbau sollte für den Hofstaat des Emirs, für die verbündeten Khans, die Großwürdenträger des Reiches und für die Harems der turkomanischen Fürsten reserviert bleiben.

Von hier aus war das festliche Geschehen am besten zu überblicken.

Die Haremsfrauen waren größtenteils Sklavinnen, die man auf den Märkten in Transkaukasien und Persien eingekauft hatte. Einige von ihnen trugen Gesichtsschleier, andere gingen, der Sitte ihres Landes entsprechend, unverschleiert. Alle ließen sich zur Feier des Tages mit besonders kostbaren Kleidern und wertvollen Schmuckstücken sehen. Die weiten Ärmel ihrer Umhänge waren in Hunderte von Falten gelegt und so geschlitzt, daß man die mit edelsteinglitzernden Armbändern geschmückten Arme sehen konnte. Die Fingernägel waren mit Hennasaft rot gefärbt. Über den seidenen, weitgeschnittenen Hosen trugen die Frauen steife Brokatröckchen, die bei jeder Bewegung knisterten. Die bunten Stiefel waren mit Perlen verziert. Die unverschleiert erschienenen Haremsdamen hatten ihre Augenlider mit Bleiglätte weiß gefärbt und die Augenbrauen mit einem feinen schwarzen Strich zu einer einzigen Linie verbunden. Die schwarzen Haare waren zu lang herabhängenden Flechten gelegt und quollen unter den seidenen Turbanen in schwerer Fülle hervor.

Die Leibgarde Feofar-Khans bewachte die mit Wimpeln und Standarten geschmückte Terrasse. Jeder Gardist trug einen Dolch im Gürtel und zwei Krummsäbel an der Seite und hielt die zehn Fuß lange Lanze in der Hand. Einige der Tataren waren mit riesigen Hellebarden ausgerüstet, an denen Troddeln aus Gold- und Silberfäden baumelten.

Auf den anderen Seiten des Platzes drängte sich eine unübersehbare, aus allen Völkerschaften Asiens bunt zusammengewürfelte Menschenmenge. Neben Usbeken mit hohen schwarzen Schaffellmützen und roten Barten standen Turkomanen in langen Hosen aus schreiend bunten Stoffen, an Stirn und Schläfen rasierte Mandschus mit geflochtenem Haar und Mandschufrauen mit zierlichen Hauben auf dem Kopf, daneben Mongolen, Perser, Chinesen und Leute aus Buchara.

Nur die Sibirier fehlten in diesem Gewimmel. Wer von ihnen nicht geflohen war, hatte sich in sein Haus zurückgezogen. Feofar-Khan war unberechenbar, man konnte nicht wissen, ob er nicht zum würdigen Abschluß des Festes den Befehl zum Plündern geben würde.

Um vier Uhr nachmittags hielt der Emir seinen Einzug auf dem Festplatz, angekündigt von Fanfarengedröhn und Tamtamschlägen, Geschützdonner und Gewehrsalven. Er saß auf seinem Lieblingssperd, das am Kopf einen wertvollen Diamantenschmuck trug. An seiner Seite zogen die Khans von Khokand und Kunduz, die Großwürdenträger des Khanates und viele Unterhäuptlinge und Offiziere seines Stabes.

Zur gleichen Zeit betrat auch die Hauptfrau Feofar-Khans die Terrasse. Sie war eine Perserin von bewundernswerter Schönheit. Entgegen den Vorschriften des mohammedanischen Glaubens erschien sie mit unverschleiertem Gesicht. Ihre tiefdunklen Haare fielen auf blendendweiße Schultern, die nur von einem leichten, golddurchwirkten Schleier bedeckt waren. Sie trug eine Tunika aus blauer Seide. Von der Haube bis zu den persischen Pantoffeln war sie mit einer solchen Pracht von Goldschmuck, goldenen Tomans an Silberschnüren, platingefaßten Türkisen, Achaten, Smaragden, Opalen und Saphiren besetzt, daß ihr schlanker Leib in den Strahlen der Sonne glitzerte und funkelte, als ob er über und über mit Edelsteinen bedeckt sei.

Der Emir stieg vom Pferd, das zwei Leibgardisten hielten, und begab sich, gefolgt von seinem Stab, unter ein mächtiges Zeltdach, das den Mittelpunkt der Prunkterrasse bildete. Vor dem Zelt lag wieder der geöffnete Koran auf einem edelsteinverzierten Tisch.

Gegen fünf Uhr meldeten die Trompeten die Ankunft Iwan Ogareffs. Der Oberst ritt bis vor das Zelt des Emirs. Er trug diesmal die Uniform eines Tatarenoffiziers. Begleitet war Ogareff von einer Abteilung Tataren aus dem Lager von

Zabediero, die zu beiden Seiten des Platzes Aufstellung nahm, so daß in der Mitte nur der für die Schaustellungen und Spiele bestimmte Raum frei blieb.

Quer über das Gesicht Iwan Ogareffs zog sich eine blutig unterlaufene Strieme. Man nannte ihn jetzt schon »Iwan mit der Peitschenstrieme«.

Der Oberst stellte dem Emir die Offiziere seines Stabes vor. Feofar-Khan begrüßte sie würdevoll und kalt, aber doch auf eine so angemessene Art, daß die Offiziere sich geehrt fühlen mußten.

Davon waren wenigstens Alcide Jolivet und Harry Blount überzeugt, die sich einen guten Beobachtungsposten in den ersten Reihen der Zuschauer gesichert hatten. Sie beabsichtigten, den Tatarenhaufen so schnell wie möglich zu verlassen, um sich einem russischen Regiment anzuschließen und nach Irkutsk zu kommen. Harry Blount wollte keine Zeit mehr verlieren und wäre am liebsten sofort nach Irkutsk aufgebrochen, wenn ihn Alcide Jolivet nicht dazu überredet hätte, zunächst noch den feierlichen Einzug in Tomsk mitzumachen. »Wollen Sie sich den Bericht über diese superasiatische Festlichkeit entgehen lassen, lieber Blount?« hatte Jolivet sich erkundigt. »Lege keinen gesteigerten Wert darauf, in diesem Durcheinander Kopf und Kragen zu riskieren!« hatte Blount ärgerlich gebrummt. »Also schließen wir ein Abkommen: Sie halten noch ein paar Stunden bei Feofar-Khan aus, ich verspreche Ihnen dafür, daß wir noch heute abend weiter reiten werden. Einverstanden?« »Meinetwegen.«

Beide hatten ihre Notizbücher gezogen und schrieben eifrig auf, was es zu sehen gab. Als sich nach einer geschlagenen Stunde auf dem Festplatz immer noch nichts ereignete, wurde Alcide Jolivet ungeduldig. »Jetzt könnte es aber allmählich losgehen«, knurrte er. »Mir scheint, wir sind zu früh auf dem Festplatz erschienen. So wie der brave Bürger, der sich schon

ein paar Stunden früher einen Platz sichert, damit er für sein Geld auch etwas zu sehen bekommt!«

Dann zog er sein Fernrohr aus der Tasche, zog es zu seiner ganzen Länge auseinander und begann, die Haremsdamen auf der Terrasse einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. »Ob die bei den Tänzen auch mitmachen werden?« fragte er seinen Kollegen. »Mit dem Ballett des Pariser Opernhauses können sie es vermutlich nicht aufnehmen!«

An den Beginn der heiteren Veranstaltungen war einstweilen noch nicht zu denken. Feofar-Khan hatte sich einen anderen Auftakt ausgedacht. Einen Auftakt, wie er nur dem Hirn eines asiatischen Alleinherrschers entspringen konnte.

Der Emir ließ mehrere hundert Gefangene auf den Festplatz treiben. Die Tataren machten sich einen Spaß daraus, die abgeschundenen, halb verhungerten Frauen und Männer mit der Nagaika vor sich herzu jagen. Die Gefangenen sollten sich vor Feofar-Khan und seinen Verbündeten in den Staub werfen, bevor sie ihren Weg in die Gefängnisse von Tomsk antraten.

In der ersten Reihe befand sich Michael Strogoff. Er wurde nach dem Befehl Iwan Ogareffs von einer ganzen Abteilung Tataren bewacht. Auch Marfa Strogoff und Nadja waren in der Gefangenenkolonne zu sehen. Die alte Sibirierin sah bleich und verfallen aus. Heute ging es nicht um sie, sondern um ihren Sohn. Iwan Ogareff hatte ihn gestern nur deshalb geschont, um ihn heute einem viel grausameren Strafgericht zuführen zu können.

Mutter und Sohn hatten seit dem Zwischenfall im Lager von Zabediero nicht mehr miteinander sprechen können. Die Bewachungsmannschaften hatten jeden Versuch rücksichtslos verhindert, wahrscheinlich hatten sie von Iwan Ogareff Verhaltensmaßregeln bekommen.

Die meisten Gefangenen waren schon am Emir vorbeigezogen. Jeder von ihnen mußte sich vor Feofar-Khan

auf die Erde werfen und zum Zeichen der Unterwerfung den Erdboden des Platzes mit der Stirn berühren. Ging diese Zeremonie zu langsam vor sich, dann halfen die Leibgardisten des Emirs mit der Nagaika oder der Faust nach.

Alcide Jolivet und Harry Blount betrachteten das jämmerliche Schauspiel mit Mißbehagen. »Ein Scheusal, dieser Feofar-Khan, ein Teufel in Menschengestalt. Sieht er nicht auch so aus? Kommen Sie, Herr Blount, mir reicht es. Wir wollen weiterreiten.« Alcide Jolivet machte aus seiner Entrüstung kein Geheimnis. »Nein, wenn ich schon hiergeblieben bin, will ich auch den Rest noch miterleben.« »Sie sind unersättlich. Sehen Sie doch mal, dort drüben!« Die Hand Jolivets zeigte zu einer Gruppe von Gefangenen, in der sich auch Nadja befand. Der Franzose wurde plötzlich lebendig. »Wir müssen sie retten. Das ist doch die Schwester unseres Reisegefährten. Kommen Sie!«

Harry Blount hielt den Kollegen am Ärmel zurück. »Langsam, mein lieber Freund. Wir könnten nichts Verkehrteres tun, als uns in diesem Augenblick einzumischen. Wir würden dem Mädchen damit nur schaden.«

Nadja überstand die Demütigung vor dem Emir, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Nach ihr kam Marfa Strogoff an die Reihe. Da sie sich nicht schnell genug beugte, drückten sie die Wachen zu Boden. Marfa fiel nieder. Michael Strogoff schäumte vor Wut und versuchte vergeblich, sich aus den Klauen seiner Bewacher loszureißen.

Mühsam erhob sich die alte Sibirierin wieder und sollte eben fortgeschleppt werden, als Iwan Ogareff sich einschaltete und befahl: »Diese Frau bleibt hier!«

Nadja wurde wieder zu dem Gefangenenhaufen zurückgeführt. Ogareff schien sie nicht erkannt zu haben.

Jetzt wurde Michael Strogoff, von mehreren Tataren festgehalten, vor den Emir gebracht. Die Soldaten traten einen

Schritt zurück. Michael blieb kerzengerade vor Feofar-Khan stehen, er senkte nicht einmal den Blick. »Die Stirn in den Staub!« brüllte ihn Iwan Ogareff an. »Nein!« sagte der Kurier ruhig.

Zwei Soldaten sprangen hinzu und wollten ihn zwingen, sich zu beugen. Aber Michael Strogoff hatte seine Kräfte noch nicht verloren. Er packte die Tataren und drückte sie, jeden mit einer Hand, mit schnellem Zugriff so tief hinunter, daß ihre Stirnen den Boden berührten.

Iwan Ogareff sprang auf den Kurier zu. »Du hast dein Leben verwirkt!« schrie er. »Ich werde sterben, das weiß ich«, antwortete Michael Strogoff ruhig. »Aber deine Stirn wird für immer die schmachvollen Striemen meiner Knute tragen!«

Iwan Ogareff wurde bleich. »Wer ist dieser Gefangene?« fragte Feofar-Khan drohend. »Ein russischer Spion!« antwortete Ogareff. Er wußte, warum er Michael als Spion bezeichnete, welches grausame Schicksal einem Spion bevorstand, der den Tataren in die Hände fiel.

Michael Strogoff wollte auf Ogareff zugehen, aber die Soldaten hielten ihn zurück.

Der Emir winkte mit weit ausholender Gebärde. Daraufhin versank die ganze Volksmenge ringsumher in eine tiefe Verbeugung. Dann zeigte Feofar-Khan auf den Koran. Man brachte ihm das heilige Buch mit den goldenen Seiten.

Ein Gottesurteil stand bevor. Der Gott der Tataren sollte durch die Hand Feofar-Khans entscheiden, welche Strafe über den Kurier verhängt werden sollte. Der Gott des Zufalls ...

Der Emir schlug den Koran auf und legte seinen Finger auf ein Blatt des Buches. Nun trat der Oberste der Ulemas auf den Emir zu, empfing den Koran aus seinen Händen und las mit lauter Stimme den Vers vor, auf den Feofar-Khans Finger gedeutet hatte. Die letzten Worte hießen: »... und er wird die Dinge der Erde nicht mehr sehen.« »Spion der Russen!« sagte

der Emir. »Du bist hierhergekommen, um zu sehen, was im Tatarenlager geschieht. Nun öffne deine Augen weit und sieh, sieh, was du sehen willst, sieh, was du sehen kannst!«

Michael Strogoff mußte mit gefesselten Händen vor dem Thron des Emirs stehenbleiben. Nicht weit von ihm war seine Mutter, vom Schmerz überwältigt, zu Boden gesunken. Öffne deine Augen und sieh, was du sehen kannst, hatte Feofar-Khan gesagt. Iwan Ogareff wußte, was damit gemeint war. Er kannte die tatarischen Bräuche gut genug, um zu erkennen, was mit dem Kurier geschehen sollte. Um seine Lippen spielte sekundenlang ein teuflisches Lächeln. Dann stieg er die Treppen der Terrasse hinauf und nahm auf einem Sessel neben Feofar-Khan Platz. Die Festspiele begannen. »Da kommt ja unser Ballett!« sagte Alcide Jolivet. »Eigentlich ist es ja eine barbarische Sitte, das Ballett schon zu Beginn des Dramas auftreten zu lassen. Einem normalen Mitteleuropäer stehen bei solchen Bräuchen die Haare zu Berge.«

Michael Strogoff sollte sehen, was es nur zu sehen gab. Er beschloß, den Befehl Feofar-Khans wörtlich auszuführen.

Eine Wolke von Tänzerinnen flog auf den Platz. Gleichzeitig erklang eine Musik, die für europäische Ohren sehr merkwürdig anzuhören war. Zu den Instrumenten des Tatarenorchesters gehörte die Dutare, eine schlanke, aus dem Holz des Maulbeerbaumes gefertigte Mandoline, der Kobiz, eine Art Cello, mit Pferdehaarsaiten bespannt, und die Tschibyzga, eine lange Rosenholzflöte. Trompeten, Tamburins und Tamtams durften nicht fehlen. Zahlreiche Sänger begleiteten das ohrenbetäubende Konzert mit ihren kehligen Lauten. Zwischendurch waren auch aus der Luft leise Harfentöne zu hören. Die Tataren hatten ein Dutzend Papierdrachen aufsteigen lassen, deren offene Mittelteile mit Saiten bespannt waren. Bei jedem Luftzug heulten die Saiten klagend und wimmernd wie eine Windharfe.

Der Tanz hatte begonnen. Der Emir hatte sich für diese erste Darbietung des Festes Tänzerinnen aus Persien kommen lassen. Sie trugen ihre mit Schmuck überladenen Nationalkostüme. Kleine goldene Dreiecke mit langen Fransen schaukelten an den Ohren, silberne Spangen zierten den Hals. Um Arme und Beine schlangen sich Bänder, die mit Gemmen besetzt waren. Der Gürtel wurde von einer Diamantbroche zusammengehalten.

Die Perserinnen trugen das Gesicht unverhüllt. Nur hin und wieder zogen sie einen feinen Schleier bis über das Kinn. Es sah so aus, als lege sich eine Wolke von hauchfeiner Gaze über die lächelnden Augen der Tänzerinnen, wie eine durchsichtige Wolke den sternenbesäten Himmel verdeckt. Die Mädchen tanzten nicht mit wildem Temperament, ihre Bewegungen waren fast ruhig und gemessen. Nur vereinzelt klang Beifall unter den Zuschauern auf.

Nach Ende des ersten Schauspiels hörte Michael Strogoff hinter sich eine ernste Stimme:

»Öffne deine Augen weit und sieh, was du sehen kannst, sieh, was du sehen willst!«

Michael drehte sich um. Er sah hinter sich einen hochgewachsenen Tataren, der einen riesigen Krummsäbel in der Hand hielt. Die Klinge war entblößt. Der Kurier beobachtete, daß es sich um eine der berühmten Damaszenerklingen handelte, wie sie von den Waffenschmieden in Karschi oder Hissar geliefert werden.

Der Mann war der Scharfrichter Feofar-Khans. An seiner Seite hatten die Leibwächter des Emirs ein Kohlenbecken aufgestellt, in dem ein Haufen Kohlen weißlich glühte. Leichter Dampf stieg auf, er roch nach Weihrauch und verbranntem Bernstein, den die Soldaten hin und wieder in das Feuer streuten.

Eine andere Gruppe von Tänzerinnen war nun an der Reihe. Michael Strogoff erkannte sie sofort: Es war Sangarre mit ihrer Zigeunertruppe. Auch die beiden Journalisten erinnerten sich an ihr erstes Zusammentreffen mit den Tsiganen auf dem Wolgadampfer. »Tanzen können sie auch!« meinte Alcide Jolivet. »Ich glaube allerdings, daß sie für ihre Spionendienste mehr Geld bekommen als hier für ihre Beine!«

Sangarre selbst tanzte nicht, sie saß in der Mitte der Truppe wie eine Königin auf einem seidenen Kissen. Der Zigeunertanz war eine Mischung aus Tanzschritten und Figuren aller Länder, in denen sich die Tsiganen schon herumgetrieben hatten. Sie feuerten sich gegenseitig an mit dem rhythmischen Gerassel der Zimbeln an ihren Armen und dem Lärm der Trommeln, die sie mit den Fingern schlugen.

Dann trat ein junger Zigeuner auf, der etwa fünfzehn Jahre alt sein mochte. Er sang zu den Klängen einer Dutare eine schwermütige Melodie. Beim Kehrreim sprang jedesmal eine der Tänzerinnen auf und umkreiste den jungen Mann in rasendem Tanz.

Als Belohnung fiel ein Regen von Goldstücken aus den Händen des Emirs und seiner Ehrengäste auf die Tanzenden. In das Klingen der Münzen mischten sich die letzten Töne der Musikinstrumente. »Verschwenderisch wie alle Räuberhäuptlinge!« flüsterte Alcide Jolivet seinem Kollegen ins Ohr. Unter den Geldstücken befanden sich nicht nur tatarische Tomans und Sequies, sondern auch russische Rubel und Dukaten. Für einen Augenblick trat Stille ein. Man hörte nur die Stimme des Henkers neben Michael Strogoff: »Öffne deine Augen weit und sieh, was du sehen kannst, sieh, was du sehen willst.«

Die Hand des Scharfrichters legte sich schwer auf die Schulter des Kuriers. Alcide Jolivet bemerkte, daß der Henker diesmal seinen blitzenden Krummsäbel nicht mehr in der Hand trug.

Die Sonne versank langsam hinter dem Horizont. Ein sanftes Helldunkel verhüllte die entfernteren Teile des Platzes. Der Zedernwald war tiefschwarz geworden. Die in der Ferne dunkel flutenden Wellen des Tomflusses verschwanden hinter dem Abendnebel.

Mehrere hundert Sklavinnen mit Fackeln in den Händen liefen auf den Festplatz. Von Sangarre geführt, traten die beiden Tanztruppen noch einmal vor dem Zelt Feofar-Khans auf. Das Tatarenorchester brach in eine wilde Lärmorgie aus. Die Drachen wurden heruntergezogen und stiegen nach einer Weile, mit bunten Lampions geschmückt, wieder in den Abendhimmel auf. Ihre Saiten waren jetzt lauter zu hören.

Eine Schwadron Tataren in voller Kriegsausrüstung schloß sich den Tänzerinnen an. Im Schein der Fackeln konnte man sehen, wie sie mit gezogenen Säbeln einen wilden Tanz aufführten. Andere Soldaten schossen mit ihren Steinschloßbüchsen in die Luft. Den Pulverladungen waren Feuerwerkszusätze beigefügt worden. Die Gewehre sprühten lange rote, grüne und blaue Schlangen in den dunklen Himmel, so daß die tanzenden Gruppen sich wie in einem Meer von farbigem Feuer bewegten.

Alcide Jolivet nickte anerkennend, was zwischen dem Boulevard Montmartre und La Madeleine etwa »Nicht übel, die Kerle!« bedeutet hätte. Der Tanz steigerte sich zu einem blitzenden, rasenden, tobenden Höhepunkt und nötigte sogar einem abgebrühten Zeitungsmann Bewunderung ab.

Plötzlich war der ganze Spuk verschwunden. Die Flammen des Feuermeeres verloschen, die Tänze hörten auf, die Tänzerinnen tauchten in der Dunkelheit unter. Nur noch die Fackelträgerinnen standen am Rande des Platzes. Das Licht ihrer Pechfackeln sah gegenüber dem strahlenden Gefunkel vor wenigen Augenblicken sehr dürftig aus.

Auf einen Wink des Emirs wurde Michael Strogoff mitten auf den Platz geführt.

»Blount«, sagte Alcide Jolivet, »wollen Sie sich auch noch das traurige Ende ansehen?« »Auf keinen Fall!« sagte der Engländer. »Die Leser des ›Daily Telegraph‹ werden nicht besonders darauf erpicht sein, die Einzelheiten einer Urteilsvollstreckung nach Sitte der Tataren in den Spalten ihres Blattes wiederzufinden!« »Nicht mehr als Ihre Kusine!« »Armer Kerl!« sagte Jolivet mit einem Seitenblick auf Michael Strogoff. »Er hätte einen besseren Tod verdient.« »Können wir etwas zu seiner Rettung tun?« fragte der Engländer mitleidig. »Ausgeschlossen!«

Eine Stunde später trabten die beiden Journalisten auf der sibirischen Hauptstraße der Stadt Irkutsk entgegen, um von dort aus den »Vergeltungskrieg gegen die Tataren«, wie es Alcide Jolivet bezeichnete, weiter zu verfolgen.

Michael Strogoff stand stolz aufgerichtet da. Er rechnete damit, sterben zu müssen. Man hätte vergeblich versucht, an ihm deswegen ein Zeichen der Schwäche zu entdecken.

Die Zuschauer erwarteten die Vollstreckung des Urteils. Nur deshalb hatten sie so lange ausgeharrt. Eine Hinrichtung bedeutete für sie ein Volksfest, wie sie es selten erleben durften.

Der Emir gab ein Zeichen. Von Leibwachen vorwärts gestoßen, näherte sich Michael Strogoff der Terrasse mit dem Zelt des Emirs. In tatarischer Mundart sagte Feofar-Khan: »Spion der Russen, du kamst, um zu sehen. Du hast zum letztenmal gesehen. Ehe eine Minute verstrichen ist, werden deine Augen dem Licht für immer verschlossen sein.«

Der Kurier sollte nicht hingerichtet werden, man wollte ihn blenden. War der Verlust der Augen für einen Mann wie Michael Strogoff nicht noch viel schlimmer als der des Lebens?

Unbewegt nahm Michael den Urteilsspruch entgegen. Seinem Gesicht war nicht anzumerken, was dieses grausame Urteil für ihn bedeutete. Nur seine Augen hatte er weit geöffnet, als wolle er sein ganzes Leben in diesem letzten Blick zusammenhängen.

Es war überflüssig, Feofar-Khan um Gnade anzuflehen. An diese Möglichkeit dachte der Kurier überhaupt nicht. Aber es erschien ihm unerträglich, daß er seine Mutter und Nadja niemals wiedersehen sollte und daß er den Auftrag des Zaren nicht erfüllen konnte. Selbst wenn es ihm nach der Vollstreckung des Urteils noch gelingen sollte, Irkutsk jemals zu erreichen, konnte er den Großfürsten nicht davon verständigen, was der Zar ihm mitzuteilen beabsichtigte. Michael Strogoff wußte nicht, was in dem Handschreiben des Kaisers stand. Er hatte nicht gewagt, das Siegel zu öffnen. Nun war der Brief nicht mehr in seiner Hand, alle Chancen waren vertan. Die unmenschlichen Anstrengungen seiner Reise waren vergebens.

Tausend Gedanken schossen zu gleicher Zeit durch seinen Kopf. Ein einziger gewann die Überhand: Er mußte sich noch einmal an Iwan Ogareff rächen, solange er ihn noch sehen konnte. Er drehte sich zu Ogareff um: »Iwan«, schrie er, »Verräter Iwan Ogareff, die letzte Drohung meiner Augen wird dir gelten, hinterhältiger Schuft!«

Ogareff zuckte die Achseln und lachte höhnisch.

Dann fiel sein Blick auf Marfa, die ihm, von den Anstrengungen der letzten Stunden geschwächt, auf dem Erdboden entgegenkroch. »Mutter!« rief Michael Strogoff. »Nein, dir sollen meine letzten Blicke gelten! Dir allein, nicht diesem elenden Schurken Ogareff.«

Er versuchte, sich seiner Mutter zu nähern. Die Bewachungsmannschaften hielten ihn fest. »Laß mich dein geliebtes Gesicht noch einmal sehen, Mutter! Mit diesem

letzten Bild mögen sich meine Augen für immer schließen!« »Fort mit der alten Hexe!« befahl Iwan Ogareff. Zwei Soldaten versuchten, Marfa Strogoff wegzuziehen. Sie widersetzte sich ihren Peinigern mit aller Kraft, die noch in ihrem schwachen Körper geblieben war. Aus geringer Entfernung mußte sie tatenlos zusehen, wie der Henker sich ihrem Sohn näherte.

In der Hand hielt er wieder den blanken Säbel, aber diesmal leuchtete die Klinge in heller Weißglut. Der Scharfrichter hatte die Waffe soeben aus dem Becken mit glühenden Kohlen gezogen.

Michael Strogoff sollte nach der grausamen Sitte der Tataren geblendet werden, indem man eine weißglühende Säbelklinge dicht vor seinen Augen vorbeiführte.

Der Kurier leistete keinen Widerstand. Er hatte seinen Blick fest auf seine Mutter gerichtet. Es gab in dieser Minute für ihn sonst keinen Menschen mehr auf der Welt. Mit weitgeöffneten Augen, die Arme nach ihm ausbreitend, sah Marfa Strogoff ihren Sohn an.

Die glühende Klinge streifte die Augen des Kuriers. Marfa sank mit einem Schrei der Verzweiflung zu Boden.

Michael Strogoff war blind.

Nach der Vollstreckung des Urteils zog sich der Emir mit seinem ganzen Hofstaat zurück. Auf dem Platz blieben nur Iwan Ogareff und die Fackelträgerinnen zurück.

Ogareff zog das kaiserliche Schreiben aus der Tasche und hielt es in grausamem Spott dem Kurier des Zaren dicht vor die Augen. »Da lies, Michael Strogoff, lies und geh nach Irkutsk. Melde dort, was du hier gesehen hast! So lies doch, Strogoff! Das ist eine einmalige Gelegenheit! Du willst nicht? Schön, dann werde ich dir deine Arbeit abnehmen. Weißt du, wie der richtige Kurier des Zaren von nun an heißt? Du wirst es nicht erraten: Er heißt Iwan Ogareff!«

Der Oberst nahm das Handschreiben des Zaren wieder an sich, faltete es langsam zusammen und steckte es ein. Dann verließ er den Platz, ohne sich umzusehen. Lautlos folgten ihm die Fackelträgerinnen.

Michael Strogoff war allein. Um ihn war Dunkelheit - ewige Dunkelheit. Wo war seine Mutter? Sie mußte sich nur wenige Schritt von ihm entfernt befinden. War es über ihre Kräfte gegangen, was sie mit ansehen mußte?

Der Kurier lauschte. In der Ferne war das Schreien und Singen der Tataren zu hören. Das Gelage hatte begonnen. Es würde sich bis zum Morgengrauen zu einer wüsten Orgie steigern.

Michael Strogoff ließ sich zu Boden sinken und tastete sich langsam vorwärts. Es dauerte eine ganze Weile, bis er seine Mutter gefunden hatte.

Vorsichtig neigte er sich über die Frau, die seinem Herzen am nächsten stand. Er legte seinen Kopf an ihre Brust, auf ihr Gesicht. Er tastete mit den Fingern über ihre Haare. Schließlich flüsterte er ihr etwas zu. Lebte Marfa Strogoff noch? Hörte sie, was ihr Sohn sagte? Sie machte keine Bewegung.

Michael Strogoff küßte die Stirn seiner Mutter, ihr weißes Haar. Dann erhob er sich, fühlte sich unendlich langsam vorwärts, streckte die Hände vor, um nirgends anzustoßen, und versuchte, das Ende des Platzes zu erreichen.

Seine Hände waren noch immer gefesselt. Er spürte, wie eine warme Flüssigkeit über seine Wangen lief, machte aber keinen Versuch, sie abzuwischen.

Er hatte etwa hundert Meter zurückgelegt, als er über ein zur Abgrenzung des Platzes gespanntes Seil stolperte und fiel. Schwer atmend blieb er eine Weile liegen. Sein Kopf dröhnte. Die Schmerzen beschränkten sich nicht auf die Augen, sie breiteten sich auf den ganzen Körper aus.

Aus dem Tatarenlager erklang Gebrüll und Schießerei. Er mußte zusehen, daß er verschwand. Mühsam machte er sich wieder auf den Weg. Der Platz kam ihm wie eine unendliche Steppenlandschaft vor. Er schien keine Grenzen mehr zu haben.

Er hörte Schritte hinter sich und überlegte, ob er es wagen konnte davonzulaufen oder ob er sich besser auf den Boden legte, bis die Schritte sich entfernten.

Die Schritte kamen näher. Eine Hand legte sich auf seine Schulter. Der Kurier blieb stehen.

Nadja hatte ihn gesucht und gefunden! Mit einem Dolchmesser zerschnitt sie die Fesseln, die sich schon tief in das Fleisch der Handgelenke eingegraben hatten.

Verwundert überlegte Michael Strogoff, wer sein Retter sein könne. Das Mädchen hatte noch kein Wort gesprochen. Der Kurier fühlte sich am Arm gepackt und vorwärts gezogen. »Bruder, mein Bruder!« flüsterte die junge Livländerin. »Nadja! Du bist es, Nadja!« antwortete Michael Strogoff erschüttert. »Komm, Bruder!« sagte das Mädchen. »Ich führe dich nach Irkutsk. Meine Augen gehören jetzt auch dir!«

14. KAPITEL

AUF DER STRASSE NACH IRKUTSK

In dieser Nacht benutzten viele Gefangene die Gelegenheit, um ihren Peinigern zu entkommen. Offiziere und Soldaten der Tatarenarmee hatten sich im Trubel ihres Siegesfestes nur noch nebenbei um die Bewachung gekümmert. So war es Nadja, die zuerst mit den anderen Gefangenen in das Lager zurückgeschleppt worden war, sehr bald gelungen zu entfliehen und zum Festplatz zurückzukehren. Sie stand unter den Zuschauern, als die weißglühende Säbelklinge die Augen ihres Begleiters streifte, und hatte die Zähne zusammenbeißen müssen, um sich nicht durch einen Schrei zu verraten. Als Iwan Ogareff, begleitet von den Fackelträgerinnen, den Platz verließ, hatte sich Nadja am Rande des Festgeländes in einem Pinienwäldchen versteckt und abgewartet, bis die riesige Menschenmenge sich verlaufen hatte.

Aus der Ferne beobachtete sie, wie Michael Strogoff sich zu seiner Mutter hinunterbeugte, wie er dann versuchte, sich zum Rand des Platzes vorwärts zu tasten. Da hatte sie sich aufgemacht, ihm zu folgen.

Einige Minuten später verließen Michael und Nadja Hand in Hand den Hügel, auf dem sich das Tatarenfest abgespielt hatte. Sie folgten dem Ufer des Tomflusses bis zum anderen Ende der Stadt und gelangten ungesehen durch eine Bresche in der Befestigungsanlage.

Die Landstraße nach Irkutsk war erreicht. Es gab keine andere Straße, die nach Osten führte. Nadja zog Michael Strogoff so schnell wie möglich mit sich fort. Sie befürchtete, daß die Tatarentrupps nach dem Ende des Gelages wieder mit ihren Straßenpatrouillen anfangen könnten. Es galt,

Krasnojarsk vor den Tataren zu erreichen. Bis dahin waren 500 Werst zurückzulegen. In dieser Gegend war es nicht ratsam, von der Straße abzuweichen.

Nadja mußte alle Kräfte zusammennehmen, um die Anstrengungen in dieser Nacht vom 16. zum 17. August zu ertragen. Ihre Füße bluteten, an Schlaf war nicht zu denken. Mühsam schleppte sie sich vorwärts und zog Michael Strogoff hinter sich her.

Zwölf Stunden nach dem Aufbruch in Tomsk kamen sie in dem Flecken Semilowskoje an. Sie hatten in der Nacht über 50 Werst zurückgelegt.

Der Kurier hatte noch keine Silbe gesprochen. Fest hielt er Nadjas Hand umklammert. Manchmal fühlte er, wie die Hand des Mädchens zitterte. Zuerst hatte er Mühe, mit Nadja Schritt zu halten. Nach den ersten Werst hatte er aber wieder zu seinem gewohnten schnellen Gang zurückgefunden.

Semilowskoje war geräumt. Fast alle Einwohner des Fleckens hatten sich aus Furcht vor den Tataren in die Provinz Jenisseisk zurückgezogen. Pferde und Wagen, dazu alle Lebensmittel, hatten sie mitgenommen. Nur noch zwei oder drei Häuser waren bewohnt. Die beiden Flüchtlinge legten eine Pause ein und versuchten, etwas zu essen zu bekommen.

Nadja führte ihren Begleiter zum Ende des Marktfleckens, wo sie ein Haus mit offenstehender Tür entdeckt hatte. Sie traten ein. Neben dem Ofen, der sich mitten im Zimmer erhob, stand eine hölzerne Bank. Dort setzten sich Michael und Nadja nieder.

Erst jetzt konnte Nadja ihren geblendeten Gefährten ansehen. Michael konnte ihren Blick nicht erwidern. Deshalb mochte Nadja ihren Begleiter zärtlicher und liebevoller betrachten, als sie es unter normalen Umständen getan hätte.

Die von der hellglühenden Klinge geröteten Lider bedeckten die trockenen Augen des Blinden nur noch zur Hälfte. Die

Augenhaut sah leicht gefaltet, fast verhornt, aus. Die Iris zeigte ein dunkleres Blau als vorher, die Pupille war stark vergrößert. Wimpern und Augenbrauen waren versengt. Die Haut rings um die Augen mußte vom glühendheißen Stahl verbrannt worden sein, sie hing an vielen Stellen in Fetzen herunter.

Die Augen hatten immer noch den gleichen durchdringenden Blick. Wenn Michael Strogoff trotzdem nichts mehr sehen konnte, wenn seine Blindheit vollständig war, dann mußte das glühende Eisen die Lichtempfindlichkeit der Netzhäute und Sehnerven zerstört haben.

Der Kurier streckte seine Hände aus. »Du bist da, Nadja?« fragte er. »Ja, ich bin bei dir, Michael«, sagte das Mädchen. »Ich werde dich niemals verlassen.«

Michael Strogoff war glücklich, als er seinen richtigen Namen zum erstenmal aus dem Munde Nadjas hörte. »Wir werden uns trennen müssen, Nadja!« sagte er nach einer kleinen Pause. »Ich darf dich nicht länger aufhalten. Du mußt zu deinem Vater nach Irkutsk. Er wird sich Sorgen machen um dich.« »Du willst auch nach Irkutsk, Michael«, sagte Nadja, und ihre Stimme hatte einen Unterton von Bitterkeit. »Und du brauchst mich jetzt mehr als mein Vater. Oder hast du deinen Plan schon aufgegeben, nach Irkutsk zu reisen?«

»Ich denke nicht daran, auf die Weiterreise zu verzichten!« sagte Michael Strogoff rasch. »Du hast aber den Brief nicht mehr ...« »Den hat Iwan Ogareff, aber auch das ist für mich kein Hinderungsgrund. Man hat mich wie einen Spion behandelt, also werde ich mich jetzt auch wie ein Spion benehmen und in Irkutsk alles berichten, was ich gesehen und gehört habe. Ich muß nur vor Ogareff in Irkutsk ankommen und habe deshalb keine Stunde zu verlieren.« »Trotzdem sprichst du davon, daß wir uns trennen sollten?« »Ich besitze nur noch das, was ich auf dem Leibe trage. Man hat mir alles gestohlen, was ich besaß. Ich bin ein armer Mann ohne Hilfsmittel.« »Ich habe noch ein paar Rubel behalten. Vor

allem habe ich meine Augen! Ich kann für dich sehen und dich dahin führen, wo du allein niemals hinkommen wirst.«

Michael Strogoff überlegte einen Augenblick. Dann fragte er leise: »Wie sollen wir Weiterreisen?« »Zu Fuß«, sagte Nadja. »Und wenn uns hungert, werden wir eben betteln gehen müssen.«

Nach einer Stunde verließen sie das Haus und machten sich wieder auf den Weg. Das Mädchen klopfte an einigen Häusern an, die noch nicht verlassen waren, und bat um ein Stück Brot. Es gelang ihr, einige Stücke Gerstenbrot zusammenzubetteln, außerdem schenkte man ihr in einem Bauernhaus einen Krug Honigbier.

Es war nicht viel, was Nadja bekommen hatte. Sie fütterte ihren blinden Begleiter, der seinen Hunger notdürftig stillte. Für sie blieben nur ein paar Reste übrig. Sie gab sich damit zufrieden, wenn auch Michael mehrmals fragte: »Ißt du auch, Nadja? Wir werden unsere Kräfte zusammenhalten müssen!« »Schon gut, Michael«, antwortete das Mädchen.

Bald wanderten beide wieder auf der endlosen Straße nach Irkutsk. Nadja kämpfte sich mühsam Schritt für Schritt vorwärts, aber sie klagte nicht. Wenn Michael sie hätte sehen können, wäre es mit seinem Entschluß, sich auf die Hilfe des Mädchens zu verlassen, bald vorbei gewesen. So schlug er ein schnelles Tempo an. Er hoffte, den Tataren in Krasnojarsk zuvorkommen. Wenn ihm das gelang, war die Weiterreise nach Irkutsk gesichert. In Krasnojarsk hoffte er den Gouverneur der Stadt noch vorzufinden. Wenn er sich ihm zu erkennen gab, konnte es nicht schwer sein, ein Fahrzeug zu bekommen. Es war ihm zwar ausdrücklich verboten worden, sich als Kurier des Zaren auszugeben. Seine augenblickliche Lage ließ aber keinen anderen Ausweg zu.

In Gedanken versunken, ging er weiter. Wenn ihm der Gouverneur von Krasnojarsk aber nicht glaubte? Michael hatte

kein Ausweispapier mehr, auf das er sich stützen konnte. Vielleicht würde ihn der Gouverneur für einen Spion halten? »Sag doch was, Nadja!« bat er. »Wozu viele Worte, Michael«, antwortete das Mädchen. »Wir denken zusammen. Fühlst du es nicht?« Dann schwieg sie wieder, um ihre Erschöpfung nicht zu verraten. Manchmal versagten ihre Füße den Dienst, wenn der Herzschlag langsamer und unregelmäßiger wurde. Sie blieb dann ein paar Schritte zurück. Auch Michael blieb stehen, sah das Mädchen mit seinen blinden Augen an, als ob er es erkennen könnte, atmete auf und gab ungeduldig das Zeichen zum Weitermarsch, sobald es ging.

Zwei Stunden hinter Semilowskoje blieb Michael Strogoff stehen und fragte: »Ist jemand hinter uns auf der Straße zu sehen?« »Kein Mensch!« antwortete Nadja. »Hörst du nicht, da ist doch ein Geräusch! Das können nur Tataren sein. Wir müssen uns ein Versteck suchen, bis sie vorbei sind.« »Warte einen Augenblick, Michael«, sagte das Mädchen und ging ein paar Schritte zurück bis zur nächsten Wegbiegung.

Der Kurier stand am Straßenrand und lauschte angestrengt. In wenigen Minuten kam Nadja zurück. »Ein Wagen ist hinter uns. Ein junger Mann sitzt darin, sonst niemand.«

Michael Strogoff zögerte einen Augenblick. Sollte er sich verbergen, oder war es vielleicht besser, auf den Ankommenden zu warten, der ihn ein Stück mitnehmen konnte - wenn es nicht gerade ein Tatare war? Wenigstens Nadja könnte einen Platz auf dem Wagen bekommen. Er selbst würde sich notfalls damit begnügen, neben dem Fahrzeug zu gehen und sich mit einer Hand daran festzuhalten. Er fühlte sich nicht müde, aber er konnte sich leicht ausrechnen, daß Nadja nach der achttägigen Wanderung vom Ob bis hierher am Ende ihrer Kräfte sein mußte.

Der Wagen bog um die Kurve der Straße. Er entpuppte sich als baufälliges, für höchstens drei Personen eingerichtetes Gefährt, das man in dieser Gegend Kibitka zu nennen pflegte.

Normalerweise wird eine Kibitka von drei Pferden gezogen. In diesem Fall gab es nur ein einziges. Es hatte lange Haare und eine dickbuschige Mähne, mußte also aus einer der mongolischen Rassen stammen. Demnach ein Pferd von Kraft und Ausdauer!

Nadja stellte fest, daß es sich bei dem jungen Mann auf dem Wagen um einen Russen handeln mußte. Er hatte ein freundliches, vertrauenerweckendes Gesicht und schien es nicht besonders eilig zu haben. Er ließ sein Pferd so langsam wie möglich gehen, damit es nicht zu schnell müde wurde. Wer ihn so gemütlich dahinfahren sah, hätte niemals geglaubt, daß es sich um den Reisenden auf einer Straße handelte, die von Feofar-Khans Horden jederzeit abgeschnitten werden konnte.

Das Mädchen griff nach Michaels Hand und trat zur Seite. Die Kibitka hielt. Lächelnd sah der Fahrer auf Nadja herunter: »Was für eine Überraschung in dieser wüsten Gegend!« sagte er. »Darf ich fragen, wohin die Herrschaften zu wandern gedenken?«

Beim Ton dieser Stimme horchte Michael Strogoff auf. Er mußte diesem Mann schon einmal begegnet sein, und zwar vor nicht allzu langer Zeit. Er wußte nicht genau, bei welcher Gelegenheit, aber er hatte das Gefühl, daß er sich nun um den weiteren Verlauf der Reise keine Sorgen mehr zu machen brauchte. »Na, wo wollt ihr denn hin, ihr beiden?« wandte sich der junge Mann nun an Michael Strogoff. »Nach Irkutsk«, antwortete Michael. »Aber Väterchen«, meinte der Kibitkafahrer, »du hast wohl keine Ahnung, daß es bis nach Irkutsk noch viele hundert Werst sind?« »Doch, das ist mir bekannt.« »So, und trotzdem willst du zu Fuß nach Irkutsk?« »Das siehst du doch«, antwortete Michael. »Na ja, das ist dein Privatvergnügen, aber die junge Dame ...« »Das ist meine Schwester«, erläuterte der Kurier. Er hielt es für besser, Nadja diese Bezeichnung wieder zuzulegen, obwohl sie sich schon seit ihrer Wiederbegegnung nicht mehr Bruder und Schwester,

sondern Michael und Nadja nannten. »Freut mich, das zu hören«, meinte der junge Mann. »Ich will mich ja nicht in deine Angelegenheiten mischen, aber du kannst es mir glauben, die Dame wird niemals zu Fuß nach Irkutsk kommen!«

Michael Strogoff trat einige Schritte näher. »Lieber Freund«, sagte er, »die Tataren haben uns ausgeplündert, ich besitze keine Kopeke mehr. Aber wenn du wenigstens meine Schwester mit auf den Wagen nehmen würdest ... Ich laufe gerne zu Fuß nebenher, du sollst keine Minute aufgehalten werden.« »Nein, das kommt nicht in Frage!« erklärte Nadja rasch. »Ich will das nicht.« Sie wandte sich an den Kibitkafahrer. »Sie müssen wissen, mein Bruder ist blind.«

Der junge Mann machte ein entsetztes Gesicht. »Die Tataren haben ihn geblendet!« fügte Nadja hinzu. »Sie haben dir die Augen ausgebrannt? Ich bedauere dich aufrichtig, Väterchen. Warum willst du dich nicht zusammen mit deiner Schwester auf meinen Wagen setzen! Wenn wir ein bißchen zusammenrücken, haben wir alle drei Platz. Mein Hund wird nichts dagegen einzuwenden haben, wenn er weiter zu Fuß gehen muß. Allerdings fahre ich nicht sehr schnell, um mein Pferd zu schonen.« »Wie heißt du, Freund?« fragte Michael Strogoff. »Nikolaus Pigassoff.« »Diesen Namen werde ich niemals vergessen«, versicherte der Kurier. »Ist schon gut. Nun steigt ein, damit wir weiterkommen. Ihr habt beide hinten im Wagen Platz. Den Vordersitz brauche ich selber. Ihr findet hinten eine Menge Birkenrinde und Gerstenstroh, ein wärmeres Nest könnt ihr euch nicht vorstellen.«

Michael Strogoff und Nadja richteten sich schnell in der Kibitka ein. Der Kurier tastete nach den Händen des jungen Mannes und drückte sie dankbar. »Meine Hand willst du drücken, Väterchen? Hier ist sie! Drücke sie, soviel es dir Spaß macht!« sagte der junge Mann und ergriff die Zügel. Langsam setzte sich das Fahrzeug in Bewegung. Das Pferd war noch nie in seinem Leben mit der Peitsche angetrieben worden und

schien ein Paßgänger zu sein. Michael Strogoff kam nicht schneller vorwärts, als wenn er zu Fuß gegangen wäre, sparte aber Nadja und sich manche Anstrengung.

Das Mädchen ließ sich vom gleichmäßigen Schwanken des Wagens einschläfern, es versank bald in einen todähnlichen Schlaf. Die beiden Männer betteten Nadja, so gut es ging, auf dem Gerstenstroh. »Es ist wirklich ein nettes Mädchen«, beteuerte Nikolaus Pigassoff. »O ja!« erwiderte Michael. »Der Jammer ist nur, daß diese Püppchen immer stark und mutig sein wollen: In Wirklichkeit sind sie doch nur schwache Frauen, Väterchen, habe ich recht? Kommt ihr von weit her?« »Von sehr weit.« »Ihr seid zu bedauern. Das muß doch sehr weh getan haben, als sie dir die Augen verbrannten, nicht?« »Sehr.« »Sicher wirst du geweint haben. Ich hätte auch geweint an deiner Stelle. Wenn ich mir vorstelle, daß du deine Lieben nicht mehr wiedersehen kannst! Dafür können sie dich sehen. Ist das nicht ein guter Trost?« »Vielleicht. Sag mal, kannst du dich nicht daran erinnern, mich schon einmal irgendwo gesehen zu haben?« »Dich, Väterchen? Keine Ahnung!« »Deine Stimme kommt mir so bekannt vor.« »Sieh da, du kennst den Klang meiner Stimme! Wenn du das nur sagst, um herauszubekommen, woher ich stamme - also, das hättest du auch einfacher haben können. Ich komme aus Kolywan.« »Aus Kolywan? Dann bin ich dir dort begegnet. Aber wo? Warst du dort in der Telegrafestation?« »Stimmt genau. Ich habe in der Station nicht nur gearbeitet, sondern auch dort gewohnt.« »Und du bist auf deinem Posten geblieben bis zum letzten Augenblick!« »Das ist schließlich meine Pflicht als Telegrafbeamter.« »Und zwar geschah das an einem Tage, an dem ein Engländer und ein Franzose, die Hände voller Rubelstücke, sich um den Platz an deinem Schalter stritten und der Engländer die ersten Verse der Bibel als Telegramm aufgab!« »Schon möglich. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern.« »Das kann doch gar nicht sein! Du Erinnerst dich

nicht? Aber so etwas kommt doch bestimmt nicht alle Tage vor.« »Erstens lese ich die abgehenden Telegramme grundsätzlich nicht. Und zweitens vergesse ich das, was ich vielleicht doch gelesen haben könnte, so schnell wie möglich. Dazu bin ich verpflichtet.«

Michael wollte keine weiteren Fragen stellen. Vielleicht würde sein Reisegefährte später doch noch auftauchen. Immerhin war es erstaunlich, was für eine seltene Art von Pflichtgefühl der brave Telegrafist entwickelte.

Die Kibitka trödelte langsam, aber gleichmäßig vorwärts. Michael Strogoff hätte gerne den Versuch gemacht, die Geschwindigkeit des Gefährtes etwas zu erhöhen. Er sah aber ein, daß das aussichtslos war. Pferd und Reiter waren so an das Schneckentempo gewöhnt, daß man sie mit einer so außergewöhnlichen Forderung völlig aus der Fassung gebracht hätte.

Drei Stunden lang zog das Pferd in gleichmäßigem Trott weiter, dann folgte eine Stunde Pause, so ging es Tag und Nacht. An den Haltestellen weidete das Tier, und die Insassen der Kibitka aßen aus den reichen Vorräten, die Nikolaus mit sich führte. Großzügig öffnete er seine Vorratskörbe, obwohl er wußte, daß er nicht mit einer Gegenleistung zu rechnen hatte.

Am zweiten Tag hatte sich Nadja von den vorausgegangenen aufregenden Erlebnissen erholt. Nikolaus sorgte rührend für sie.

In der Nacht schlief Nikolaus ein, die Zügel in der Hand. Sein Schnarchen übertönte das Poltern der Räder und legte Zeugnis ab für sein gutes Gewissen. Auch Nadja schlief. So konnte niemand beobachten, daß Michael nach den Zügeln des Pferdes griff und das Tier zu größerer, ganz unvorschriftsmäßiger Geschwindigkeit antrieb. In fröhlichem Trab zog es den Wagen voran, legte einige Werst in flottem Tempo zurück und wurde erst wieder zu seinem Einheitstempo

gebremst, als Nikolaus gähmend erwachte. Sersko, der sibirische Hund des jungen Mannes, ließ das unerwartete Ereignis schweigend über sich ergehen.

Der Wagen kreuzte den Ischimskfluß, durchfuhr die Flecken Ischimskoje, Berikylskoje und Kuskoje, setzte über den Mariinskfluß und gelangte schließlich an die Tschula, einen schmalen Wasserlauf, der West- von Ostsibirien trennt. Die Straße führte durch endlose Heidelandschaften und dichte Tannenwälder.

Flecken und Dörfer waren verlassen. Ihre Bewohner waren über den Jenissei geflüchtet, weil sie hofften, daß die Tataren sich nicht über den breiten Strom wagen würden.

Am 22. August erreichte die Kibitka den Flecken Atschinsk, 380 Werst von Tomsk entfernt. Bis nach Krasnojarsk waren es jetzt nur noch 120 Werst. Kein Zwischenfall hatte die Fahrt verzögert.

Michael sah die Landschaft zu beiden Seiten der Straße durch die Augen seiner beiden Gefährten Nikolaus und Nadja. Sie beschrieben ihm abwechselnd, was es zu sehen gab. Vor allem Nikolaus schwieg eigentlich nur dann, wenn er schlief oder aß. Eines Tages fragte ihn Michael Strogoff nach dem Wetter. »Recht schon, das läßt sich nicht verleugnen. Ich fürchte nur, daß die warmen Sommertage bald ein Ende haben werden. Der Herbst ist in Sibirien kurz, wir werden bald die ersten Nachtfroste erleben. Hoffentlich werden die Tataren während der kalten Jahreszeit feste Winterlager beziehen.« »Ausgeschlossen«, meinte Michael Strogoff. »Sie werden auf jeden Fall bis nach Irkutsk vorstoßen und sich bestimmt nicht durch Schnee und Kälte abhalten lassen.« »Du magst recht haben. Wenn ich bedenke, daß sie einen Schurken bei sich haben, der ihren Kriegseifer nicht auf halbem Wege erkalten läßt! Iwan Ogareff heißt er. Vielleicht hast du schon von ihm gehört.« »Sicher.« »Findest du nicht auch, daß es eine Gemeinheit ist, sein Vaterland zu verraten?« »Das ist es«,

antwortete der Kurier mühsam. »Du bist ein merkwürdiger Mensch, Väterchen. Es scheint dich gar nicht aufzuregen, daß ich den Namen Iwan Ogareffs genannt habe. Jeder echte Russe zittert doch vor Wut, wenn man diesen Namen ausspricht.« »Du kannst mir glauben, mein Freund, ich hasse ihn stärker, als du ihn jemals hassen könntest.« »Ausgeschlossen!« erklärte Nikolaus eifrig. »Das ist wirklich ganz unmöglich. Wenn ich daran denke, wieviel Böses dieser Kerl unserem heiligen Rußland angetan hat, dann packt mich der Zorn. Ich sollte ihn nur einmal unter den Händen haben, dann...« »Was würdest du tun?« »Ich glaube, ich würde ihn umbringen.« »Siehst du, das ist der Unterschied. Ich weiß ganz genau, daß ich es tun würde, ich glaube nicht nur ...«

15. KAPITEL

DIE ÜBERSCHREITUNG DES JENISSEI

Am 25. August kam die Kibitka mit sinkendem Tag vor Krasnojarsk an. Die Reise von Tomsk bis hierher hatte acht Tage gedauert. Daß man nicht schneller vorangekommen war, lag einfach daran, daß Nikolaus viel zu selten schlief. Wenn Michael die ganze Strecke über die Zügel in der Hand gehabt hätte, wären höchstens sechzig Stunden nötig gewesen.

Von den Tataren war nichts zu sehen. Michael fand diese erfreuliche Tatsache unbegreiflich. Irgendein besonderer Grund mußte die Truppen Feofar-Khans daran gehindert haben, sofort nach Irkutsk weiterzumarschieren.

Er konnte nicht wissen, daß ein schnell zusammengestelltes russisches Armeekorps aus dem Gouvernement Jenisseik nach Tomsk gezogen war und die Tataren in der Nähe dieser Stadt am 22. August angegriffen hatte. Das russische Heer war allerdings viel zu schwach, um Tomsk für den Zaren zurückzuerobern. Es mußte sich nach blutigen Verlusten

Lärm meines Wagens aus dem Schlaf scheuchen!« sagte Nikolaus. Dann streichelte er sein Pferd mit der Peitsche. Sersko, der Hund, schlug an. Die Kibitka rollte langsam in die Stadt hinein. Auch Krasnojarsk war verlassen. Die breiten Straßen waren leer, die Kirchenglocken schwiegen. Kein Mensch war zu sehen.

Das letzte Telegramm des Zaren vor der Zerstörung der Telegrafienlinie hatte dem Gouverneur befohlen, sofort die Räumung der Stadt einzuleiten und alles mitzunehmen, was den Tataren von Nutzen sein könnte. Die Krasnojarsker Regierung war ebenso wie die Einwohner der Stadt nach Irkutsk gezogen. Der gleiche Befehl traf auch die kleineren Ortschaften der Provinz. Die russische Regierung hatte versucht, die Landschaft links und rechts der Vormarschstraße der Tataren in eine Wüste zu verwandeln. Kein Mensch hatte daran gedacht, daß man auch nur den Versuch machen könnte, sich der Verordnung zu widersetzen. Deshalb war in Krasnojarsk kein lebendes Wesen zurückgeblieben.

Michael, Nadja und Nikolaus durchwanderten die Straßen der schweigsamen Stadt. Der Kurier war verbittert über das erneute Mißgeschick. »Kein Mensch da!« jammerte Nikolaus. »Bestimmt ist die Telegrafienstation auch schon abgebaut worden. Wie soll ich nur in diesem verlassenen Nest mein Gehalt ehrlich verdienen!« »Sie werden mit uns nach Irkutsk fahren müssen«, redete ihm Nadja zu. »Es bleibt mir nichts anderes übrig«, antwortete Nikolaus. »Zwischen Udinsk und Irkutsk muß die Leitung noch in Ordnung sein. Da werden sie mich hoffentlich brauchen können. Wollen wir gleich weiterfahren?« »Warten wir lieber bis morgen«, meinte Michael. »Das ist richtig«, fand Nikolaus. »Wir müssen den Jenissei überqueren, und zwar bei Tageslicht, damit wir sehen können, was wir tun.« »Sehen können ...«, murmelte Nadja und sah ihren Begleiter an.

Nikolaus hatte diese Bemerkung gehört und entschuldigte sich bei Michael Strogoff. »Verzeihung, Väterchen. Tag und Nacht, das bedeutet für dich keinen Unterschied mehr.« »Ich mache dir keinen Vorwurf, Freund. Mit dir als Führer bin ich noch ganz gut zu gebrauchen. Wir wollen uns heute nacht ausruhen. Die Jenissei-Überquerung kann ein hartes Stück Arbeit werden.« Die drei Reisenden brauchten nicht lange zu suchen, bis sie eine Unterkunft für die Nacht gefunden hatten. Ein Haus war so leer wie das andere. Deshalb blieben sie gleich im ersten Gebäude, dessen Tür nicht verschlossen war. In einem Zimmer lag ein Haufen Laub. Das Pferd mußte sich mit diesem Futter begnügen, es war nichts anderes aufzutreiben. Der Proviant aus der Kibitka war noch nicht erschöpft. Eine halbe Stunde nach der Ankunft waren Nadja und Nikolaus eingeschlafen. Michael wachte neben ihnen.

Durch den Birkenpark von Krasnojarsk fuhr die Kibitka am nächsten Morgen, dem 26. August, zum Ufer des Jenissei.

Michael machte sich Sorgen. Wenn alle Boote und Fähren mitgenommen oder zerstört worden waren, wie sollte es dann möglich sein, den Fluß zu überqueren? Er kannte den Jenissei mit seiner reißenden Strömung, seinen heftigen Stromschnellen zwischen den Flußinseln, seinen ungünstigen Ufern. Unter normalen Verhältnissen brauchte man mit den speziell für den Jenissei gebauten Fähren drei Stunden, bis das andere Ufer erreicht war.

Der Tag begann zu dämmern, als die Kibitka am linken Ufer des Stromes eintraf. Das Ufergelände erhob sich an dieser Stelle fast hundert Fuß über dem Wasserspiegel. »Könnt ihr eine Fähre sehen?« fragte Michael. Er wandte seinen Kopf hin und her, als ob er mit seinen blinden Augen selbst mithelfen könnte, das ersuchte Wasserfahrzeug zu entdecken. »Es ist noch nicht richtig hell«, meinte Nadja. »Auf dem Wasser liegt dunstiger Nebel. Man kann die Oberfläche nicht erkennen.« »Ich höre aber das Rauschen der Wellen«, meinte der Kurier.

Aus dem Nebel drang das Brausen der Strömung bis zum Rand der Uferböschung hinauf. Die Reisenden horchten und warteten darauf, daß der Nebel sich hob. »Nach dem Geräusch zu urteilen, ist der Jenissei stark angeschwollen. In dieser Jahreszeit nicht weiter verwunderlich.«

Der Kurier hob den Kopf. Die ersten Sonnenstrahlen tasteten sich über den Horizont, nahmen an Kraft zu und ließen den Dunst über dem Fluß dünner und dünner werden. »Kann man den Fluß schon erkennen?« fragte Michael unruhig. »Ein bißchen Geduld würde dir nicht schaden, Väterchen«, sagte Nikolaus. »Alles kommt zu seiner Zeit. Siehst du, jetzt hat sich ein Luftzug erhoben. Er wird den Nebel bald vertreiben. Man kann sehen, wie sich auf dem Hügel des anderen Ufers die dichten Baumreihen über den Dunstvorhang erheben. Die dienstwilligen Sonnenstrahlen verzehren die angehäuften Wasserdämpfe. Ein herrliches Bild! Schade, daß du nichts davon sehen kannst. Wenn ich bedenke, wie ...« »Siehst du ein Fahrzeug?« fragte Michael Strogoff grob. »Ich sehe keins!« gab Nikolaus kurz zurück. »Gib dir nur Mühe, Freund«, antwortete der Kurier. »Eine Fähre brauchen wir, notfalls tut es auch ein Boot, eine Barke, wenigstens ein Kanu aus Baumrinden.«

Nikolaus und Nadja hielten sich an Birkenstämmen fest, die am äußersten Rand des Ufers wuchsen, und beugten sich weit hinunter. Mittlerweile konnte man den Fluß von dieser Stelle aus gut übersehen. Er war gut anderthalb Werst breit und bildete zwei verschiedene Arme, die von vielen kleinen baumbestandenen Inseln getrennt wurden. Die Inseln sahen aus wie Fahrzeuge, die im Fluß vor Anker lagen.

Die Morgensonne tauchte die ganze Gegend in rotflammendes Licht. Das Wasser glitzerte und funkelte. Dahinter erhoben sich die Hügel des östlichen Ufers. Man konnte sich an diesem herrlichen Anblick nicht satt sehen - aber Fähren oder Boote waren nicht zu entdecken.

Für die Tataren würde der Jenissei ein schweres Hindernis bedeuten. Wenn sie nicht selbst das Material für eine Schiffbrücke mitbrachten, würden sie viele Tage brauchen, bevor Flöße oder Fähren gebaut waren. »Ich erinnere mich daran, daß vor ein paar Jahren ein Stück weiter flußaufwärts ein Landeplatz bestand, an dem die Fähren anlegten. Das muß nicht weit von den letzten Häusern der Stadt gewesen sein. Vielleicht ist es gut, wenn wir diesen Platz suchen. Es könnte ja sein, daß eine Barke oder ein Boot vergessen wurde.«

Nach einem Weg von zwanzig Minuten war der kleine Landeplatz erreicht. Auch hier war kein Wasserfahrzeug zu sehen. Michael ließ sich von Nadja schildern, was es zu beobachten gab. »Ist denn wenigstens Baumaterial für ein Floß in der Nähe?« erkundigte er sich. Nadja verneinte. »Dann wollen wir uns in den Häusern der Umgebung umsehen. Irgend etwas muß sich doch finden, was uns den Jenissei überwinden hilft.«

Nikolaus und Nadja machten sich auf die Suche. Hier standen nur die bis zum letzten Stück Holz ausgeräumten Hütten armer Leute. Man hätte vielleicht die Türen aushängen können. Aber kann man aus Türen ein Floß bauen? Nikolaus war nicht davon überzeugt. Nach einer Weile wollte er die Nachforschungen aufgeben, als er einen Zuruf von Michael hörte.

Der Blinde hatte selbst eine Reihe von Hütten untersucht. Er tastete sich vorsichtig von Raum zu Raum und versuchte festzustellen, ob nicht irgendwo Material zu finden war, das man für den Floßbau gebrauchen konnte.

Nikolaus und Nadja sahen sich um. Michael stand auf der Schwelle einer Haustür und winkte ihnen zu. »Kommt schnell her.« Als sie näher gekommen waren, deutete der Kurier auf einen Haufen kaum erkennbarer Gegenstände, die er in einer Art Kellerraum entdeckt hatte. »Was ist das hier?« fragte Michael Strogoff. »Das sind Schläuche, wasserdichte

Lederschläuche«, sagte Nikolaus. »Die Sibirier verwenden sie zur Aufbewahrung von Kumiß, ihrem stärkenden und berauschenden Getränk aus Kameloder Stutenmilch.« »Ein halbes Dutzend Schläuche!« sagte Nadja. »Alle gefüllt. Das kommt uns wie gerufen, unsere Verpflegung geht allmählich zu Ende.« »Legt einen davon zur Seite«, befahl Michael. »Die anderen müssen sofort ausgeleert werden. Sie sollen uns helfen, den Jenissei zu überqueren.« »Ich bin schon dabei, Väterchen«, sagte Nikolaus. »Und das Floß?« »Als Floß nehmen wir einfach die Kibitka«, antwortete Michael Strogoff. »Sie ist leicht genug und kann schwimmen. Die Schläuche werden den Wagen über Wasser halten, das Pferd auch.« »Hoffentlich fallen wir nicht alle ins Wasser dabei. Das ist ein gefährlicher Plan!« erklärte Nikolaus. »Nicht so gefährlich, als wenn wir uns an das Jenisseiufer setzen, die Hände in den Schoß legen und auf die Tataren warten würden.« - »Das stimmt, Väterchen.« »Dann tu, was ich dir gesagt habe.«

Nur ein mit Kumiß gefüllter Schlauch blieb übrig, die anderen wurden aufgeblasen und sorgfältig zugebunden. Sie sollten als Schwimmkörper dienen. Zwei Schläuche wurden am Sitzkasten der Kibitka befestigt, zwei am Zaumzeug des Pferdes festgebunden. »Du hast doch hoffentlich keine Angst, Nadja?« fragte Michael Strogoff. Das Mädchen winkte ab: »Auf mich brauchst du keine Rücksicht zu nehmen, Bruder!« »Und ich«, rief Nikolaus, der seine ursprünglichen Sorgen beiseite geschoben hatte, »ich werde endlich meinen Lebenstraum erfüllt sehen, gleich mit der ganzen Kutsche zu schwimmen.«

Das an dieser Stelle nur wenig abschüssige Ufer begünstigte den Stapellauf der Kibitka. Das Pferd zog an, solange es Boden unter den Füßen hatte. Dann schaukelte der Wagen auf den Wellen des Flusses. Die drei Reisenden hatten vorsichtshalber die Schuhe ausgezogen, sie standen im Sitzkasten des

Fahrzeuges. Die prall gefüllten Schläuche bewährten sich ausgezeichnet, das Wasser stieg nur bis über die Knöchel.

Michael Strogoff führte die Zügel des Pferdes und lenkte es nach den Anweisungen, die er von Nikolaus bekam, schräg gegen den Strom, ohne das Tier im Kampf gegen die Wellen zu früh ermüden zu lassen.

Der erste Teil der Fahrt ging programmgemäß vonstatten. Wenn die Strömung so stetig geblieben wäre wie zu Anfang, hätte man das rechte Ufer des Flusses ohne große Zwischenfälle, wenn auch viele Werst unterhalb der Abfahrtstelle, erreicht.

Die Hauptströmung verlief aber nicht gleichmäßig, sie bildete Stromschnellen und Wirbel, und die Kibitka geriet plötzlich an eine Stelle des Flusses, wo sich mehrere Wirbel kreuzten. Trotz aller Anstrengungen Michael Strogoffs wurde das leichte Gefährt in den Sog eines schäumenden Wassertrichters gezogen, verlor die Richtung und drehte sich im Kreise. Zugleich legte sich die Kibitka gefährlich schräg. Das Pferd konnte kaum noch den Kopf über Wasser halten.

Michael Strogoff fühlte, was ihnen bevorstand. Das Fahrzeug würde sich in immer engeren Kreisen drehen, je näher es an den Mittelpunkt des Wirbels herankam. Das Ende war leicht auszuredinen. Der Kurier sagte kein Wort. Seine Augen schienen sich darum zu bemühen, die Gefahr zu sehen.

Nadja schwieg. Sie klammerte sich an das Gerüst des Wagens, der unter dem Anprall der Wellen rollte und schaukelte wie ein Schiff auf hoher See.

Das Pferd ruderte mit letzter Kraft seinem Ende entgegen, als Michael schnell Rock und Mütze abwarf und sich in das Wasser stürzte. Er faßte die Zügel des Pferdes und riß es durch den Anprall seines Sprunges so gewaltig mit sich fort, daß es die Anziehungskraft des Kreiswirbels überwinden und sich wieder in freies Wasser vorwärts arbeiten konnte.

Zwei Stunden nach dem Verlassen des Landungsplatzes hatte die Kibitka den größeren Arm des Stromes überquert und eine der Flußinseln erreicht. Das Pferd zog den Wagen auf das trockene Land, es durfte sich eine Stunde lang ausruhen. Dann fuhr die Kibitka quer über das Inselchen dem schmalen Arm des Jenissei zu.

Der letzte Teil der Überfahrt war schnell überstanden. Der zweite Flußarm war frei von Strudeln und Wirbeln. Dafür war die Strömung so stark, daß die Kibitka das rechte Ufer erst fünf Werst unterhalb der Abfahrtstelle erklettern konnte.

Zum erstenmal seit seinem Zusammenstoß mit Iwan Ogareff im Lager der Tataren fühlte sich Michael Strogoff wieder etwas wohler in seiner Haut. Er mußte die Tatarenhaufen weit überholt haben. Der Jenissei mußte den Abstand noch mehr vergrößern, zumal Feofar-Khan in Krasnojarsk keine Hilfsmittel zum Überqueren des Stromes finden würde. Der Weg nach Irkutsk war für den Kurier frei.

Die Kibitka rollte quer durch die Steppe nach Südosten. Nach fünfzehn Werst traf sie wieder auf die sibirische Landstraße. Zwischen Krasnojarsk und Irkutsk war die Straße in gutem Zustand. Der Untergrund war eben, riesige Wälder schützten die Insassen der Kibitka vor den Strahlen der Sonne. Aber auch hier waren Flecken und Dörfer von Menschen und Tieren verlassen.

Das Wetter war günstig. Die Hitze tagsüber ließ sich ertragen, in der Nacht war es angenehm kühl. Nadja und Michael hatten die Folgen der Anstrengungen in Tomsk überwunden und neue Kräfte gesammelt. Nikolaus fühlte sich wie im Urlaub. Für ihn war diese Reise eine erfreuliche Spazierfahrt, mit der er seine dienstfreie Zeit ausfüllen durfte. »Das gefällt mir viel besser, als zwölf Stunden auf dem Stuhl am Telegrafenschalter zu sitzen und mit der Morsetaste zu arbeiten«, sagte er.

Michael Strogoff war es mittlerweile gelungen, Nikolaus von den Vorteilen einer höheren Reisegeschwindigkeit zu überzeugen. Er hatte ihm erzählt, daß Nadja und er nach Irkutsk wollten, um ihren in der Verbannung lebenden Vater zu suchen, und daß sie sich deshalb sehr beeilen mußten. Trotzdem durfte das Pferd nicht geschunden werden. Es war nicht anzunehmen, daß man unterwegs ein anderes finden würde. Deshalb wurde jeweils nach fünfzehn Werst eine Pause eingelegt. Das Pferd fand am Straßenrand Futter in Hülle und Fülle. In vierundzwanzig Stunden konnte man auf diese Weise gute sechzig Werst zurücklegen.

Nikolaus malte sich aus, wie es bei der Ankunft in Irkutsk ausgehen würde. »Lieber Himmel, wird sich euer Vater freuen, wenn er euch in die Arme schließen kann! Wenn ich bis Irkutsk mit euch zusammen bleibe, dann werdet ihr mir doch erlauben, Zeuge dieses Wiedersehens zu sein, nicht wahr?« Dann schlug er sich an die Stirn. »Aber wenn ich an seinen Schmerz denke, wenn er feststellen muß, daß sein armer Sohn geblendet worden ist. O traurige Welt! Immer mischen sich Freude und Schmerz!«

Am 28. August kam die Kibitka durch den Flecken Balaisk und am 29. durch Ribinsk. Am Tage darauf erreichte die Reisegesellschaft Kamsk, einen etwas größeren Ort, dessen Holzhäuser sich um einen großen Platz drängten. Die Häuser waren verlassen, die Poststation nicht bedient, kein Gasthaus bewohnt, kein Pferd in den Ställen, kein Haustier auf der Steppe. Der Befehl aus Moskau war peinlich genau befolgt worden. Was man nicht mitnehmen konnte, hatte man zerstört.

Bis nach Irkutsk würde man jetzt nur noch ein kleines Städtchen durchfahren, Nishne-Udinsk. Nikolaus wollte versuchen, in der dortigen Telegrafestation Arbeit zu finden. Wenn auch diese Stadt von ihren Bewohnern verlassen war, konnte er nichts anderes tun, als nach Irkutsk weiterzufahren.

Die Kibitka überquerte den Kamskfluß ohne Schwierigkeiten und kam wieder auf die Sibirienstraße. Es waren keine größeren Verzögerungen durch die Flußüberschreitungen mehr zu erwarten, wenn nicht die Dinka zufällig Hochwasser führte.

Unterwegs wurden immer wieder Pausen eingelegt. »Wir würden uns sonst dem sehr berechtigten Widerspruch unseres geduldigen und treuen Pferdes aussetzen«, erklärte Nikolaus feierlich. »Wir haben mit ihm einen Vertrag abgeschlossen, daß wir alle fünfzehn Werst eine Pause machen wollen. Also müssen wir uns auch streng danach richten.«

Nach der Durchquerung des Biriusaflusses traf die Kibitka am Morgen des 4. September in Biriussinsk ein. Nikolaus entdeckte dort, als er sich nach Nahrungsmitteln umsah, in einem verlassenen Haus ein Dutzend Pogatsdias, Kuchen aus Hammelfett und Reis. Nach einer Tagesrast fuhr der Wagen am 5. September weiter.

Fünfhundert Werst nur noch bis nach Irkutsk! Von den Tataren war weit und breit nichts zu sehen. In spätestens einer Woche hoffte Michael Strogoff vor dem Großfürsten zu stehen.

Bei der Abfahrt aus Biriussinsk lief dreißig Schritt vor der Kibitka ein Hase über den Weg. »Das hat uns gerade noch gefehlt!« rief Nikolaus bestürzt. »Was ist denn los?« erkundigte sich Michael. »Siehst du denn nicht?« antwortete Nikolaus. Dann unterbrach er sich. »Ach nein, du kannst ja nicht sehen. Das ist gut so.« »Ich habe aber auch nichts gesehen!« sagte Nadja. »Gut, noch besser!« »Also, heraus mit der Sprache!« rief Michael energisch. »Was hast du gesehen?« »Einen Hasen, der unsern Weg kreuzte!« antwortete Nikolaus. Er hatte die Zügel jäh angezogen, um das Pferd zum Stehen zu bringen. »Ein Hase - das bedeutet Unglück!« murmelte er. »Das ist doch kein Grund zur Aufregung«, meinte Michael. Er kannte den Aberglauben, der einen über den Weg laufenden Hasen als Vorzeichen drohenden Unheils betrachtete, deshalb

verstand er das Zögern des jungen Mannes. »Für dich ist es kein Grund zur Aufregung, Väterchen. Für deine Schwester auch nicht. Aber für mich!« Er trieb das Pferd wieder an. »Na ja, seinem Schicksal kann man nicht entgehen.«

Trotz des unglücklichen Vorzeichens verlief der Tag ohne Zwischenfall.

Am nächsten Tag, dem 6. September, hielt die Kibitka gegen Mittag in Alsalewsk, das ebenso verlassen war wie die ganze Umgebung. Hier fand Nadja auf der Schwelle eines Hauses zwei starke Messer, wie sie die sibirischen Jäger zu verwenden pflegen. Eins davon gab sie Michael Strogoff, das andere steckte sie zu sich.

Die Kibitka befand sich noch fünf und siebenzig Werst von Nishne-Udinsk entfernt. Nikolaus hatte schlechte Laune. Der Hase, der seinen Weg gekreuzt hatte, hatte ihm stärker zugesetzt, als er zugeben wollte. Während er sonst den ganzen Tag unaufhörlich schwatzte, verfiel er jetzt in düsteres Schweigen. Er bot ein Bild des Jammers. Nadja versuchte hin und wieder, ihn aus seinem Trübsinn zu wecken, hatte aber nur selten Erfolg damit.

Einen Vorteil hatte der Stimmungsumschwung. Nikolaus dachte jetzt nicht mehr daran, sein Pferd zu schonen. Er wollte schnell nach Irkutsk kommen. Nur die Mauern der Hauptstadt schienen ihm Schutz zu bieten vor dem Zugriff der geheimnisvollen Mächte, die ihm den Hasen über den Weg geschickt hatten. Wenn es schon nicht möglich war, vor dem Hasen einfach umzukehren und zum Jenissei zurückzufahren, dann wollte er wenigstens alles daransetzen, um das letzte Stück seiner Reise so rasch, wie es ging, zurückzulegen.

Es sah so aus, als ob Nikolaus mit seinen düsteren Vorahnungen nicht ganz unrecht behalten sollte. Die Landschaft hatte seit der Abfahrt in Krasnojarsk immer das

gleiche Bild geboten: verlassene Dörfer und Flecken, leere Weiden, ausgeräumte Häuser und Stallungen.

Nun plötzlich änderte sich das Aussehen des Geländes zu beiden Seiten der Straße. Die Wiesen waren zertreten, die Wälder verwüstet. Hier mußte vor nicht allzu langer Zeit eine größere Anzahl von Soldaten durchgezogen sein.

Die Spuren der Zerstörung nahmen zu, je mehr die Kibitka sich Nishne-Udinsk näherte. Die Häuser des nächsten Dorfes waren nicht nur geräumt, viele von ihnen hatten Spuren von Gewehrschüssen an den Wänden, einige waren niedergebrannt worden.

Nadja und Nikolaus berieten sich flüsternd, bevor sie Michael erzählten, was ihnen aufgefallen war. Der Kurier zweifelte nicht daran, daß vor nicht langer Zeit ein Tatarenkorps in diesem Gebiet gehaust haben mußte. Es konnte sich dabei auf keinen Fall um Soldaten Feofar-Khans handeln. Diese Erkenntnis gab neue Rätsel auf. Auf welchen Wegen mochten die neuen Tatarenhaufen bis zur Hauptstraße nach Irkutsk vorgedrungen sein?

Michael Strogoff behielt seine Schlußfolgerungen für sich, um seine Gefährten nicht unnötig zu beunruhigen. Er war dazu entschlossen, seine Fahrt so lange fortzusetzen, bis ihn ein unüberwindliches Hindernis aufhielt.

Am nächsten Tag wurden die Anzeichen für den Durchzug einer starken Tatarenarmee immer deutlicher. Über dem Horizont lagen dunkle Rauchwolken. Hier und da brannten in den Dörfern und Flecken noch die Häuser. Sie konnten erst innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden angezündet worden sein.

Am 8. September scheute das Pferd mitten im schönsten Trab, stieg auf, wobei die Kibitka beinahe umgestürzt wäre, und hielt an. Der Hund Sersko gab Laut. »Was ist los?« fragte Michael Strogoff. »Hier liegt ein Toter!« antwortete Nikolaus

und sprang vom Wagen. Er fand den gräßlich verstümmelten Leichnam eines Muschiks. Michael half ihm, den Erschlagenen von der Straßenböschung wegzuziehen. »Wir dürfen hier nicht bleiben!« rief Michael Strogoff. »Vorwärts, damit wir weiterkommen!«

Murrend stieg Nikolaus in den Wagen. Er hatte die Absicht, den Toten in der Steppe zu begraben oder wenigstens so tief zu verscharren, daß die Raubtiere ihn in Ruhe ließen. Aber Michael ließ ihm dazu keine Zeit. Die Kibitka setzte ihren Weg fort.

Es stellte sich wenig später heraus, daß Michael richtig gehandelt hatte. Die Toten lagen zu Dutzenden auf beiden Seiten der Straße, als man näher an Nishne-Udinsk herankam.

Die Fahrt ging weiter. Die Zeichen der Verwüstung nahmen noch mehr zu. Alle Ortschaften, durch die der Wagen sich vorsichtig seinen Weg bahnte, waren geplündert und angezündet worden. Es fand sich keine lebende Seele, von der man Näheres über den Verlauf der schrecklichen Ereignisse erfahren konnte.

Am Nachmittag erkannte Nikolaus am Horizont die Türme von Nishne-Udinsk. Sie waren von dunstigem Rauch verschleiert. Die Kibitka hielt. Man mußte sich jetzt darüber klarwerden, wie man vorgehen sollte. »Wir wollen vorsichtig weiterfahren«, empfahl Michael. »Ist die Stadt verlassen, dann können wir sie ohne Gefahr passieren. Wenn wir aber feststellen, daß die Tataren sie besetzt halten, müssen wir von der Straße abbiegen und Nishne-Udinsk in weitem Bogen umgehen.«

Langsam fuhr die Kibitka ein paar hundert Meter weiter. Es war jetzt ganz deutlich zu erkennen, daß die Stadt an vielen Stellen in Flammen stand. Durch den Rauch schimmerte rote Glut.

Flüchtlinge waren nicht zu sehen. Entweder mußten die Tataren die Stadt schon verlassen vorgefunden haben. Oder es waren vielleicht gar keine Tataren, sondern Russen, die Nishne-Udinsk auf höheren Befehl angezündet hatten, um den Tataren keine Basis für den Angriff auf Irkutsk zu hinterlassen, vor allem keine Quartiere, auf die sie in den kommenden Wochen besonders angewiesen waren, weil der sibirische Winter vor der Tür stand.

Michael Strogoff sah sich vor einer schweren Entscheidung. Nach gründlicher Überlegung entschloß er sich dazu, die Stadt zu umgehen und den Weg durch die Steppe fortzusetzen. Hinter Nishne-Udinsk mußte man versuchen, die Straße zu erreichen.

Er wollte seinen Plan gerade erläutern, als ein Gewehrschuß krachte und das Pferd vor der Kibitka tot zusammenbrach. Gleichzeitig sprengte eine Handvoll Reiter auf die Straße und umringte das Fahrzeug. Michael, Nikolaus und Nadja wurden vom Wagen gerissen und gefangengenommen. Die Soldaten führten sie in Richtung Nishne-Udinsk ab.

16. KAPITEL

DIE RACHE DER TATAREN

Michael Strogoff brauchte nicht lange, um festzustellen, daß er den Tataren in die Hände gefallen war. Die Soldaten unterhielten sich ohne Rücksicht auf die Gefangenen in der Sprache ihres Landes, weil sie annehmen mußten, daß außer ihren Kameraden sie niemand verstand. Der Kurier hatte sich gegen seine Gefangennahme nicht gewehrt. Er konnte seine Peiniger nicht sehen, sonst hätte er ihnen vielleicht ein blutiges Gefecht geliefert.

Aus den Gesprächen der tatarischen Soldaten erfuhr Michael, daß sich aus Truppen der Khanate von Khokand und Kunduz noch eine dritte Armee neben den Truppen Ogareffs und Feofar-Khans gebildet hatte. Die ganze Streitmacht der Tataren wollte sich bald in der Nähe von Irkutsk vereinigen.

Diese dritte Tatarengruppe war nach Überschreitung der Grenze des Gouvernements Sermopalatsinsk entlang der Südküste des Balchaschsees vorgestoßen, hatte den Rand des Altaigebirges passiert und war schließlich am Oberlauf des Jenissei angelangt. Dort hatte der Kommandeur der Armee zur Unterstützung Feofar-Khans eine ganze Flotte von Fähren und Barken angesammelt, die zum Übersetzen oder als Material für eine Schiffbrücke verwendet werden konnte. Die Tatarenhorden hatten Bewachungsmannschaften bei den Booten zurückgelassen und waren sengend und brennend das Jenisseital hinabgezogen. Auf die Straße nach Irkutsk war diese Tatarenarmee erst in der Nähe von Alsalewsk gestoßen, hatte das Land zu beiden Seiten der Straße verwüstet, Städte und Dörfer in Brand gesteckt und Udinsk schon wieder verlassen, um eine wichtige Stellung vor Irkutsk zu erobern.

Michael Strogoff hörte, daß die Lage der ostsibirischen Hauptstadt sich in den letzten Tagen bedeutend verschlechtert haben mußte. Wenn Feofar-Khan sich mit der Überquerung des Jenissei nicht mehr lange aufzuhalten brauchte, würde die Vereinigung der Tatarenarmeen vor Irkutsk schon bald stattfinden können. Die Einnahme der Stadt war dann nur eine Frage der Zeit, weil Irkutsk von allen Verbindungen abgeschlossen war. »Ich werde noch rechtzeitig in Irkutsk ankommen!« redete er sich ein.

Eine halbe Stunde nach dem Überfall wurden Michael Strogoff, Nadja und Nikolaus durch die Straßen der brennenden Stadt Nishne-Udinsk geführt. Dort setzte man sie auf Pferde und zog mit ihnen weiter. Nikolaus schien sich mit seinem Schicksal abgefunden zu haben. Nadja beobachtete die weitere Entwicklung sorgenvoll, war aber in ihrem Glauben an Michael Strogoff ebenso unerschütterlich wie vorher. Der Kurier schmiedete Fluchtpläne.

Die Tataren hatten bald bemerkt, daß einer ihrer Gefangenen blind war. Es machte ihnen Freude, diesen Umstand zu grausamen Scherzen auszunutzen. Die Truppe ritt in schnellem Tempo. Michaels Pferd, das er selber leiten mußte, paßte sich der Marschkolonne nicht an, sprang oft zur Seite und brachte den ganzen Zug in Unordnung. Dann hagelte es jedesmal Lanzenstöße und Beschimpfungen. Nadja und Nikolaus versuchten, sich einzuschalten, wurden aber hohnlachend zurückgewiesen.

Einer der Tatarensoldaten brüllte: »Vielleicht kann der verdammte Russe doch etwas sehen! Wir wollen ihn auf die Probe stellen!«

Darauf setzte man Michael Strogoff, um den schrecklichen Spaß auf die Spitze zu treiben, auf ein blindes Pferd. Man gab ihm die Zügel in die Hand und trieb das Tier mit Nagaikaschlägen an, damit es in Galopp fiel. Das blinde Pferd

raste gegen einen Baum, dann kam es ganz vom Weg ab. Die Tataren jagten es mit Hieben und Stößen zurück.

Michael Strogoff widersprach nicht. Wenn sein Pferd stürzte, wartete er geduldig, bis man es wieder auf die Beine brachte. Das grausame Spiel begann dann wieder von vorne. Nikolaus konnte sich diese Quälerei nicht länger mit ansehen und ritt näher an den Kurier heran, um ihm zu helfen. Die Tataren stießen ihn zurück und schlugen mit den Lanzen auf ihn los.

Am nächsten Tag wurde der Spaß fortgesetzt. Ein junger Tatare war an der Reihe, seinen Übermut an dem blinden Pferd auszutoben. Er versetzte ihm einen gewaltigen Hieb mit der Peitsche. Das Tier brach aus und lief von der Straße weg in die Steppe, auf eine Schlucht zu. Nikolaus erkannte die Gefahr und wollte ihm nachreiten. Man hielt ihn fest.

Es war zu spät. Das führerlose Tier stürzte mit seinem Reiter in die Tiefe. Nadja und Nikolaus schrien auf. Als die Tataren mit lautem Johlen näher ritten, fanden sie Michael Strogoff unversehrt neben dem Pferd, das beide Vorderfüße gebrochen hatte. Die Soldaten ließen das schreiende Tier verenden, ohne ihm den Gnadenschuß zu geben. Michael Strogoff wurde am Sattel eines Tatarenpferdes festgebunden. Er ging mit schnellen Schritten neben dem Wächter her, ohne ein Wort der Klage laut werden zu lassen. Oft mußte er laufen, wenn der Tatar sein Pferd zum Trab antrieb.

Der Zug erreichte am nächsten Abend den Flecken Chibarlinskoje. Die Tataren hatten eine Stunde Rast eingelegt und während dieser Zeit nicht nur gegessen, sondern vor allem getrunken, was ihr Herz begehrt. Die Reise sollte weitergehen. Da trat einer der betrunkenen Tataren auf Nadja zu und riß sie zu sich heran.

Nikolaus hatte die Szene beobachtet. Ohne lange zu überlegen, ging er auf den Soldaten zu, zog die Pistole aus der

Satteltasche eines in der Nähe weidenden Pferdes und schoß den Tataren nieder.

Die Soldaten stürzten sich auf Nikolaus, um ihn zu erwürgen. Der Feldwebel, der die Gruppe kommandierte, warf sich dazwischen und befahl, den jungen Mann zu fesseln und quer auf ein Pferd zu binden. In rasendem Galopp ging die Reise weiter.

Der Strick, mit dem Michael Strogoff an das Pferd seines Wächters angebunden war, riß bei dem schnellen Ansprung entzwei; er mochte schon vorher zerfasert gewesen sein. Der betrunkene Tatar merkte es nicht, er gab seinem Pferd die Sporen und raste davon. Michael Strogoff und Nadja blieben allein auf der Straße nach Irkutsk zurück. Nicht weit von ihnen lag der tote Tatar.

Noch 400 Werst bis nach Irkutsk! Michael warf sich in das hohe Gras der Straßenböschung. Nadja stand neben ihm, sie wartete auf ein Zeichen zum Weitermarsch.

Es war gegen zehn Uhr abends. Die Sonne war längst untergegangen. Weder Haus noch Hütte gab es in der Nähe. In der Ferne verschwanden die Tataren. »Was werden sie mit Nikolaus anfangen!« rief Nadja verzweifelt. »Seitdem er mit uns zusammentraf, war es mit seinem Glück und seiner Ruhe vorbei.« Michael Strogoff antwortete nicht. »Michael, hörst du mich nicht!« fuhr Nadja fort. »Nikolaus hat sich für dich eingesetzt, als die Tataren dich wie ein Spielzeug auf dem blinden Pferd herumjagten. Er hat sein Leben für dich gewagt!«

Michael Strogoff schwieg noch immer. Regungslos lag er da, den Kopf in die Hand gestützt, und hing seinen Gedanken nach. »Wohin soll ich dich führen?« fragte Nadja entschlossen. »Nach Irkutsk!« sagte Michael und wachte aus seinem Nachdenken auf.

Michael wollte auf der großen Landstraße weiterziehen. Sie war der kürzeste Weg nach Irkutsk. Wenn die Vorhut von Feofar-Khans Armee auftauchte, war immer noch Zeit, in die Steppe auszuweichen. Nadja faßte Michael Strogoff an der Hand. Die Reise ging zu Fuß weiter.

Am nächsten Morgen, dem 12. September, gönnten sie sich in dem Flecken Tulunowskoje eine kurze Rast. Sie waren die ganze Nacht hindurch marschiert und hatten zwanzig Werst zurückgelegt. Von Nikolaus war keine Spur zu finden. Bis jetzt schien man ihn verschont zu haben, sonst hätte man unterwegs auf seinen Leichnam stoßen müssen.

In einem Haus des halb abgebrannten Fleckens entdeckte Nadja etwas Fleisch und einige Stücke Brot. Es waren Sukaribrote, die sich längere Zeit aufbewahren lassen, ohne daß sie ungenießbar werden. Michael und Nadja steckten zu sich, soviel sie tragen konnten. Einige Tage konnten sie mit ihrem Vorrat auskommen. An Wasser würde es unterwegs nicht fehlen.

Weiter ging der unbarmherzige Marsch. Michael ging mit schnellen Schritten. Er verlangsamte seine Geschwindigkeit nur, wenn er merkte, daß Nadja nicht mehr mitkam. Zum Glück konnte er nicht sehen, wie mühselig sie sich vorwärts schleppte. »Mit deiner Kraft geht es zu Ende, armes Kind!« sagte er manchmal. »Nein, Michael!« »Wenn du nicht mehr gehen kannst, werde ich dich tragen.« »Ja, Michael.«

Im Laufe des Tages mußten sie den Okafluß überschreiten. Sie fanden eine gut passierbare Furt und kamen ohne Schwierigkeiten an das andere Ufer. Der Himmel war bedeckt, hin und wieder regnete es. Zweimal wurden Pausen eingelegt, während der Nacht schliefen sie sechs Stunden lang. Am nächsten Morgen fand Nadja in einer verlassenen Hütte einige Stücke Schafffleisch.

Michael hatte gehofft, unterwegs ein Zug- oder Reittier zu finden. Bald mußte er einsehen, daß diese Hoffnung vergebens war. Hin und wieder stieß man auf ein erschlagenes oder erschossenes Pferd und Kamel. Alle anderen Tiere mußten die Tataren mitgenommen haben. Immer wieder fanden sich Spuren des tatarischen Heerhaufens. Es war allerdings kaum zu befürchten, daß die vor ihnen nach Irkutsk ziehende Armee ihnen gefährlich wurde.

Das Unheil drohte von der anderen Seite. Die von Iwan Ogareff geführte Vorhut der Armee Feofar-Khans war gut beritten und hatte sicher den Jenissei schon längst überquert. Zwischen Krasno-jarsk und dem Baikalsee gab es keine russischen Truppen, die sich den Eindringlingen entgegenwerfen konnten. Michael Strogoff mußte deshalb stündlich damit rechnen, daß die Soldaten Ogareff's in seinem Rücken auftauchten.

Bei jeder Ruhepause stieg Nadja auf einen Hügel und beobachtete die Straße. Bis jetzt war von den Tataren noch nichts zu sehen. In der trockenen Steppe hätte eine weithin sichtbare Staubwolke ihren Anmarsch verraten müssen.

Nadja und Michael redeten nicht viel, während sie weitergingen. Nur hin und wieder sprach das Mädchen von Nikolaus Pigassoff, der ihnen geholfen hatte, wo es ihm nur möglich war.

Michael versuchte, seiner Begleiterin mit seinen Antworten die Hoffnung einzuflößen, daß es dem jungen Mann gelingen werde, den Tataren zu entkommen. In Wirklichkeit glaubte er selbst schon längst nicht mehr daran.

An einem der nächsten Tage fragte der Kurier: »Du sprichst niemals mehr von meiner Mutter, Nadja!«

Das war richtig. Nadja hatte es ängstlich vermieden, ihren Begleiter an seine Mutter zu erinnern. War sie nicht tot zusammengebrochen, als ihr Sohn von den Tataren geblendet

wurde? »Erzähle von meiner Mutter, Nadja«, bat Michael. »Du machst mir damit eine große Freude.«

Da begann Nadja damit, Michael alles zu berichten, was sie über seine Mutter wußte. Sie erzählte von der ersten Begegnung in Omsk und von den schweren Tagen der Gefangenschaft, vom beiderseitigen Vertrauen und der gegenseitigen Hilfe bei allen Schwierigkeiten. »Damals warst du für mich noch Nikolaus Korpanoff!« sagte sie. »Wäre ich es nur geblieben!« seufzte Michael. Nach einer Weile fügte er hinzu: »Ich habe meinen Eid gebrochen, Nadja. Ich hatte geschworen, meine Mutter nicht zu sehen.« »Das war nicht deine Schuld, daß der Zufall dich mit ihr zusammenführte!« tröstete ihn Nadja. »Ich hatte geschworen, mich auf keinen Fall zu verraten!« »Kein Mensch kann von dir verlangen, daß du untätig zusiehst, wenn deine Mutter ausgepeitscht wird, Michael. Es gibt keinen Schwur, der einen Sohn daran hindern könnte, seiner Mutter zu helfen.« »Ich habe meinen Eid gebrochen, Nadja!« sagte der Kurier verzweifelt. »Ich hoffe, daß Gott mir vergeben wird, Gott und Väterchen Zar.« »Michael, warum hast du es so eilig, nach Irkutsk zu kommen, obwohl man dir den Brief des Zaren weggenommen hat?« Michael drückte seiner Begleiterin die Hand, antwortete aber nicht. »Kannst du den Inhalt des Briefes schon vor der Abreise aus Moskau?« - »Nein.« »Muß ich dann annehmen, daß du nur deshalb so schnell nach Irkutsk kommen willst, um mich zu meinem Vater zu bringen?« »Nein, Nadja, ich würde dich belügen, wenn ich dich bei diesem Glauben ließe. Meine Pflicht befiehlt mir, so schnell wie möglich nach Irkutsk zu gehen. Außerdem - wie soll ich dich nach Irkutsk bringen! Du bist es ja, die mich führt. Ohne dich könnte ich mich begraben lassen. Hoffentlich werde ich dir eines Tages vergelten können, was du für mich getan hast.«

»Du weichst meiner Frage aus, Michael. Warum drängt es dich, so schnell nach Irkutsk zu kommen, obwohl du dem

Großfürsten den Brief des Zaren nicht mehr übergeben kannst?« »Weil ich vor Iwan Ogareff dort sein muß.« »Auch jetzt noch?« »Auch jetzt noch. Ich muß nach Irkutsk. So schnell wie möglich. Ein anderes Ziel gibt es nicht für mich.«

Nadja fühlte, daß ihr Begleiter nicht alles sagte, was er wußte.

Als die beiden Reisenden drei Tage später in dem Flecken Kuitunskoje, siebzig Werst von Tulunowskoje entfernt, ankamen, konnte sich Nadja nur noch mit äußerster Anstrengung aufrecht halten. Trotzdem schleppte sie sich weiter. Er kann mich ja nicht sehen, dachte sie. Also will ich weitermarschieren, bis ich zusammenbreche.

Drei Tage lang kamen sie verhältnismäßig schnell vorwärts. Vermutlich hatten es die Tataren auf der Straße vor ihnen sehr eilig. Die Ruinen am Wegrand rauchten nicht mehr, als Nadja und Michael an ihnen vorüberkamen. Die Leichen der Erschlagenen gingen schon in Verwesung über.

Auch von der Vorhut Feofar-Khans war noch nichts zu sehen. Michael versuchte, eine Erklärung dafür zu finden. Vielleicht hatten starke russische Streitkräfte Tomsk oder Krasnojarsk erreicht und den Vormarsch des Emirs aufgehalten? Dann bestand die Möglichkeit, daß die dritte tatarische Abteilung abgeschnitten wurde. Es würde dem Großfürsten keine Schwierigkeiten machen, Irkutsk gegen diese verhältnismäßig kleine Armee zu verteidigen.

Von Kuitunskoje bis nach Kimiltejskoje waren sechzig Werst zurückzulegen. Kurz hinter diesem Dorf mußte die Dinka, ein kleiner, aber reißender Nebenfluß der Angara, überquert werden. Die Dinka war das letzte Hindernis dieser Art auf dem Wege nach Irkutsk. Immerhin war kaum damit zu rechnen, daß noch Fähren oder Boote vorhanden waren. Von der Dinka bis nach Irkutsk waren es noch 230 Werst.

Erst nach drei Tagen trafen sie in Kimiltejskoje ein. Nadja konnte nur noch ganz kurze Strecken zurücklegen, die von langen Ruhepausen unterbrochen wurden. Wenn Michael nicht blind gewesen wäre, hätte sie ihn längst gebeten, seinen Weg allein fortzusetzen. Laß mich in einer Hütte zurück, Michael, wollte sie am liebsten sagen. Erfülle deinen Auftrag und dann geh zu meinem Vater und sag ihm, wo er mich finden kann. Ich fürchte mich nicht allein. Vor den Tataren werde ich mich schon verstecken. Geh allein weiter, Michael, ich kann nicht mehr ...

Immer wieder mußte sie stehenbleiben. Michael löste schließlich sein Versprechen ein. Er hob das Mädchen auf seine Arme und ging weiter. Jetzt kam er sogar noch schneller vorwärts, weil er auf Nadjas Schwäche keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchte.

In Kimiltejskoje trafen sie am 18. September ein. Von der Stadt aus konnte man am Fuße eines Hügels das Wasser der Dinka leuchten sehen. Die Ortschaft war verwüstet, aber die Asche der niedergebrannten Häuser war schon kalt. Die Tataren mußten schon vor fünf oder sechs Tagen hier durchgekommen sein.

Bei den letzten Häusern der Stadt hielten sie an. Nadja sank auf eine Steinbank vor einem Haus an der Straße. »Bleiben wir hier über Nacht?« fragte sie leise. »Ich möchte gerne noch versuchen, über die Dinka zu kommen«, sagte der Kurier. »Es wäre für mich ein beruhigendes Gefühl, den Fluß zwischen uns und der Vorhut Feofar-Khans zu wissen. Aber du wirst es nicht mehr schaffen!« »Komm, Michael«, antwortete Nadja nur und faßte nach der Hand des Gefährten, um ihn weiterzuführen.

In einer Entfernung von zwei oder drei Werst kreuzte der Fluß die Straße nach Irkutsk. Diese letzte Anstrengung, die Michael von ihr forderte, wollte Nadja noch auf sich nehmen. Sie führte ihren Begleiter durch eine trostlose Steppengegend.

Wie auf Kommando blieben Nadja und Michael stehen. Aus der Steppe war plötzlich Hundegebell zu hören. Kurz danach folgte ein Schrei, der wie der verzweifelte letzte Hilferuf eines Menschen klang, der den Tod vor Augen hat. »Nikolaus! Nikolaus!« rief Nadja. Michael schüttelte den Kopf, nachdem er eine Weile gehorcht hatte. »Komm, wir müssen nachsehen, wer gerufen hat!« bat das Mädchen. In der Aufregung gewann sie ihre Kräfte wieder. »Wir sind von der Straße abgekommen!« sagte Michael nach einer Weile. »Ich spüre nicht mehr den sandigen Boden der Straße unter meinen Füßen, sondern dürres Gras.« »Komm nur, es muß sein!« rief Nadja. »Der Hilferuf kam von dort drüben. Wir müssen etwas mehr nach rechts gehen.«

Einige Minuten später waren Nadja und Michael nur noch wenige hundert Schritt vom Fluß entfernt. Wieder war das Bellen des Hundes zu hören. Nadja blieb stehen. »Ja, das war doch Serskos Bellen!« sagte Michael. »Er muß seinem Herrn nachgelaufen sein.« »Nikolaus!« rief das Mädchen wieder. Es kam keine Antwort.

Ein paar Raubvögel flatterten auf. Man sah ihre riesigen Schwingen gegen den dunklen Himmel. Michael Strogoff lauschte. Nadja sah sich nach allen Seiten um. Die hilferufende Stimme war plötzlich wieder zu hören. »Michael!« rief sie leise.

Dann sprang ein Hund heran, schmiegte sich an Nadja. Es war Sersko, der über und über mit Blut bedeckt war. Nikolaus konnte nicht weit sein. Wo war er? Niemand anders als Nikolaus hätte den Namen Michaels rufen können. Nadja fand kaum die Kraft, ihm zuzurufen. Michael Strogoff warf sich auf die Erde und suchte mit den Händen. Da fing Sersko wieder an zu bellen und stürzte sich auf einen riesigen Raubvogel, der tief über der Erde schwebte. Es war ein Geier. Als Sersko auf ihn zusprang, flog er auf, kehrte aber gleich wieder um und stieß auf den Hund.

Sersko setzte sich zur Wehr. Der Vogel ließ ihn nicht zur Ruhe kommen, immer wieder griff er den Hund an. Sein gewaltiger Schnabel traf Sersko mehrfach am Kopf. Das aus vielen Wunden blutende Tier brach schließlich lautlos zusammen.

Im gleichen Augenblick schrie Nadja entsetzt auf.

Aus der Erde ragte ein Kopf hervor. Beinahe wäre sie darüber gestolpert. Nadja fiel neben dem Kopf in die Knie.

Nikolaus war nach der grausamen Sitte der Tataren bis an den Hals eingegraben in der Steppe zurückgelassen worden. Er sollte langsam und qualvoll verhungern oder unter den Zähnen der Wölfe und den Schnäbeln der Raubvögel umkommen. Er konnte sich nicht rühren. Die Arme waren ihm an den Leib gefesselt worden, außerdem hinderte ihn der Druck des Erdreiches daran, etwas zu seiner Befreiung zu tun.

Vor drei Tagen hatten die Tataren ihren Gefangenen hier eingescharrt. Seit drei Tagen wartete er in der glühenden Hitze des Tages und in der Kühle der Nacht, vor Durst fast verschmachtend, auf Hilfe. Die Geier hatten den aus dem Boden hervorstehenden Kopf schon gewittert. Seit vielen Stunden schon mußte Sersko seinen Herrn gegen die gierigen Vögel verteidigt haben, bevor er sein Leben für ihn aufgab.

Nikolaus öffnete die Augen, er erkannte Michael und Nadja. »Lebt wohl, meine Freunde«, flüsterte er fast unhörbar. »Ich bin so froh, daß ich euch noch einmal sehen kann. Betet für mich...«

Der Kopf sank zur Seite.

Michael hatte schon damit begonnen, die Erde mit seinem Messer aufzubrechen. Der tonhaltige Erdboden war rings um den lebendig Begrabenen festgetreten worden. Es machte Mühe, ihn Stück für Stück aufzureißen.

Endlich konnte er den Körper des Gefolterten an den Armen herausziehen. Er legte seinen Kopf an die Brust des Freundes.

Das Herz schlug nicht mehr. Die Hilfe war zu spät gekommen. Michael Strogoff machte sich sofort daran, Nikolaus zu beerdigen. Er wollte den Leichnam des Freundes nicht in der Steppe liegenlassen, den Raubtieren zum Fraß. Deshalb erweiterte er das Loch, in dem der lebende Nikolaus Pigassoff umgekommen war, zu einem Grab für den toten Nikolaus.

Der tapfere Sersko sollte neben ihm seinen Platz finden.

Da war von der Landstraße, die eine halbe Werst vom Schauplatz der Ereignisse entfernt verlief, Pferdegalopp und Soldatengeschrei zu hören. Eine berittene Abteilung trabte in höchster Eile zum Dinkaübergang. »Sieh dort hinüber, Nadja!« sagte Michael. Das Mädchen war weinend neben dem Toten zusammengebrochen und betete. »Die Tataren sind da!« flüsterte Nadja erschauernd. »Sie werden mich nicht daran hindern, Nikolaus zu begraben!« sagte Michael leise. »Das werden die Vorhuten Feofar-Khans sein. Sie haben es eilig, nach Irkutsk zu kommen.«

Nadja half dem Gefährten, den Körper des Toten in die Grube zu versenken. Sie kreuzten ihm die Hände über der Brust, sprachen ein letztes Gebet und füllten das Grab mit Steppenerde.

Neben der Grabstätte stand Michael Strogoff eine ganze Weile und horchte hinüber zu dem tatarischen Reiterschwarm. Er konnte seinen Weg nun nicht mehr auf der Hauptstraße nach Irkutsk fortsetzen, sondern mußte kurz vor seinem Ziel in die Steppe abbiegen. Die Überschreitung der Dinka war nicht mehr so wichtig.

Er nahm Nadja auf die Arme und marschierte nach Südwesten, den Sayanbergen entgegen. Zwölf Tage lang schlug er sich mit tausend Schwierigkeiten in der endlosen sibirischen Steppe herum.

Er wußte selbst nicht mehr, woher er die Kraft dazu nahm, warum ihn die unaufhörlichen Anstrengungen nicht zu Boden

warfen. Nadja konnte nur kleine Strecken gehen. Die meiste Zeit über mußte sie getragen werden wie ein Kind.

Am 2. Oktober standen Michael und Nadja vor einer riesigen Wasserfläche, die sich zu ihren Füßen bis zum fernen Horizont ausdehnte. Sie hatten den Baikalsee erreicht.

Beide hatten für die landschaftliche Schönheit der Gegend nichts übrig. Michael konnte sie nicht sehen, und Nadja war zu erschöpft, um sich darüber zu freuen.

Das gewaltige Süßwasserbecken des Baikalsees ist rund 900 Werst lang und über 100 Werst breit. Mehr als dreihundert Zuflüsse gibt es, aber nur einen einzigen Abfluß: die Angara, die das Wasser des Sees an Irkutsk vorbei in den Jenissei fließen läßt.

Der Winter kündigte sich an. Die Sonne ging schon um fünf Uhr nachmittags unter. In der Nacht war es bitter kalt. Auf den Gipfeln der Baikalsee rings um den See lag Schnee. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis die ersten Eisschollen den Baikalsee hinunterzogen.

Von der 6 000 Werst langen Strecke, die der Kurier des Zaren zurücklegen sollte, war nicht mehr viel übriggeblieben. Er plante, längs der Südküste des Baikalsees bis zum Abfluß der Angara zu gehen. Von diesem Punkt aus waren noch achtzig Werst bis nach Irkutsk zurückzulegen. Für einen kräftigen Mann eine Reise von drei Tagen. Nadja kam sich vor wie am Ende der Welt. Sollte denn diese entsetzliche Reise niemals ein Ende finden? Michael trug sie einen leichten Abhang hinunter. Übermüdet sah sie vor sich hin. Erst am Fuß des Hügels hob sie den Blick, stieß einen leisen Schrei aus und veranlaßte Michael, anzuhalten.

Nicht weit vom Ufer des Sees entfernt stand eine größere Gruppe von Menschen. Es mochten etwa fünfzig Personen sein. Russen, keine Tataren, wie Nadja auf den ersten Blick feststellte. Erregt schilderte sie Michael alles, was sie

beobachtete. Sie tat es mit letzter Kraftanstrengung. Dann sank ihr Kopf an die Brust ihres Gefährten, die Augenlider fielen ihr zu.

Man hatte die beiden Ankömmlinge schon gesehen und ging ihnen entgegen. Zwei junge Leute führten den Blinden und das junge Mädchen zu einer Stelle am Seeufer, an der ein Floß vor Anker lag. Es schien zur Abfahrt bereit zu sein.

Die Russen waren Flüchtlinge wie Nadja und Michael. Sie berichteten, daß der Feind sich schon zu beiden Seiten der Angara festgesetzt habe. Irkutsk mußte eingeschlossen sein. Man wollte deshalb versuchen, mit dem Floß über den Baikalsee zu fahren und die Angara abwärts bis nach Irkutsk zu gelangen. Die Hauptstadt Ostsibiriens war der einzige sichere Platz weit und breit.

Michael freute sich über diese zufällige Begegnung, die ihm helfen würde, sein Ziel schneller und sicherer zu erreichen.

Das Floß war groß genug für hundert Menschen. Man hatte in einem nahegelegenen Tannenwald Bäume gefällt und mit Weidenruten zu einem behelfsmäßigen Wasserfahrzeug verbunden. Mit diesem Gefährt wollten die Flüchtlinge am nördlichen Seeufer entlangfahren, wo es eine schwache Strömung gab. War die Angara erst einmal erreicht, konnte man Irkutsk mit einer Geschwindigkeit von zehn bis zwölf Werst in der Stunde entgegenschwimmen.

Michael wurde mit Nadja auf das Floß geführt. Das junge Mädchen hatte sich wieder etwas erholt. Man gab ihnen Essen. Nadja bekam ein Lager aus Laubwerk zurechtgemacht und fiel bald in tiefen Schlaf.

Der Kurier hielt sich in allen Gesprächen zurück. Er berichtete nicht einmal über die Geschehnisse von Tomsk, sondern gab sich der Einfachheit halber für einen Bewohner von Krasnojarsk aus, dem es nicht mehr gelungen war, vor dem

Eintreffen der Truppen des Emirs über die Dinka zu entkommen.

Um acht Uhr abends wurde das Floß aus den Verankerungen gelöst und trieb in die Strömung. Langsam schwamm es am Ufer entlang. Ein paar Muschiks hielten es in der richtigen Entfernung. Ein alter Baikalschiffer hatte das Kommando übernommen. Es war ein Mann von sechzig Jahren mit einem dichten weißen Bart, der ihm bis auf die Brust herabfiel. Auf dem Kopf hatte er eine Pelzmütze. Der lange, durch einen Gürtel zusammengehaltene Überrock reichte bis zu den Füßen. Er saß schweigend auf dem hinteren Ende des Fahrzeugs und gab seine knappen Befehle nur dann, wenn es unbedingt sein mußte. In zehn Stunden sprach er kaum zwanzig Worte. In der Nacht sank das Thermometer unter null Grad. Später begegnete man den ersten, dünnen Eisschollen. Auf dem See machten sie dem Floß keine Schwierigkeiten, auf der Angara konnten sie ein unangenehmes Hindernis bilden.

Die Fahrtgenossen Michaels kamen größtenteils aus Dörfern und Flecken in der Umgebung des Baikalsees. Unter ihnen sah man aber auch zwei oder drei von den Tataren auf der Reise überraschte Pilger, einige Mönche und einen Popen. Die Pilger trugen die Kürbisflasche am Gürtel, in der Hand den Reisestab. Sie sangen mit klagenden Stimmen Psalmen. Einer von ihnen trug im Gürtel eine kleine Sammelbüchse mit Vorhängeschloß. Was er auf seiner langen und anstrengenden Reise einsammelte, gehörte nicht ihm. Er hatte nicht einmal den Schlüssel zu dem kleinen Schloß.

Die Mönche kamen aus dem Norden. Vor drei Monaten waren sie in Archangelsk abgereist, hatten die heiligen Inseln an der Küste Kareliens besucht, den Konvent von Solowjetsk und den von Troitsa, waren in Kiew gewesen und in Moskau, hatten das Kloster in Kasan besucht und fuhren nun nach Irkutsk.

Der Pope war ein einfacher Dorfpriester. Seine Kleidung sah erbärmlicher aus als die eines Muschiks. Er mußte sein Land ebenso bebauen wie ein Kleinbauer, nebenbei taufte er die Kinder, schloß Ehen und leitete Beerdigungen. Seine Frau und seine Kinder hatte er schon vor Wochen in die nördlichen Provinzen schaffen können. Er selbst hielt bis zum letzten Augenblick in seiner Pfarrei aus und war erst geflohen, als die Straße nach Irkutsk schon von den Tataren gesperrt und der Weg in die Hauptstadt abgeschnitten war.

Die Pilger, die Mönche und der Pope saßen auf dem Vorderteil des Floßes, beteten und sangen zwischendurch. Am Ende jedes Verses hörte man sie ihr »Slava Bogu«, Ehre sei Gott, flüstern.

Kein Zwischenfall unterbrach die Wasserfahrt. Nadja lag immer noch in tiefer Erschöpfung. Michael Strogoff wachte neben ihr.

Bei Tagesanbruch war das Floß immer noch vierzig Werst von der Angara entfernt. Ein steifer Gegenwind hatte die Wirkung der Strömung gehemmt. Unter diesen Umständen mußte sich die Fahrt um viele Stunden verzögern. Die Flüchtlinge waren darüber nicht böse. So konnten sie damit rechnen, die Strecke auf dem Angarafluß während der Nacht zurückzulegen.

Der alte Baikalschiffer machte sich Sorgen wegen der immer zahlreicheren Eisschollen. Michael Strogoff hörte davon, er ließ sich von Nadja über alles Bericht erstatten, was auf der Seeoberfläche vorging.

Gegen vier Uhr nachmittags näherte sich das Floß dem Abfluß der Angara zwischen hohen Granitfelsen am Seeufer. Nicht weit davon erkannte man die armseligen Häuser und die Kirche des Seehafens Livenitchnaja. Von hier aus konnte man sehen, daß viele Eisschollen aus dem See in die Angara schwammen. Noch war die Fahrerin frei, und die Kälte

reichte nicht aus, um die Zahl der Schollen wesentlich zu vermehren. Trotzdem mußte man sich für die Fahrt auf dem reißenden Fluß sorgfältig vorbereiten.

Der alte Seemann steuerte das Floß in den kleinen Hafen und machte es fest. Vor der Weiterfahrt sollten einige Reparaturen vorgenommen werden. Die Stämme des Fahrzeuges drohten auseinanderzufallen, das Floß würde in diesem Zustand die Fahrt auf der schnellen Angaraströmung kaum überstehen.

Das Floß hatte kaum angelegt, als aus einem verödeten Haus in der Nähe des Hafens zwei Personen zum Ufer herabgelaufen kamen. Nadja sah nur mit halbem Auge hin, wurde aber dann aufmerksam. Ein leiser Schrei ließ Michael aufhorchen. »Unsere beiden Reisegefährten, Michael!« »Was, die beiden Zeitungsleute aus dem Ural? Man scheint in keinem Winkel der Welt vor ihnen sicher zu sein«, seufzte Michael Strogoff. Gerade in diesem Augenblick kamen ihm die Neuigkeitenjäger sehr ungelegen. Alcide Jolivet und Harry Blount wußten ja, daß er nicht Nikolaus Korpanoff, der Kaufmann, sondern Michael Strogoff, der Kurier des Zaren, war. Bestimmt waren sie ungeschickt genug, ihm über das ganze Floß hinweg Begrüßungsworte zuzurufen. »Sobald der Franzose und der Engländer das Floß betreten haben, bring sie zu mir!« bat er Nadja.

Die beiden Journalisten waren ebenso wie Nadja und Michael durch die Gewalt der kriegerischen Ereignisse an den Baikalsee geführt worden. Sie waren in Tomsk kurz vor der Verkündung des Urteils gegen Michael Strogoff abgereist und mußten annehmen, daß ihr alter Reisegefährte auf Befehl des Emirs umgebracht worden war.

Jolivet und Blount hatten sich sofort auf den Weg nach Irkutsk gemacht, weil sie Feofar-Khan zuvorkommen und ihren nächsten Bericht erst wieder aus dem Hauptquartier der Russen in der ostsibirischen Hauptstadt geben wollten. Einen anderen Weg nach Irkutsk als den über die Angara gab es mittlerweile

nicht mehr, da die Stadt schon von der Tatarenarmee eingeschlossen worden war. Deshalb hatten sie keine andere Wahl, als einstweilen in dem trostlosen Baikalhafen zu warten. Seit drei Tagen hockten sie schon in Livenitchnaja herum.

Die Flüchtlinge nahmen sie gerne auf ihr Floß. Alcide Jolivet setzte sich sofort mit dem alten Seemann in Verbindung und bot ihm an, jeden Preis als Entgelt für die Überfahrt zu bezahlen.

Der Baikalschiffer winkte ab. »Hier bezahlt man nicht«, sagte er ernst. »Man wagt sein Leben, nichts weiter.«

Nadja beobachtete, wie die beiden Journalisten auf dem Vorderteil des Floßes Platz fanden. Harry Blount war noch immer der etwas steife und frostige Engländer, der während der ganzen Fahrt durch den Ural kaum ein Wort an sie gerichtet hatte. Alcide Jolivet schien ihr etwas ernster zu sein als früher. Der Franzose hatte sich kaum in seiner Ecke häuslich niedergelassen, als er eine Hand auf seiner Schulter spürte.

Er drehte sich um und erkannte Nadja, die Schwester Michael Strogoffs. Überrascht wollte er aufschreien, sah aber gerade noch im rechten Augenblick, daß Nadja einen Finger an ihre Lippen legte. »Kommen Sie bitte mit«, bat das Mädchen. Mit gleichgültigem Gesicht und einem Zeichen zu Harry Blount, ihm zu folgen, ging Alcide Jolivet der jungen Livländerin nach.

Grenzenlos erstaunt starrten die beiden Zeitungsleute auf Michael Strogoff, der bei ihrem Näherkommen kein Wort sprach. Alcide Jolivet wunderte sich darüber und fragte Nadja nach dem Grund. »Er sieht Sie nicht, meine Herren«, sagte sie. »Die Tataren haben ihm die Augen verbrannt. Mein armer Bruder ist blind.«

Einen Augenblick später saßen Jolivet und Blount neben ihrem früheren Reisegefährten, drückten ihm die Hand und sprachen ihm ihr Bedauern über sein entsetzliches Schicksal

aus. »Meine Herren«, begann Michael, »Sie dürfen nicht wissen, wer ich bin und aus welchem Grund ich nach Sibirien reise. Bewahren Sie mein Geheimnis. Können Sie mir das versprechen?«

Jolivet und Blount beeilten sich, dem Kurier des Zaren ihr Ehrenwort zu geben. »Können wir Ihnen helfen?« erkundigte sich der Franzose.

Michael Strogoff schüttelte den Kopf. »Ich muß allein handeln«, sagte er. »Aber diese Halunken haben Ihre Augen zerstört!« »Ich habe Nadja, ihre Augen sind für mich genug.«

17. KAPITEL

ZWISCHEN ZWEI UFERN

Gegen fünf Uhr abends trieb das Floß in den Angarafluß hinein. Die Nacht war schon hereingebrochen. Sie versprach dunkel und sehr kalt zu werden. Die Temperatur war schon jetzt unter null Grad gesunken.

Alcide Jolivet und Harry Blount hatten zwar versprochen, das Geheimnis Michael Strogoffs zu wahren. Das hielt sie aber nicht davon ab, sich mit leiser Stimme mit ihm zu unterhalten. Er erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß die drei Tatarenarmeen ihre Vereinigung vor Irkutsk bereits vollzogen haben mußten. Es war anzunehmen, daß der Emir und Iwan Ogareff sich schon im Lager der Tataren aufhielten.

Nach einer kleinen Gesprächspause sagte Jolivet: »Wir müssen uns bei Ihnen noch entschuldigen, daß wir Ihnen auf der Poststation zu Ischim zum Abschied nicht einmal mehr die Hand gaben ...«, meinte er zögernd. »Sie hatten ganz recht, wenn Sie mich für einen Feigling hielten!« antwortete der Kurier. »Jedenfalls haben Sie das Gesicht dieses Schurken so kräftig mit der Knute bearbeitet, daß er die Spuren davon noch lange mit sich herumtragen wird.« »Nein, nicht mehr lange!« antwortete Michael Strogoff.

Mitten im Gewirr der treibenden Eisschollen fuhr das Floß mit großer Geschwindigkeit die Angara hinunter. Zu beiden Seiten des Wasserlaufes entrollte sich eine wildromantische Landschaft. Hohe Granitfelsen mit merkwürdigen Formen waren zu beobachten, tiefe Schluchten, aus denen ein schäumender Bergbach seine Wasser der Angara entgegenführte, weite Täler, in denen die Ruinen der zerstörten Dörfer noch rauchten, oder dichte Tannenwälder, die wie

Fackeln eines Riesen brannten, seitdem sie von den Tataren angezündet worden waren. Überall hatten die Horden Feofar-Khans ihre Spuren hinterlassen. Trotzdem war von ihnen in der zunehmenden Dunkelheit nichts zu sehen. Vielleicht hatten sie sich nach Irkutsk zurückgezogen.

Die Pilger sangen immer noch ihre eintönigen Psalmen. Der alte Seemann stand am Vorderteil des Floßes, schob die zu nahe herantreibenden Eisschollen zur Seite und versuchte, das gebrechliche Fahrzeug genau in der Mitte des Stromes zu halten.

Gegen acht Uhr abends war es so finster, daß man kaum noch die Hand vor Augen sehen konnte. Es war Neumond. Von der Flußmitte aus waren die beiden Ufer nicht mehr zu erkennen. Die steilen Felsen verschwammen mit den schwarzen, tief herabhängenden Wolken. Selten rauschte von Osten her ein Windstoß heran.

Die Dunkelheit kam wie gerufen für den gewagten Plan der Flüchtlinge. Selbst wenn die Tataren an den beiden Ufern Wachtposten ausgestellt hatten, war anzunehmen, daß das Floß ungesehen vorbeifahren konnte. Daß die Belagerer den Fluß in der Nähe der Stadt gesperrt haben würden, war nicht zu befürchten. Die Tataren wußten ganz genau, daß die Russen aus dem Süden der Provinz keine Hilfe zu erwarten hatten. Es würde außerdem nicht mehr lange dauern, bis die Natur diese Flußsperre von selbst herstellte, indem sie die vielen Eisschollen zu einer geschlossenen Eisdecke zusammenfrieren ließ.

Auf dem Floß herrschte tiefes Schweigen. Die Pilger beteten noch immer, murmelten aber so leise, daß man sie kaum noch hören konnte. Die Flüchtlinge hatten sich auf den Stämmen ausgestreckt. Das Gefährt unterbrach die ebene Fläche des Wassers kaum noch. Die Eisschollen trugen außerdem dazu bei, daß es fast nicht mehr möglich war, das Floß vom Ufer aus zu sehen oder zu hören.

Die Luft wurde empfindlich kalt. Die Flüchtlinge, die zu ihrem Schutz nur ein paar Birkenzweige hatten, litten stark unter dem Frost. Sie drängten sich dicht aneinander, um das Sinken der Temperatur besser zu ertragen. Der schwache Wind, der über die schneebedeckten Berge im Osten heranwehte, stach wie mit tausend Nadeln.

Michael und Nadja ertrugen diese Qual ohne Klage. Neben ihnen versuchten Harry Blount und Alcide Jolivet, dem ersten Ansturm des sibirischen Winters Widerstand zu leisten. Niemand sprach ein Wort. Jeder war mit der augenblicklichen Lage so stark beschäftigt, daß er mit seinen eigenen Gedanken genug zu tun hatte. In jeder Sekunde konnte ein Zwischenfall eintreten, vielleicht sogar eine Katastrophe, die mit einem Schlag Verderben und Tod ausspie.

Michael Strogoff verhielt sich erstaunlich ruhig, wenn man bedachte, daß er sich nun endlich dem seit Monaten umkämpften Ziel näherte. Vielleicht würde er in absehbarer Zeit wieder einmal an sich selbst, an seine Mutter, an Nadja denken können, nicht nur an die unerbittliche Aufgabe. Er hoffte, daß er auf den letzten Werst seiner Reise ungehindert vorwärts kommen würde. Die Tataren fürchtete er nicht, er mußte nur damit rechnen, daß das Floß mit dem zunehmenden Druck der Eisschollen immer langsamer schwimmen würde.

Nadja hatte sich inzwischen schon wieder recht gut von den Anstrengungen der letzten Tage erholt. Je mehr sie sich Irkutsk näherte, um so deutlicher trat das Bild ihres Vaters vor ihr Auge. Sie sah ihn in der belagerten Stadt und wußte, daß er sich mit seiner ganzen Kraft für das Gelingen der Verteidigung von Irkutsk einsetzen würde, wenn man ihm nur Gelegenheit dazu gab.

Dann und wann unterbrach ein greller Lichtschein die Finsternis und erhellte die gespenstische Kulisse zu beiden Seiten des Flusses. Die Tataren mochten wieder ein Dorf oder einen Wald angezündet haben. Das Licht spiegelte sich in den

Eisschollen auf der Angara wider. Unter der Masse dieser leuchtenden und das Licht zurückwerfenden Körper zog das Floß unbemerkt seine Bahn.

Von dieser Seite drohte keine Gefahr. Trotzdem entwickelte sich zur gleichen Zeit eine ganz andere, viel gefährlichere Situation. Alcide Jolivet lag an der rechten Seite des Floßes und tauchte zufällig seine Hand in das eiskalte Wasser der Angara.

Als er sie wieder herauszog, machte er ein erstauntes Gesicht. Seine Finger waren benetzt mit einem Stoff, der sich in der Dunkelheit wie Mineralöl anfühlte. Die Geruchspröbe ergab, daß es sich um Petroleum handelte. Auf dem Fluß schwamm eine dicke Schicht von Erdöl stromabwärts, der Stadt Irkutsk entgegen. Eine merkwürdige Fügung der Natur - oder eine grausame Hinterlist der Tataren? Diese beiden Fragen legte der Franzose sich vor, ohne sie beantworten zu können. Dann beschloß er, außer seinem Kollegen Harry Blount niemand etwas über die neue Gefahr zu erzählen. Er wollte seine Reisegefährten nicht unnötig beunruhigen.

Wenn sich die Petroleumschicht entzündete, mußte kurz darauf nicht nur die Oberfläche des Flusses auf eine Entfernung von vielen Werst brennen, sondern auch die Stadt Irkutsk - und selbstverständlich das Floß, dessen Flüchtlinge in kurzer Frist in den Flammen umkommen würden. Besonders naheliegend war die Möglichkeit, daß einer der vielen Brände zu beiden Seiten des Flusses sich bis zum Ufer ausdehnte. Ein winziger Funke würde genügen ... »Wäre es nicht besser, das Floß ans Ufer zu bringen und die weitere Entwicklung abzuwarten?« meinte Harry Blount zweifelnd. Jolivet zuckte die Achseln. »Da haben wir noch immer die Chance, den Tataren in die Hände zu fallen. Außerdem kenne ich einen Mann, der mit deinem Vorschlag bestimmt nicht einverstanden wäre.« »Michael Strogoff! Das kann ich mir vorstellen.«

Das Floß polterte immer häufiger gegen die Eisschollen, die schon den größten Teil der Oberfläche des Flusses bedeckten.

Bisher hatten sich die Tataren noch nicht sehen lassen. Vermutlich hatte das Floß die Vorpostenkette der Armee Feofar-Khans noch nicht erreicht.

Gegen zehn Uhr abends glaubte Harry Blount, eine ganze Menge dunkler Gestalten beobachtet zu haben, die vom Ufer aus von einer Eisscholle zur anderen sprangen. Tataren, dachte er. Er machte den alten Seemann auf die verdächtigen Beobachtungen aufmerksam. »Das sind nur Wölfe. Sind mir aber viel lieber als Tataren. Wir werden sie abwehren müssen, ohne Lärm zu machen.«

Die Wölfe hatten das Floß gewittert und griffen es an. Frauen und Kinder wurden auf die Mitte des Floßes geschickt, die Männer schlugen mit Stangen und Knüppeln auf die Wölfe ein. Es wurde kein Wort gesprochen, man hörte nur das heisere Wutgeheul der getroffenen Tiere.

Michael Strogoff streckte sich an der von den Raubtieren am heftigsten angegriffenen Seite des Floßes aus und versuchte, die Wölfe mit seinem Dolchmesser zu treffen. Auch Alcide Jolivet und Harry Blount hatten ihre Messer gezogen. Viele der Verteidiger mußten Bißwunden einstecken. Die Wölfe schienen nicht weniger zu werden. Für jeden getöteten Wolf tauchten zwei neue aus der Dunkelheit auf.

Eine halbe Stunde nach Beginn des Abwehrkampfes fielen die Raubtiere das Floß in ganzen Rudeln an. Einem Dutzend riesiger, vor Hunger und Wut rasender Wölfe gelang es, das Floß zu entern. Jolivet und Blount liefen zu der Einbruchsstelle, um den Flüchtlingen bei der Abwehr zu helfen. Die Kräfte der Verteidiger hatten schon nachgelassen, als sich die verzweifelte Lage überraschend änderte.

Der ganze Fluß wurde taghell erleuchtet vom Widerschein eines Feuers am rechten Angaraufser. Die Holzhäuser des

Fleckens Poschkafsk standen in Flammen, sie brannten wie Zunder. In wenigen Sekunden waren die Wölfe verschwunden. Sie pflegten sich nur in der Dunkelheit auf einen Kampf einzulassen.

Das brennende Dorf war für die Floßfahrer eine ernste Mahnung zu noch größerer Vorsicht. Offensichtlich begann hier das von den Tataren besetzte Gebiet. Irkutsk war noch dreißig Werst entfernt. Man mußte damit rechnen, daß das Floß entdeckt und beschossen wurde.

Es war gegen halb zwölf Uhr nachts. Das Floß trieb zwischen Eisschollen mit unverminderter Geschwindigkeit flußabwärts. Die Flüchtlinge hatten sich flach hingelegt, um nicht gesehen zu werden. Außerdem versuchte der alte Seemann, das Gefährt näher zu dem Ufer zu lenken, das dem brennenden Dorf gegenüber lag.

Man konnte die Tataren, denen der Flecken Poschkafsk zum Opfer gefallen war, vom Floß aus nicht nur beobachten, sondern auch hören. Ihr Gebrüll mischte sich mit dem Knistern und Fauchen des Brandes.

Riesige Funkengarben sprühten aus den brennenden Häusern. Alcide Jolivet und Harry Blount dachten voller Sorge an das Erdöl, das auf der Flußoberfläche schwamm. Ein winziger Funke würde ausreichen, um die ganze Angara in ein Flammenmeer zu verwandeln. Zum Glück drückte der schwache Nachtwind die Flammen landeinwärts.

Nach wenigen Minuten verblaßte der Abglanz des Feuers. Das Floß schwamm wieder in der Mitte der Angara, die an dieser Stelle einen scharfen Bogen beschrieb. Das brennende Dorf verschwand hinter den hohen Flußufern. Dafür konnte man jetzt in regelmäßigen Abständen auf beiden Seiten des Flusses die Wachfeuer der Tatarenvorposten beobachten.

Der alte Seemann bemühte sich mit Hilfe seiner Muschiks, das Floß in der immer schmäler werdenden Fahrrinne zu

halten. Mit langen Stangen wurden die Eisschollen beiseite gestoßen.

Michael Strogoff war in Begleitung von Alcide Jolivet zum Vorderteil des Floßes gekrochen. Er hörte die geflüsterten Kommandos des Baikalschiffers. »Achtung, dort rechts!« sagte er. »Fest abstoßen, haltet die Stange fest!« gab ein Muschik den Befehl weiter. »Da drüben kommt eine Menge großer Eisschollen.« »Es dauert keine Stunde mehr, dann sitzen wir fest.« »Wenn Gott das will, können wir es nicht ändern«, erwiderte der alte Seemann ergeben. »Haben Sie das gehört?« fragte Jolivet. »Ja«, antwortete Michael Strogoff. »Aber ich weiß, daß Gott mit uns ist!«

Das Treibeis setzte dem Floß gewaltig zu. Die einzelnen Stämme waren nur durch Weidenruten verbunden, die von den scharfkantigen Eisschollen zerrieben wurden. Wenn das Floß nicht schon vorher an einem größeren Eisfeld kenterte oder festsaß, konnte es nicht mehr lange dauern, bis es sich in seine Bestandteile auflöste. Die Flüchtlinge hatten dann keine andere Wahl, als ihre Reise auf den schwankenden Eisschollen fortzusetzen, und mußten spätestens bei Tagesanbruch den Tataren in die Hände fallen.

Michael Strogoff ging zu Nadja zurück, tastete nach ihrer Hand und sagte: »Du mußt dich bereit halten, Nadja.« »Ich habe keine Angst!« antwortete das Mädchen.

Das Floß drängte sich noch einige Werst zwischen dem Schollengewirr flußabwärts. Es kam jetzt nur noch langsam voran, wurde von den Eismassen aus seinem Kurs gedrängt und rieb sich polternd und schlingernd an den Schollen, die so zahlreich wurden, daß der Seemann mit seinen Helfern sie nur noch zu einem kleinen Teil abwehren konnte.

Gegen halb zwei Uhr morgens stieß das Floß gegen einen gewaltigen Eisstoß, der das Flußbett der Angara auf seiner ganzen Breite versperrte. Nachdrängende Schollen mauerten

das Gefährt ein. Es war ganz ausgeschlossen, daß es jemals wieder gelingen konnte, das Floß flottzumachen. Die Ufer des Flusses lagen an dieser Stelle besonders nahe zusammen, die Angara war hier nur noch halb so breit wie gewöhnlich. Daraus erklärte sich der Anstau der Eisschollen, die sich zu kleinen Hügeln auftürmten und unter dem Druck der nachschiebenden Eismengen ächzten und krachten. Aufgeregt mühten sich die Flüchtlinge, eine Bresche in das Eis zu schlagen, mußten aber sehr schnell einsehen, daß sie besser daran taten, sich diese Anstrengung zu sparen. Es war unmöglich, das Hindernis zu beseitigen.

In diesem Augenblick prasselte vom rechten Angaraufer eine Gewehrsalve herüber. Auch am linken Ufer blitzte Mündungsfeuer auf. Einige der Flüchtlinge wurden getroffen. Die Tataren hatten die Flüchtlinge entdeckt. »Wir müssen versuchen, die Eisbank zu übersteigen, vielleicht kommen wir dann wieder an freies Wasser«, sagte Michael. »Niemand darf auf dem Floß etwas davon merken, daß wir verschwinden.«

Nadja kroch vorsichtig voraus, Michael Strogoff folgte ihr. Sie kamen auf der spiegelnden Eisfläche schnell vorwärts. Pfeifend und sirrend flogen die Gewehrkugeln an ihnen vorbei, schlugen in die Eisblöcke oder prallten an den steinharten Schollen ab.

Nach zehn Minuten hatten Michael Strogoff und Nadja das Ende der Eisbank erreicht. Hier war das Flußbett wieder breiter. Nadja beobachtete, wie sich einzelne Schollen von der Eisstauung lösten und die Angara abwärts trieben. Sie begriff, was Michael beabsichtigte. Nach kurzem Suchen fand sie eine große Eisscholle, die nur noch an der Schmalseite mit der Eisbank verbunden war. Vorsichtig zog Nadja ihren Begleiter hinter sich her. Beide legten sich auf das Eisstück. Es gelang ihnen, die Scholle durch das Gewicht ihrer Körper von der Eisbank zu lösen. Das schwankende Eisfloß trieb flußabwärts.

Das Prasseln der Gewehrsalven, das Brüllen der Tataren und das verzweifelte Schreien der Flüchtlinge waren nur noch leise zu hören. Fast eine Stunde lang trug die Strömung die Eisscholle vorwärts. Sie hielt sich immer in der Mitte des Flusses. Der Wellengang ließ sie auf und ab tanzen, so daß Michael jeden Augenblick befürchten mußte, sie werde auseinanderbrechen.

Nadja und Michael sprachen kein Wort. Der Kurier horchte mit allen Sinnen in die Dunkelheit. Er wußte, daß er nun sein Ziel bald erreichen würde.

Um zwei Uhr morgens schimmerte eine doppelte Reihe Lichter am Horizont. Die Lichterkette am rechten Ufer kündigte die Stadt Irkutsk an, am linken Flußufer flackerten die Wachfeuer des tatarischen Feldlagers. Michael war nur noch eine halbe Werst von der Stadt entfernt. Es kam jetzt darauf an, die Eisscholle unter Aufbietung aller Kräfte an das rechte Angaraufer zu lenken. Kniend versuchte er, der Scholle eine andere Richtung zu geben. Da stieß Nadja einen furchtbaren Schrei aus. Michael Strogoff stand auf, seine Augen öffneten sich weit, als ob er wieder sehen könne. Sein Gesicht war von bläulichem Feuerschein überstrahlt. Die Angara stand in Flammen. Eine glühende ~~fid~~uerwa

der entlegenen Provinzen aufgesucht und wollte seine Fahrt mit der Besichtigung von Irkutsk abschließen.

Er reiste nicht mit dem Hofstaat eines kaiserlichen Prinzen, sondern als Soldat, von wenigen Offizieren und einer Abteilung Kosaken begleitet. Seine Aufgabe nahm er sehr genau und hatte nicht darauf verzichtet, auch der östlichsten russischen Stadt, Nikolajewsk am Ochotskischen Meer, einen Besuch abzustatten. Von dort aus war er nach Irkutsk weitergereist und hatte schon alle Vorbereitungen für die Rückfahrt nach Moskau getroffen, als er bei seiner Ankunft in der Hauptstadt die Meldungen über den Aufstand Feofar-Khans vorfand. Zu diesem Zeitpunkt war die Verbindung zwischen Irkutsk und Moskau schon unterbrochen. Von allen Verbindungen abgeschnitten und auf sich selbst gestellt, lag die sibirische Stadt mehr denn je am Ende der Welt.

Dem Großfürsten war damit die Aufgabe zugefallen, die Verteidigung von Irkutsk zu leiten. Er traf seine Vorbereitungen in Ruhe. Nacheinander waren die Nachrichten von der Einnahme der Städte Ischim, Omsk und Tomsk bei ihm eingetroffen. Er wußte, daß er die Hauptstadt Sibiriens unter allen Umständen vor dem Zugriff der Tataren schützen mußte. Er wußte aber auch, daß er vorläufig nicht mit militärischer Hilfe rechnen durfte.

Die wenigen Truppen der Amurprovinz und des Gouvernements Jakutsk reichten nicht aus, um den Vormarsch der Tataren aufzuhalten. Es blieb nichts anderes übrig, als Irkutsk auf eine längere Belagerung vorzubereiten. Die Arbeiten wurden begonnen, als Tomsk in die Hände der Tataren fiel.

Gleichzeitig mit der Nachricht vom Fall der Stadt Tomsk erfuhr der Großfürst, daß Feofar-Khan als Oberhaupt des Khanates von Buchara den Überfall leitete und daß verschiedene andere Tatarenfürsten sich ihm angeschlossen hatten. Von Iwan Ogareff wußte er nichts. Er kannte ihn nicht

einmal dem Namen nach, obwohl er den ehemaligen russischen Offizier selbst vor einigen Jahren degradiert hatte.

Der Großfürst befahl zunächst den Bewohnern aller Ortschaften in der Provinz, sich in Irkutsk zu sammeln. Wer in der Hauptstadt keinen Platz mehr fand, wurde in die Gebiete jenseits des Baikalsees geschickt, die vor dem Zugriff der Tataren sicher waren. Alle Vorräte an Getreide und anderen Nahrungsmitteln wurden in Irkutsk eingelagert.

Dann wurden die Vorstädte von Irkutsk am linken Angaraufer geräumt und die beiden Holzbrücken über den Fluß abgebrochen. Die Angara war an dieser Stelle so breit, daß es kaum möglich gewesen wäre, sie unter dem Feuer der Belagerten zu überschreiten. Dagegen war es nicht ausgeschlossen, den Übergang über den reißenden Strom unterhalb oder oberhalb der Stadt zu vollziehen. Da Irkutsk nicht von einem Mauerkranz eingefast war, mußten deshalb sofort Befestigungsanlagen geschaffen werden.

Tag und Nacht wurde an Erdwällen gearbeitet. Vor den Wallanlagen entstand durch den Erdaushub ein Graben, den das Wasser der Angara füllte. Es war nun nicht mehr möglich, die Stadt durch einen Handstreich zu nehmen. Die Tataren mußten sich auf eine langwierige Belagerung gefast machen.

Das dritte tatarische Armeekorps war auf dem Weg durch das Jenisseital am 24. September vor Irkutsk erschienen. Es besetzte sofort die verlassen Vorstädte, deren Häuser allerdings zum größten Teil niedergelegt worden waren, damit die schwach ausgerüstete Artillerie des Großfürsten freies Schußfeld hatte.

Am 25. September waren die anderen beiden Tatarenarmeen eingetroffen, an ihrer Spitze Feofar-Khan und Iwan Ogareff. Der Oberst sah sofort ein, daß man die Angara auf der Höhe der Stadt nicht überqueren konnte, und ließ deshalb einige Werst stromabwärts Schiffbrücken über den Fluß schlagen. Der

Großfürst konnte diesen Schachzug nicht verhindern, weil seine Artillerie nicht zu einer wirksamen Bekämpfung ausreichte. Sie beschränkte sich auf Störungsfeuer.

Die Tataren konnten das rechte Flußufer ohne große Schwierigkeiten besetzen. Sie marschierten auf die Stadt los und schlossen sie nach kurzer Zeit von allen Seiten ein. Die Belagerung wurde von Iwan Ogareff geleitet. Er hatte ursprünglich gehofft, daß es ihm gelingen werde, die Stadt im ersten Ansturm einzunehmen. Durch die in kurzer Zeit vom Großfürsten geschaffenen Befestigungen wurde diese Absicht vereitelt, außerdem auch durch die Tatsache, daß die Schlacht bei Tomsk den Vormarsch der Tatarenarmee verzögert hatte.

Trotzdem riet er dem Emir, einen Sturmangriff auf Irkutsk zu wagen. Feofar-Khan warf seine Truppen auf die schwächsten Stellen der Umwallung, wurde aber blutig abgewiesen. Auch ein zweiter Versuch schlug fehl. Es gelang den Tataren zwar, eins der Tore in der Wallanlage einzunehmen, sie mußten ihre Stellungen aber nach einem Gegenangriff der Kosaken wieder räumen und sich auf ihre alten Linien zurückziehen.

Deshalb entschloß sich Iwan Ogareff dazu, sein Ziel nicht durch Gewalt, sondern durch Verrat und Hinterlist zu erreichen. Sangarre redete ihm zu, seinen alten Plan auszuführen und sich in die Stadt einzuschleichen, um von innen her die Voraussetzungen zu ihrer Eroberung zu schaffen. Es war höchste Zeit dazu. Iwan Ogareff wußte, daß die russischen Truppen aus dem Gouvernement Jakutsk nach Irkutsk unterwegs waren. Sein Nachrichtendienst hatte ihm gemeldet, daß diese Armee sich am Oberlauf der Lena gesammelt hatte und entlang diesem Fluß vorging. In höchstens sechs Tagen würde sie vor der ortsibirischen Hauptstadt eintreffen, Iwan Ogareff durfte keinen Tag länger zögern.

Am 2. Oktober wurde im großen Saal des Gouvernementspalastes Kriegsrat abgehalten. Von den Fenstern dieses Gebäudes, in dem der Großfürst residierte, konnte man bis in das Lager der Tataren sehen. Es war gut, daß Feofar-Khan keine weittragenden Geschütze besaß. Der Palast des Gouverneurs hätte sonst schon längst geräumt werden müssen.

Der Großfürst erörterte vor dem Gouverneur der Stadt, dem Präsidenten der Kaufleute und dem Truppenkommandeur General Voranzoff die gegenwärtige Situation der Stadt. »Ich bin davon überzeugt«, sagte er, »daß wir Irkutsk bis zum Eintreffen von Entsatztruppen halten können. Wenn wir Verstärkung bekommen, wird es uns keine Schwierigkeiten machen, die Tataren in die Flucht zu schlagen.« »Eure Kaiserliche Hoheit wissen, daß Sie auf die Bevölkerung von Irkutsk zählen können!« erklärte General Voranzoff. »Vielen Dank, General«, antwortete der Großfürst. »Ich weiß diese Einsatzbereitschaft zu schätzen. Ich freue mich, daß die Einwohnerschaft der Stadt vor den Schrecken einer Epidemie oder einer Hungersnot bewahrt geblieben ist. Ich bewundere den Heldenmut der Bewohner von Irkutsk.« »Darf ich Eure Hoheit fragen, wann spätestens mit dem Eintreffen der Entsatzarmee zu rechnen ist?« fragte der Präsident der Kaufmannsgilde. »In spätestens sechs Tagen«, sagte der Großfürst. »Vertraulich darf ich Ihnen mitteilen, daß erst heute morgen ein Verbindungsoffizier eintraf, der mir meldete, daß fünfzigtausend Mann unter Führung von General Kisselef im Anmarsch sind. Vor zwei Tagen befanden sie sich in Kironsk. Es ist trotz Schnee und Frost damit zu rechnen, daß sie pünktlich vor Irkutsk eintreffen werden.« »Ich erlaube mir hinzuzufügen, daß wir selbstverständlich bereit sind, einen Ausfall zu unternehmen, wenn Kaiserliche Hoheit es befehlen sollten.« »Ich danke Ihnen, mein Herr«, antwortete der Bruder des Zaren. »Sobald die Spitzen unserer Armee auf den

Höhenzügen vor Irkutsk erscheinen, werde ich den Angriffsbefehl geben.«

Dann wandte er sich wieder an General Voranzoff: »Wir werden morgen früh die Arbeiten am rechten Angaraufer besichtigen. Der Fluß führt schon Eisschollen, er wird bald eine feste Decke bekommen und den Tataren den Übergang ermöglichen.« »Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, Kaiserliche Hoheit«, warf der Präsident der Kaufleute ein. »Wir haben schon oft Temperaturen von dreißig oder vierzig Grad unter Null erlebt, ohne daß die Angara eine feste Eisdecke bekam. Vielleicht ist die Strömung zu stark. Bis jetzt hat es noch in jedem Jahr nur Treibeis auf dem Fluß gegeben. Wenn die Tataren sich auf das Zufrieren des Flusses verlassen, können sie lange warten. Auf diesem Wege kommen sie niemals nach Irkutsk.« »Sehr gut. Trotzdem wollen wir uns nicht auf den Zufall verlassen.« Der Großfürst wandte sich nun an den Polizeidirektor. »Irgendwelche Neuigkeiten?« fragte er. »Ich habe Ihnen zu melden, Kaiserliche Hoheit, daß mir durch meine Unterbeamten eine Bittschrift der in Irkutsk lebenden Verbannten übergeben wurde«, sagte der Polizeidirektor.

Die politischen Verbannten waren zu Beginn des Tatareneinfalls aus der ganzen Provinz in die Hauptstadt geholt worden. Der Großfürst hatte sie mit Waffen ausrüsten lassen, er vertraute auf ihre Vaterlandsliebe. »Die Verbannten ersuchen Eure Kaiserliche Hoheit um die Erlaubnis, einen eigenen Kampfverband bilden zu dürfen. Sie wollen beim ersten Ausfall aus der Festung Irkutsk an der Spitze vorgehen. Es sind ausgezeichnete Soldaten, die uns gute Dienste leisten werden, aber es sind immerhin Verbannte, deren Zuverlässigkeit ...«

Der Großfürst winkte ab. »Ich glaube nicht, daß wir an der Zuverlässigkeit der Verbannten zweifeln dürfen. Sie haben bewiesen, daß sie ihr Vaterland lieben, daß sie es verteidigen wollen. Wir können ihnen diese Möglichkeit zur Bewährung

nicht versagen. Ich bin damit einverstanden, daß sie einen eigenen Truppenverband bilden. Aber wer wird ihn führen?« »Es liegt bereits ein Vorschlag vor, Kaiserliche Hoheit. Die Verbannten haben den Wunsch ausgesprochen, daß Wassili Fedor das Kommando übertragen werde. Das ist ein Mann, der aus den baltischen Provinzen stammt.«

Wassili Fedor war der Vater Nadjas, der Begleiterin Michael Strogoffs. Er lebte seit Jahren in Irkutsk und galt als erfahrener und beliebter Arzt. Schon vor dem Beginn der Belagerung hatte er sich zur Verfügung gestellt, um gemeinsam mit seinen Schicksalsgefährten beim Bau der Verteidigungsanlagen zu helfen. Später hatte er sich bei zahlreichen Ausfällen, die von den Tataren blutig abgewiesen worden waren, ausgezeichnet und bewährt. »Seit wann ist er in Irkutsk?« fragte der Großfürst. »Ungefähr seit zwei Jahren, Kaiserliche Hoheit.« »Kann man es verantworten, ihm die Führung der Verbannten zu übertragen, ich meine, hat er sich so verhalten, wie es den Vorschriften entspricht?« »Er hat sich den Einschränkungen gefügt, die für alle Verbannten gelten, Kaiserliche Hoheit!« sagte der Polizeidirektor. »Dann lassen Sie den Mann sofort herkommen!« entschied der Großfürst.

Eine halbe Stunde später stand Wassili Fedor vor dem Bruder des Zaren. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, dessen ernstem Gesicht man jahrelange Leiden und Kämpfe ansah. Die letzten Wochen hatten ihm besonders heftig zugesetzt. Er hatte die Nachricht vom Tode seiner Frau bekommen. Zugleich war ihm mitgeteilt worden, daß seine Tochter Nadja am 10. Juli in Riga abgefahren war. Der Tatareneinfall hatte am 15. Juli begonnen. Was war aus Nadja geworden? War sie den Tataren in die Hände gefallen, oder hatte man sie gar nicht erst aus Rußland herausgelassen?

Wassili Fedor verneigte sich stumm vor dem Großfürsten, der ihn freundlich anredete: »Deine Genossen in der Verbannung haben mir angeboten, einen eigenen Truppenteil

zu bilden. Sind sie sich darüber klar, daß in einer solchen Gruppe jeder einzelne damit rechnen muß, daß er den Tod findet?« »Sie wissen es.« »Bist du damit einverstanden, die Führung dieser Truppe zu übernehmen?« »Wenn ich Rußland damit einen Dienst erweisen kann, will ich es tun.« »Wassili Fedor, ich ernenne dich zum Kommandanten dieser Truppe. Gleichzeitig hebe ich dein Verbannungsurteil auf. Du bist ein freier Mann.« »Danke, Kaiserliche Hoheit. Wenn ich aber nicht mehr verbannt bin, wie kann ich dann das Kommando über eine Truppe übernehmen, der nur Verbannte angehören?« »Alle Angehörigen deiner Truppe sind begnadigt.« Der Großfürst reichte Wassili Fedor die Hand. Der Vater Nadjas verbeugte sich tief und verließ das Zimmer. »Der Zar wird den Gnadenwechsel einlösen, den ich eben in seinem Namen ausgestellt habe!« sagte der Großfürst lächelnd. »Wir brauchen Helden, um die Hauptstadt Sibiriens zu verteidigen. Mit diesen Begnadigungen habe ich Helden geschaffen ...«

Während die Besprechung weiter ihren Lauf nahm, ging die Dämmerung in eine dunkle Nacht über. Durch die Fenster des Palastes leuchteten die Lagerfeuer der Tataren. Auf der Angara trieben Eisschollen. Einige von ihnen blieben an den stehengebliebenen Pfeilern der zerstörten hölzernen Brücke hängen. Es waren keine Anzeichen zu entdecken, die auf das baldige Zufrieren des Flusses hindeuteten.

Gegen zehn Uhr abends verabschiedete der Großfürst seine Offiziere und wollte sich gerade in seine Wohnräume zurückziehen, als vor dem Portal des Palastes Lärm entstand. Fast gleichzeitig öffnete sich die Tür des Salons. Ein Feldjäger trat ein und ging auf den Großfürsten zu. »Kaiserliche Hoheit«, meldete er, »ein Kurier des Zaren!«

Die Offiziere, von denen einige schon den Raum verlassen hatten, kehrten um. Ein Kurier aus Moskau? Sie hielten es für ausgeschlossen, daß es unter den gegenwärtigen Umständen möglich war, sich von der Hauptstadt des Reiches bis nach

Irkutsk durchzuschlagen. »Laß den Kurier hereinkommen!« befahl der Großfürst.

Der Mann, der gleich darauf an der Tür erschien, sah zerlumpt und völlig erschöpft aus. Er trug die zerrissene Kleidung eines sibirischen Bauern. Auf dem Kopf hatte er eine Pelzmütze. Auf seiner Wange sah man eine schlechtverheilte Schramme. Seine Schuhe waren zerfetzt, offensichtlich hatte er einen großen Teil seines Weges zu Fuß zurücklegen müssen. »Seine Kaiserliche Hoheit der Großfürst?« fragte der Kurier.

Der Großfürst ging auf ihn zu. »Du bist Kurier des Zaren?« fragte er. »Ja, Hoheit. Ich habe Moskau am 15. Juli verlassen.« »Wie heißt du?« erkundigte sich der Großfürst, »Michael Strogoff«, antwortete Iwan Ogareff. Er hatte sich große Mühe gegeben, seinen Todfeind in Maske und Auftreten möglichst naturgetreu nachzuahmen. In Irkutsk kannte man ihn nicht. Er hatte deshalb keine Bedenken, das gefährliche Spiel zu wagen.

Der Großfürst gab seinen Offizieren ein Zeichen, ihn allein zu lassen. Er blieb mit dem falschen Michael Strogoff im Salon zurück und begann, den Zerlumpten zu verhören, nachdem er ihn eine ganze Weile aufmerksam betrachtet hatte. »Du hast Moskau am 17. Juli verlassen?« fragte er. »Nein, Kaiserliche Hoheit, am 15. Juli. In der Nacht vorher habe ich im Neuen Palais mit Seiner Majestät dem Zaren gesprochen. Er gab mir diesen Brief.«

Ogareff reichte dem Großfürsten das kaiserliche Handschreiben, das er auf ein winziges Format zusammengefaltet hatte. »Der Brief ist dir in diesem Zustand übergeben worden?« fragte der Großfürst. »Nein, Hoheit«, erwiderte Ogareff, »ich mußte den Umschlag vernichten, um den Brief besser vor den Soldaten des Emirs verstecken zu können.« »Warst du Gefangener der Tataren?« »Ja, einige Tage lang. Deshalb dauerte es auch bis zum 2. Oktober, bis ich Irkutsk erreichte. Neunundsiebzig Tage war ich unterwegs, seit

dem 15. Juli. Dieser Tag ist übrigens auch in dem Brief vermerkt.«

Der Großfürst faltete das Schreiben auseinander. Er erkannte die Unterschrift seines kaiserlichen Bruders und die eigenhändig geschriebene Eingangsformel. Es bestand also kein Grund, an der Echtheit des Schreibens und seines Überbringers zu zweifeln. Das anfängliche Mißtrauen schwand. Der Großfürst las den Brief mehrmals durch und wandte sich dann wieder an den Kurier: »Du kennst den Inhalt dieses Schreibens, Michael Strogoff?« »Ja, Hoheit, ich hätte in die Lage kommen können, das Schreiben vernichten zu müssen, um es den Tataren nicht in die Hände fallen zu lassen. Deshalb habe ich den Text des Briefes auswendig gelernt, um ihn Eurer Hoheit im Notfall mündlich mitteilen zu können.« »Du weißt also, daß dieser Brief uns auferlegt, die Stadt Irkutsk zu halten und bis zum letzten Mann zu verteidigen?« »Das ist mir bekannt, Kaiserliche Hoheit.« »Und du weißt auch, daß in diesem Brief die vom Zaren angeordneten Truppenbewegungen verzeichnet sind?« »Ja, Hoheit, aber diese Truppenbewegungen konnten nicht planmäßig vor sich gehen. Sonst wären nicht Ischim, Omsk, Tomsk und viele andere Ortschaften in die Hände der Tataren gefallen.« »Ohne daß es zu Gefechten gekommen wäre? Das halte ich für ausgeschlossen.« »Die Kosaken sind mehrfach mit den Tataren zusammengetroffen, wurden aber jedesmal zurückgeschlagen, weil sie gegen die Übermacht Feofar-Khans nichts ausrichten konnten.« »Wo sind die Zusammenstöße gewesen?« fragte der Großfürst. »Bei Kolywan, Tomsk - ja, und bei Krasnojarsk!« behauptete Iwan Ogareff. »Und das letzte Treffen?« »Das war kein Treffen, sondern eine gewaltige Schlacht, Hoheit. Zwanzigtausend Russen, die aus den Grenzprovinzen und dem Gouvernement Tobolsk heranmarschierten, trafen auf 150 000 Tataren und wurden fast bis zum letzten Mann niedergemacht.« »Du lügst, Strogoff!« flüsterte der Großfürst.

»Du lügst!« »Ich spreche die Wahrheit«, antwortete Ogareff kalt. »Ich war selbst dabei in der Schlacht bei Krasnojarsk. Dort bin ich ja den Tataren in die Hände gefallen!« Der falsche Kurier beobachtete sein Gegenüber sehr genau und freute sich über die Wirkung seiner Worte. - In dieser Richtung muß ich weitermachen, dachte er. Es ist gar nicht so schwer, die Kampfkraft der Verteidiger von Irkutsk zu treffen. Mit Worten zu treffen. Der Großfürst hatte sich wieder beruhigt, er fragte weiter. Vorher gab er dem Kurier ein Zeichen, daß er nicht mehr an seiner Aufrichtigkeit zweifle. »An welchem Tag war die Schlacht bei Krasnojarsk?« fragte er. »Am 2. September, Hoheit, ich kann mich genau daran erinnern. Und jetzt sind alle tatarischen Truppen rings um Irkutsk versammelt. Ich schätze sie auf 400 000 Mann.« Vorsichtig blickte Ogareff zum Großfürsten hinüber. Auch diese Übertreibung hatte er geschluckt! »Ich glaube nicht, daß Irkutsk in absehbarer Zeit Entsatz zu erwarten hat, Hoheit!« fügte er hinzu. »Jedenfalls nicht vor Ende des Winters. Die Straßen sind für eine größere Armee unpassierbar. Die Aussichten für die Stadt sind nicht sehr erfreulich, wenn man bedenkt ...«

Der Großfürst winkte mit einer jähen Handbewegung ab. »Hör gut zu, Michael Strogoff!« sagte er. »Wenn ich wirklich weder vom Osten noch vom Westen militärische Unterstützung bekommen sollte und wenn die Tataren nicht nur 400 000, sondern meinetwegen sogar 600 000 Mann um die Stadt versammelt haben - ich werde Irkutsk niemals übergeben. Niemals!«

Iwan Ogareff kniff das rechte Auge zu. Er mußte über den plötzlichen Ausbruch des Großfürsten lächeln.

Die Kaiserliche Hoheit ging nervös auf und ab, blieb am Fenster stehen, um zu den Wachfeuern der Tataren hinüberzusehen, und setzte die unruhige Wanderung fort. Eine Viertelstunde verging, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Dann nahm der Großfürst den Brief des Zaren wieder zur Hand

und las darin. »Du weißt, Michael Strogoff, daß mein kaiserlicher Bruder mich vor einem Verräter warnt, der sich verkleidet bei mir einschleichen will, mein Vertrauen zu erwerben versuchen möchte und die Stadt an die Tataren auszuliefern beabsichtigt.« »Ich weiß, Kaiserliche Hoheit. Iwan Ogareff soll geschworen haben, am Bruder des Zaren persönlich Rache zu üben.« Ogareff biß sich auf die Lippen. »Warum?« fragte der Großfürst. »Man sagt, Iwan Ogareff sei vom Großfürsten zu einer entehrenden Degradierung verurteilt und aus der Armee ausgestoßen worden.«

Der Großfürst schwieg.

»Seiner Majestät dem Zaren kam es vor allem darauf an, Sie, Kaiserliche Hoheit, über die verbrecherischen Pläne Ogareffs zu informieren.« »Ich weiß«, sagte der Großfürst müde. »Es steht alles im Brief.« »Und Seine Majestät schärfte mir vor allem ein, mich auf der Reise nach Sibirien vor diesem Verräter zu hüten«, sagte Ogareff. »Hast du ihn getroffen?« »Ich begegnete ihm nach der Schlacht von Krasnojarsk. Wenn er geahnt hätte, daß ich das Handschreiben des Zaren bei mir trug, wäre mein Leben verwirkt gewesen.« »Das ist richtig«, sagte der Großfürst. »Wie bist du überhaupt entkommen?« »Ich stürzte mich in den Irtysch.« »Und wie hast du es geschafft, nach Irkutsk einzudringen?« »Heute Abend wurde ein Ausfall unternommen, um eine Tatarenabteilung zurückzudrängen. Ich mischte mich unter die Verteidiger, gab mich zu erkennen und ließ mich zum Palast führen.« »Es ist gut, Michael Strogoff.« Der Großfürst ließ sich seufzend in einen Sessel fallen. »Du hast deine schwierige Reise mutig und mit Eifer bestanden. Ich werde dich nicht vergessen. Hast du einen Wunsch?« »Nur den einen, an der Seite Eurer Hoheit kämpfen zu dürfen.« »Einverstanden. Du gehörst ab sofort zu meinem persönlichen Dienst und bekommst auch ein Zimmer im Palast.« »Und wenn Iwan Ogareff sich unter falschem Namen bei Eurer Hoheit einschleicht?« »So wirst du ihn

entlarven, denn du kennst ihn ja. Er wird unter der Knute sterben, wenn er es wagt, sich mir zu nähern. Geh jetzt!«

Iwan Ogareff dachte daran, daß er Rittmeister bei den Kurieren des Zaren war, grüßte militärisch und zog sich zurück. Er war mit dem Ergebnis seines ersten Auftritts sehr zufrieden. Der Großfürst schenkte ihm Vertrauen, das er mißbrauchen konnte, wann es in seinen Plan paßte. Da er im Palast wohnte, würde er schnell die Geheimnisse der Verteidigung erfahren. In Irkutsk kannte man ihn nicht.

Ogareff beschloß, sich sofort an die Verwirklichung seiner Absichten zu machen. Es war höchste Zeit, wenn es ihm gelingen sollte, die Stadt noch vor der Ankunft der russischen Truppen an die Tataren auszuliefern. Waren die Soldaten Feofar-Khans erst einmal die Herren der Stadt, konnte man dem Anmarsch der russischen Armeen ruhig entgegensetzen. Schlimmstenfalls würde man die Tataren eines Tages wieder aus Irkutsk vertreiben - dann aber aus einem bis auf die Grundmauern zerstörten Irkutsk. Und dann nicht eher, bevor nicht der Kopf des Großfürsten zu den Füßen des Emirs gelegen hatte.

Am nächsten Morgen begann Ogareff mit der Besichtigung der Verteidigungsanlagen. Überall wurde er als Kurier des Zaren von Offizieren und Soldaten begrüßt und beglückwünscht. Ogareff erzählte bei diesen Gelegenheiten von den Strapazen seiner Reise. Bald begann er damit, über den Ernst der Lage zu sprechen und die Übermacht der Tataren zu beklagen. Er ließ keinen Zweifel daran, daß Irkutsk das gleiche Schicksal erleiden werde wie Kolywan, Tomsk oder Krasnojarsk. Iwan Ogareff war zu klug dazu, um dick aufzutragen. Er verteilte seine schlechten Nachrichten in kleinen Portionen.

Wassili Fedor hatte von der Ankunft des Kuriers gehört. Er hoffte, sich bei ihm Auskunft über das vermutliche Schicksal seiner Tochter holen zu können. Es war nur eine ganz

schwache Hoffnung, aber sie brachte ihn doch dazu, Iwan Ogareff im Palast des Großfürsten aufzusuchen.

Ogareff kam dem Besucher freundlich entgegen und ließ sich von ihm erzählen, was er von seiner Tochter wußte. Er kannte Nadja nicht, obwohl er sie auf der Poststation zu Ischim gesehen hatte. Deshalb hob er bedauernd die Achseln und versicherte dem besorgten Vater, er habe seine Tochter leider nicht unterwegs getroffen. »Wann hat Ihre Tochter das russische Gebiet verlassen?« fragte Ogareff. »Ungefähr zur gleichen Zeit wie Sie, am 15. Juli!« antwortete Wassili Fedor.

Ogareff überlegte eine Weile. Mit einem Wort hätte er Wassili Fedor beruhigen können. Er brauchte ihm nur mitzuteilen, daß die russische Grenze kurz nach dem 15. Juli gesperrt worden war und daß seine Tochter aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr bis nach Sibirien gekommen sein dürfte. Aber dieser Trost entsprach nicht seiner Veranlagung - und außerdem kam es ihm darauf an, möglichst viel Unruhe unter die Verteidiger von Irkutsk zu tragen. »Leider ist anzunehmen, daß Ihre Tochter die Grenze noch überschritten hat!« sagte er. »Sie können sich höchstens damit abfinden, daß es ihr vielleicht gelungen ist, bei der Nachricht vom Tatareneinfall wieder umzukehren. Aber ebensogut ist es auch möglich, daß sie ohne Rücksicht darauf weitergereist ist. Dann läßt sich über ihr Schicksal nicht viel sagen.«

Wassili Fedor verließ den Palast, ohne ein Wort zu sprechen.

An den beiden folgenden Tagen ließ der Großfürst den Kurier mehrmals zu sich kommen und befahl ihm, alles genau zu wiederholen, was er im kaiserlichen Arbeitszimmer im Neuen Palais gehört hatte. Ogareff hatte sich auf diese Fragen vorbereitet und antwortete ohne Zögern. Er verhehlte dabei nicht, daß die Regierung des Zaren vom Überfall der Tataren überrascht worden war. Offensichtlich habe Feofar-Khan den Aufstand bis zur letzten Sekunde verheimlichen können. Als

der Zar die ersten Nachrichten erhielt, war die entlang des Obflusses führende Linie schon besetzt.

In seiner freien Zeit beschäftigte sich Iwan Ogareff damit, die schwächsten Punkte der Befestigungen von Irkutsk zu erkunden. Seine besondere Aufmerksamkeit galt dem Tor von Bolchaja, das den Tataren die günstigste Möglichkeit zum Einmarsch ohne großes Blutvergießen zu bieten schien.

Am Abend ließ er sich zweimal am Bolchaja-Tor sehen. Die Kugeln der Belagerer brauchte er nicht zu fürchten. Die Tataren waren höchstens eine Werst entfernt, er konnte sicher sein, daß sie ihn erkannt hatten. Außerdem hatte Ogareff vor dem Verlassen des Hauptquartiers Feofar-Khans eine Waffenruhe von zwei Tagen befohlen.

Ein Schatten tauchte zu seinen Füßen auf. Sangarre, die Zigeunerin, hatte sich zu ihrem Herrn und Meister herangeschlichen.

Ogareff tat, als ob er sie nicht sehe. Er zog einen Fetzen Papier aus der Tasche und kritzelte hastig ein paar Zeilen darauf. Dann ließ er ihn fallen. Sangarre nahm die Botschaft auf und verschwand so lautlos, wie sie gekommen war.

Am nächsten Tag, in der Nacht vom 5. zum 6. Oktober, wollte Iwan Ogareff die Stadt Irkutsk für die Tataren öffnen.

19. KAPITEL

MICHAEL STROGOFFS VERGELTUNG

Iwan Ogareff hatte seinen Plan sorgfältig vorbereitet. Damit die Tataren ohne große Schwierigkeiten durch das Bolchaja-Tor eindringen konnten, mußte er dafür sorgen, daß die russischen Truppen an dieser Stelle der Verteidigungslinie im richtigen Augenblick abgelenkt wurden. Ogareff hatte mit dem Emir Scheinangriffe starker Tatarenkräfte zu beiden Seiten der Stadt am Angaraufser verabredet. Die Verteidiger sollten gezwungen werden, alle entbehrlichen Truppen an diese beiden Angriffspunkte zu werfen. Außerdem sollten die tatarischen Vorposten gegenüber der Bolchaja-Stellung zurückgezogen werden, damit sich die Russen an dieser Stelle besonders sicher fühlten.

Schon am Morgen des 5. Oktober konnte man von den Fenstern des Palastes aus erkennen, daß die Tatarenarmee Vorbereitungen zu einem Großangriff traf. Umfangreiche Truppenbewegungen wurden beobachtet. Ogareff hatte befohlen, alle Verschiebungen von Truppenkontingenten so auffällig wie nur möglich vorzunehmen. Der Großfürst sollte seine Entscheidungen genauso treffen, wie Ogareff es zur Erfüllung seiner Absichten brauchte.

In einem neuen Gespräch mit dem Großfürsten schlug Iwan Ogareff vor, die russischen Truppen an den beiden gefährdeten Punkten zu verstärken und dafür andere Stellungen weniger stark zu besetzen. Dem Großfürsten blieb nichts anderes übrig, als sich von der Notwendigkeit dieser Maßnahme zu überzeugen. Er berief einen Kriegsrat ein, der ihn in dieser Überzeugung bestärkte.

Alle verfügbaren Einheiten wurden an den bedrohten Stellen zusammengezogen. Auch die schwache Artillerie des Großfürsten bekam Befehl, ihre Geschütze in der Nähe des Angaraufers aufzubauen. Die Besatzung der Stadt sah dem Angriff ohne besondere Aufregung entgegen. Sie wußte, daß es nur darauf ankam, das Eindringen der Tataren zu verhindern und ihnen für ein paar Tage die Lust zu neuen Vorstößen zu nehmen. In der Zwischenzeit mußten die Entsatzarmeen eintreffen.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit besichtigten der Großfürst und General Voranzoff die verstärkten Verteidigungsstellungen am Angaraufers. Die Truppe Wassili Fedors hatte im Norden der Stadt Posten bezogen und stand als Reserve für besonders gefährdete Punkte bereit.

Seit einigen Tagen schon war es empfindlich kalt. Der sibirische Winter stand vor der Tür. Die Soldaten in den russischen Angara-Stellungen hatten trotzdem kein Wachfeuer angezündet, um sich nicht zu verraten. Sie froren jämmerlich. Auf dem Fluß schwammen die Eisschollen an der Stadt vorbei. Am Ufer türmten sie sich zu ganzen Eisbergen und machten eine Überschreitung der Angara mit Booten oder Flößen unmöglich. Der Großfürst brauchte nicht zu befürchten, daß die Tataren es auf einen Angaraübergang ankommen lassen würden.

Gegen zehn Uhr abends ließ das Eistreiben plötzlich nach. Der Wasserspiegel war wie reingefegt, nur am Ufer waren hier und da noch vereinzelte Eisschollen zu sehen. Die Offiziere im Stab des Großfürsten versuchten, für diese merkwürdige Erscheinung eine Erklärung zu finden. Sie kamen zu der Überzeugung, daß sich die Eisschollen oberhalb der Stadt an einem Hindernis gestaut haben mußten.

Bis Mitternacht blieb alles ruhig. An der Ostseite der Stadt, vor dem Bolchaja-Tor, war von den Tataren nichts zu sehen.

Im Flußtal dauerte die Bewegung des Tatarenheeres noch immer an. Die russischen Beobachtungsposten am Angaraufser hörten von der anderen Seite der Umwallung Geräusche, die sich immer mehr verstärkten.

Als es vom Turm der Kathedrale ein Uhr schlug und der Angriff der Tataren noch immer nicht begonnen hatte, begann der Großfürst zu glauben, daß er einer Täuschung zum Opfer gefallen war. Selten hatte es eine so ruhige, vom Kampflärm freie Nacht gegeben wie diese! Sonst hörte das Geknatter der Gewehrschüsse vom späten Abend bis zum frühen Morgen nicht auf. Heute war es beinahe unheimlich still.

Der Großfürst überlegte, während er am Fenster stand und zum Feldlager der Tataren hinübersah, ob er den Befehl geben sollte, die Truppen aus den Bereitstellungen zurückzuziehen. Schließlich hielt er es aber doch für besser, noch einige Stunden abzuwarten. Er befahl seinen Offizieren, sich bereit zu halten, und schickte seinen Adjutanten zu Iwan Ogareff, mit dem er die neue Lage besprechen wollte.

Ogareff bewohnte ein saalartiges Zimmer des Palastes, an das sich eine Seitenterrasse anschloß, von der aus man die Angara nach allen Seiten gut übersehen konnte. Er hatte kein Licht machen lassen. Nur selten zog er ein Feuerzeug aus der Tasche und ließ es aufflammen, um nach der Uhr sehen zu können.

Wenige Minuten vor zwei Uhr klopfte der Adjutant des Großfürsten an die Tür seines Zimmers. Ogareff rührte sich nicht. Wieder klopfte der Offizier, rief den Namen Ogareffs und rüttelte an der Türklinke. Die Tür war verschlossen.

Der falsche Kurier stand schweigend am Fenster. Er merkte, wie der Adjutant seine Bemühungen aufgab und sich wieder entfernte. Vermutlich meldete er dem Großfürsten, daß der Kurier des Zaren sich augenblicklich nicht im Palast aufzuhalten scheine.

Es schlug zwei Uhr. Ogareff öffnete das Fenster seines Zimmers, kletterte hinaus auf die Terrasse und ging bis an ihr äußerstes Ende. Tief unter sich hörte er die Angara rauschen. Ihre Wellen brachen sich plätschernd an den Pfeilern der zerstörten Brücke. Ogareff nahm das Feuerzeug heraus, entzündete eine mit Schießpulver gefüllte Zündschnur und warf sie in den Fluß. In der gleichen Sekunde flammte die Oberfläche der Angara auf. Zwischen den beiden Ufern wälzten sich blaue Feuerwogen, über denen dicke schwarze Rauchwolken wirbelten.

Gleichzeitig prasselten im Süden und Norden der Stadt Gewehrsalven. Die Artillerie der Tataren fiel in das Höllenkonzert ein. Iwan Ogareff hatte den Angriffsbefehl gegeben. Tausende von Tataren traten zum Sturm auf die Verteidigungsstellungen der Stadt an.

Es läuft alles wie am Schnürchen ab, dachte Ogareff. Den Verteidigern von Irkutsk wird ihr Heldenmut bald vergehen. Im Rücken haben sie die brennende Angara, von vorne heizen ihnen die Soldaten Feofar-Khans gewaltig ein. Und während sich der Großfürst darum bemüht, den Norden und Süden der Stadt zu halten, werden wir durch das Bolchaja-Tor in aller Ruhe einmarschieren können.

Die in Flammen stehende Angara gehörte zu dem teuflisch ausgeklügelten Plan Iwan Ogareffs. Er hatte den Befehl dazu gegeben, die Erdölquellen zwischen dem Dorf Poschkafsk und Irkutsk anzuzapfen und in den Fluß zu leiten. Außerdem waren die großen Erdölbehälter zerstört worden und ließen ihren Inhalt in die Angara fließen. Der Fluß war mit einer dicken Schicht von Petroleum bedeckt, als Ogareff das Feuer auslöste. Millionen von Litern Erdöl verwandelten den Wasserspiegel in ein glühendes Inferno. Die Holzhäuser in der Nähe des Ufers fingen innerhalb weniger Sekunden Feuer.

Die Nacht war taghell erleuchtet. Alle Glocken von Irkutsk läuteten. Die nicht unter Waffen stehenden Teile der

Bevölkerung wurden aufgeboten, um den Munitionsnachschub der Armee zu sichern und die Ausdehnung des Feuers zu verhindern. Wenn es nicht gelang, den Brand niederzuhalten, mußte innerhalb kurzer Zeit die ganze Stadt in Flammen stehen.

Das Tor von Bolchaja war nur noch schwach besetzt. Eine Gruppe von wenigen Soldaten war zurückgeblieben, alle anderen Besatzungstruppen waren auf Befehl des Großfürsten zur Unterstützung der Verteidigung im Süden und Norden der Stadt abgezogen worden. Die Wachtruppe am Tor setzte sich aus ehemaligen Verbannten zusammen. Iwan Ogareff hatte das veranlaßt, um im Notfall behaupten zu können, die politisch unzuverlässigen Verbannten hätten die Tataren in die Stadt gelassen.

Ogareff trat vom Fenster zurück und machte sich dazu bereit, aus dem Palast zu verschwinden. Es war an der Zeit, daß er sich selbst in den weiteren Verlauf der Ereignisse einschaltete. Als er die Tür öffnete, stürzte eine Frau mit triefend nasser Kleidung und wild in das Gesicht hängenden Haaren an ihm vorbei in das Zimmer. »Sangarre!« rief Ogareff bestürzt. »Was hast du hier zu suchen? Ich habe dir doch ausdrücklich verboten, mich ...«

Die Frau war nicht weniger erschrocken, als sie plötzlich einem Mann in russischer Uniform gegenüberstand. Aber es war nicht Sangarre, die Zigeunerin, wie Iwan Ogareff nach Überwindung des ersten Schrecks feststellte, sondern ein Mädchen, das er nicht kannte. Er ging in das Zimmer zurück und zog die Frau mit sich, näher zum Fenster, durch das die glühende Fackel der brennenden Angara einen gespenstischen Lichtschein warf. »Was willst du von mir?« fragte er grob. »Iwan Ogareff!« schrie das Mädchen auf, nachdem es den Mann flüchtig betrachtet hatte. Es war Nadja, die seit wenigen Augenblicken im Palast herumirrte, um den Großfürsten zu suchen.

Im gleichen Augenblick, als die Feuerwoge die Eisscholle auf der Angara umbrandete, hatte sich Michael Strogoff zusammen mit Nadja in das Wasser gestürzt, um dem Flammentod zu entgehen. Unter dem Wasserspiegel konnte der Kurier die geringe Entfernung bis zum Ufer schwimmend zurücklegen, war an einem der Bootsanlegeplätze wieder aufgetaucht und mit Nadja im Arm an Land geklettert.

Zum Ausruhen blieb keine Zeit. Michael Strogoff hörte das Gewehrfeuer und die Abschüsse der Artillerie und wußte, daß die Tataren zum Angriff auf Irkutsk angetreten waren. »Zum Palast des Gouverneurs! Schnell! Wir haben keine Sekunde Zeit zu verlieren!«

Kaum zehn Minuten später erreichten Michael und Nadja das Portal des Palastes, dessen Grundmauern von der Angara umspült wurden. Alle Häuser am Ufer standen in Flammen.

In der Aufregung des Tatarenangriffs schien niemand mehr Wert auf die Bewachung des Palastes zu legen. Der Kurier wurde nicht angehalten, als er die Freitreppe hinauf lief. Er zog Nadja hinter sich her. Auf den Gängen und Treppen des Gebäudes herrschte Hochbetrieb. Es fiel niemandem auf, daß Michael und Nadja in zerfetzten, triefenden Kleidern herumliefen.

Der große Saal im Erdgeschoß war angefüllt mit Offizieren der Besatzungstruppe, die sich neue Befehle abholten oder über die Lage in den Verteidigungsstellen berichteten. Melder drängten sich zum Ausgang. Durch einen unglücklichen Zufall wurde Nadja von Michael Strogoff getrennt. Als sich das Mädchen nach seinem Begleiter umsah, war er verschwunden. Ratlos lief Nadja durch die Säle des Palastes und rief nach Michael Strogoff. Zwischendurch verlangte sie, vor den Grafen geführt zu werden. Niemand kümmerte sich um sie. Sie landete in einem breiten, teppichbelegten Flur, in dem es stiller war als in den verwirrend großen Sälen. Da öffnete sich die Tür zu einem Zimmer. Mechanisch lief sie hinein und traf den Mann,

von dem sie wußte, daß er am traurigen Schicksal Michael Strogoffs die Schuld trug und daß er die Stadt Irkutsk an die Tataren ausliefern wollte. »Iwan Ogareff!« rief sie noch einmal. Die Hand des Tatarenführers legte sich auf ihren Mund. Wer war dieses Mädchen, das seinen richtigen Namen kannte? Wo kam es her in diesem Aufzug? Ausgerechnet in dieser Minute?

Er hatte keine andere Wahl, er mußte die lästige Mitwisserin zum Schweigen bringen.

Nadja sprang zurück, stellte sich mit dem Rücken zur Mauer.

Als Iwan Ogareff erneut auf sie eindrang, zog sie das Messer. Verdutzt trat Ogareff einen Schritt zurück. »Iwan Ogareff!« schrie Nadja, weil sie wußte, daß dieser dreimal verfluchte Name am ehesten Aufmerksamkeit erregen und Hilfe herbeiholen würde. »Halt den Mund! Wirst du schweigen, Hexe!« raste Iwan Ogareff. »Iwan Ogareff! Ogareff! Ogareff!« rief Nadja so laut sie konnte. Der Haß verdoppelte ihre Kräfte.

In wahnsinniger Wut riß Iwan Ogareff einen Dolch aus seinem Gürtel und warf sich auf das Mädchen, das in eine Ecke des Raumes flüchtete. Immer noch rief Nadja den Namen des Verräters.

Ogareff drückte dem Mädchen die Kehle zu und hob das Dolchmesser zum tödlichen Stich, als ihn von hinten eine kräftige Hand packte, zurückriß und auf den Boden schleuderte. »Michael!« schrie Nadja. Der Kurier hatte die verzweifelten Rufe des Mädchens gehört und war ihnen nachgegangen. Durch die halboffene Tür des Zimmers war er hereingekommen und hatte gerade noch rechtzeitig eingreifen können. »Keine Angst, Nadja«, sagte Michael Strogoff ruhig und stellte sich zwischen Ogareff und das Mädchen. »Paß auf, Michael, Iwan Ogareff ist bewaffnet! Wenn er dich angreift... er kann sehen, aber du ...«

Iwan Ogareff war wieder aufgestanden. Er wußte, daß er den Blinden mit Leichtigkeit überwältigen konnte. Mit erhobenem Dolch drang er auf den Kurier ein.

Michael Strogoff unterlief ihn, packte seinen Arm und warf Ogareff wieder zu Boden. Die Waffe flog klirrend davon.

Bleich vor Wut und Scham riß Iwan Ogareff den Degen aus der Scheide und erwartete den nächsten Angriff Michaels. - Es wäre doch gelacht, wenn ich mit diesem Krüppel nicht fertig werden sollte, dachte er.

Nadja bekam Angst. Sie lief zur Tür, um Hilfe herbeizuholen. Aber Michael hielt sie auf. »Mach die Tür zu, Nadja!« sagte er. »Du brauchst niemanden zu rufen. Die Rache gehört mir! Jetzt braucht der Kurier des Zaren diesen elenden Schurken nicht mehr zu fürchten. Er soll nur kommen, wenn er es wagt. Ich erwarte ihn!«

Iwan Ogareff sagte kein Wort. Er kauerte sich in einer Ecke des Zimmers zusammen und bemühte sich, jedes Geräusch zu vermeiden, um den Blinden nicht auf seine Spur zu locken. Er bewegte sich nicht und versuchte sogar, möglichst leise zu atmen. Ogareff wollte abwarten, bis der Kurier sich eine Blöße gab, ihm seine ungedeckte Seite darbot.

Nadjas Entsetzen verwandelte sich bald in Bewunderung für die unerschütterliche Ruhe und Selbstsicherheit, die von Michael Strogoff ausging. Der Kurier hatte keine andere Waffe als sein sibirisches Jagdmesser. Trotzdem sah er den weiteren Ereignissen ohne Aufregung entgegen.

Iwan Ogareff starrte nervös auf seinen Gegner. Diese unmenschliche Ruhe regte ihn auf. Er rechnete sich vor, daß Michael Strogoff auch nicht die winzigste Chance haben konnte in diesem ungleichen Kampf. Es kam nur darauf an, ihn beim ersten Hieb tödlich zu treffen. Er suchte sich die Stelle aus, die ihm die besten Erfolgsaussichten bot. Ein Stoß in die Herzgrube? Oder doch besser ein Angriff von der Seite? Die

Herzgrube war sicherer. - Ich muß mir Zeit lassen, dachte er. Wenn ich die Nerven verliere, ist es um mich geschehen. Ogareff spannte die Muskeln, sprang auf und führte einen Degenstoß gegen die Brust des Kuriers.

Nicht getroffen! Michael Strogoff hatte den Angriff mit einer geschickten Gegenbewegung seines Messers abgelenkt. Er rührte sich dabei nicht einmal von der Stelle, erwartete den nächsten Hieb.

Ogareff fühlte, wie seine Stirn sich mit Schweißperlen bedeckte. Er sprang einen Schritt zurück und drang zum zweitenmal auf den Gegner ein. Wieder wehrte der Kurier den Todesstoß mit seinem breiten Messer ab.

Rasend vor Wut wich Iwan Ogareff zurück. Von seinem sicheren Standplatz aus beobachtete er jede Regung im Gesicht des Kuriers. Sein Blick blieb an den weit geöffneten Augen des Geblendeten hängen. Sie hatten einen seltsamen starren Ausdruck, funkelten aber wie die Augen eines Sehenden. Auf Ogareff wirkten sie wie ein Zaubermittel, das ihn auf seinen Platz bannte und jede Bewegung unmöglich machte.

Plötzlich stieß Iwan Ogareff einen Schrei aus.

»Er sieht, er kann sehen ...!« Katzensgewandt ging Ogareff ein paar Schritte zurück, drehte sich um und lief in die äußerste Ecke des Zimmers. Michael Strogoff ging ihm nach. »Jawohl, er kann sehen!« sagte er. »Er sieht sogar sehr genau! Zum Beispiel die Narben des Knutenhiebes, die dich als Verräter kennzeichnen. Oder die Stelle, an der mein Messer dich treffen wird! Diesmal wirst du mir nicht entkommen, Iwan Ogareff. Wehre dich, verteidige dein Leben! Du siehst, ich erweise dir die unverdiente Ehre eines Zweikampfes Mann gegen Mann! Mein Messer gegen deinen Degen!« »Er kann sehen!« rief Nadja erschrocken. »Wie ist das möglich!«

Iwan Ogareff wußte, daß er verloren war. Mit dem Mut der Verzweiflung stürzte er sich auf den Kurier. Die Degenklinge

klirrte gegen das Messer Michael Strogoff's und wurde abgewehrt. Mit einem kräftigen Hieb zersprengte Michael die Klinge des Degens, stieß mit dem Messer nach und traf Iwan Ogareff in das Herz. Lautlos sank er zu Boden. Nadja schrie auf und verdeckte das Gesicht mit den Händen.

Im gleichen Augenblick wurde die Tür aufgerissen. Der Großfürst trat in Begleitung einiger Offiziere ein, sah, was vorgefallen war, und fragte drohend: »Wer hat diesen Mann erstochen?« »Ich tat es«, antwortete der Kurier und ging dem Großfürsten entgegen. Einer der Offiziere hielt ihn auf und setzte ihm den Revolver an die Schläfe. »Wie heißt du?« fragte der Großfürst. »Kaiserliche Hoheit«, erwiderte Michael, »fragen Sie mich lieber zuerst danach, wie der Mann heißt, der vor Ihnen auf dem Boden liegt.« »Diesen Mann kenne ich. Er ist ein Offizier meines Bruders, ein Kurier des Zaren.« »Das ist kein Kurier des Zaren, Hoheit!« sagte Michael Strogoff kühl. »Das ist Iwan Ogareff!« »Iwan Ogareff?« rief der Großfürst ungläubig. »Und wer bist du?« - »Ich bin Michael Strogoff.«

Nach menschlichem Ermessen hätte die glühende Säbelklinge des Tatarenscharfrichters die Augen des Kuriers zerstören müssen. In Wirklichkeit war Michael Strogoff jedoch niemals mit voller Wirkung geblendet worden. Als sich der Säbel des Henkers hob, hatte Michael einen letzten Blick auf seine Mutter geworfen, die nicht weit von ihm stand und flehend die Arme erhoben hatte. Bei diesem Anblick waren dem Kurier die Tränen in die Augen geschossen. Der glühende Stahl verdampfte die Tränenflüssigkeit auf den Hornhäuten. Die Hitze konnte deshalb ihr Zerstörungswerk nicht vollenden, sie verbrannte nur einen Teil der Augenlider und versengte die Haut rings um die Augen.

Als Michael Strogoff nach der Vollziehung des Urteils merkte, daß ihm seine Sehkraft erhalten geblieben war, hatte er sich sofort dazu entschlossen, keinem Menschen etwas davon zu sagen. Nur wenn er als Blinder galt, konnte er sich seine

Freiheit erhalten. Er mußte also bei jeder Gelegenheit so tun, als ob er nichts sehen konnte, selbst wenn er damit sein Leben aufs Spiel setzte. Auch Nadja durfte nicht erfahren, wie es wirklich um ihn stand. Sie hätte sich sonst durch eine unbedachte Bewegung zur unrechten Zeit verraten können.

Nur seiner Mutter hatte er beim Abschied auf dem Platz bei Tomsk ins Ohr geflüstert, daß ihm seine Sehkraft erhalten geblieben war. Als Iwan Ogareff ihm das Schreiben des Zaren vor das Gesicht gehalten hatte, um ihn zu verspotten, hatte Michael Zeit genug gehabt, um sich den Inhalt des Briefes einzuprägen. Deshalb hatte er es auch so eilig, nach Irkutsk zu kommen, damit er den Sinn des kaiserlichen Schreibens wenigstens mündlich übermitteln konnte.

Er wußte, daß Ogareff die Stadt verraten wollte, daß das Leben des Großfürsten bedroht war und die Rettung Sibiriens nur davon abhing, daß der Bruder des Zaren rechtzeitig von dem drohenden Unheil unterrichtet wurde. Michael Strogoff gab einen kurzen Bericht über seine Erlebnisse auf dem Weg nach Irkutsk und hob besonders die Hilfe hervor, die ihm seine Begleiterin bei der Überwindung der zahllosen Hindernisse geschenkt hatte. »Wer ist das junge Mädchen?« fragte der Großfürst. »Die Tochter Wassili Fedors, eines Verbannten!« sagte der Kurier. »Ach, die Tochter des Kommandanten Fedor. Nicht die Tochter eines Verbannten! Es gibt in Irkutsk keine Verbannten mehr!«

Nadja sank vor dem Großfürsten in die Knie. Die plötzliche Freude setzte ihr mehr zu als die harten Schläge, die ihr das Schicksal auf ihrer Reise nach Sibirien zugebracht hatte. Der Großfürst beugte sich zu ihr herunter und hob sie mit der einen Hand auf. Die andere Hand reichte er Michael Strogoff.

Eine Stunde später lag Nadja in den Armen ihres Vaters. Auch Michael war dabei. Wassili Fedor berichtete, daß der Angriff der Tataren fehlgeschlagen sei. Er selbst hatte das Bolchaja-Tor im entscheidenden Augenblick verteidigt. Die

Tataren waren zunächst nur mit einer kleineren Gruppe gegen das Tor vorgegangen. Sie hatten sich darauf verlassen, es unbewacht und unverteidigt zu finden. Wassili Fedor bereitete den Angreifern einen blutigen Empfang und wies sie ab. Kein Tatare hatte die Stadt Irkutsk betreten.

Zugleich war es den Belagerten gelungen, den Großbrand einzudämmen. Das Erdöl auf der Oberfläche der Angara war bald verbrannt, die Häuser entlang dem Ufer des Flusses wurden zwar eingäschert, das Feuer griff aber nicht auf die übrigen Teile der Stadt über.

Noch vor Tagesanbruch zogen sich die Truppen Feofar-Khans in ihr Lager zurück. Ihre Gefallenen ließen sie auf dem Schlachtfeld liegen. Zu den Opfern des Kampfes gehörte auch die Zigeunerin Sangarre, die vergeblich versucht hatte, mit Iwan Ogareff Verbindung aufzunehmen.

An den nächsten beiden Tagen wagten die Tataren keinen neuen Angriff. Der Tod Iwan Ogareff's, der sich unablässig darum bemüht hatte, die Khans mit seinen Plänen von der Eroberung des asiatischen Rußland zu begeistern, schien sie entmutigt zu haben. Die Verteidiger der Stadt ließen sich durch die Gefechtsruhe nicht dazu verleiten, ihre Wachsamkeit zu vernachlässigen.

Am 7. Oktober klang von den Höhen rings um die Stadt Geschützdonner. Die russische Hilfsarmee unter General Kisselef kündigte sich an. Die Tataren überlegten nicht lange. Sie konnten sich nicht auf eine Schlacht unter den Mauern von Irkutsk einlassen und zogen es vor, das Lager im Tal der Angara aufzuheben. Irkutsk atmete befreit auf.

Mit den ersten russischen Truppen waren auch zwei Freunde Michael Strogoff's in die Stadt eingezogen: die unzertrennlichen Kollegen Alcide Jolivet und Harry Blount. Es war ihnen gelungen, über die Eisbarriere das rechte Ufer der Angara zu erreichen und mit den überlebenden Flüchtlingen zu

entkommen, bevor die brennende Angara das Floß ergriffen hatte. In Alcide Jolivets Notizbuch fand sich darüber folgende Bemerkung: »Beinahe auf der Angara umgekommen wie eine Zitrone in der Punschbowle.«

Jolivet und Blount freuten sich über das Wiedersehen mit Nadja und Michael. Sie wurden nicht müde, sich danach zu erkundigen, wie die Fahrt auf der Eisscholle verlaufen war, vor allem aber, wie es gekommen war, daß Michael Strogoffs Augen dem glühenden Stahl des Henkers widerstanden hatten. Harry Blount notierte: »Rotglühendes Eisen reicht nicht aus, um die Sehnerven zu zerstören. Blendungsverfahren der Tataren offensichtlich völlig überholt, bedarf der Verbesserung.«

Nachdem sie in Irkutsk eine behagliche Unterkunft gefunden hatten, gingen sie daran, ihre Reiseerlebnisse niederzuschreiben. In London und Paris trafen zwei hochinteressante Berichte ein, die sich merkwürdigerweise sogar in den nebensächlichsten Dingen aufs Haar glichen.

Der Rest des Feldzuges brachte dem Emir von Buchara kein Glück mehr. Die russischen Truppen schnitten die Verbindungslinien der Tataren ab und eroberten alle Städte, die von Feofar-Khans Horden besetzt worden waren, wieder zurück. Der ungewöhnlich strenge Winter trug dazu bei, daß nur noch ein Bruchteil der tatarischen Truppen seine Heimat widersah.

Der Emir fiel einem unerklärlichen Unfall zum Opfer. Man behauptete, er sei an einem Geflügelknochen erstickt. Später sickerte das Gerücht durch, er sei von den Unterführern des Khans von Kunduz vergiftet worden.

Die Straße von Irkutsk nach Moskau war wieder frei. Der Großfürst hatte schon alle Vorbereitungen für seine Rückkehr in die Hauptstadt getroffen, verschob aber seine Abreise noch um einige Tage, um einer Feierlichkeit beizuwohnen, die ihm

besonders am Herzen lag: der Hochzeit von Michael und Nadja.

Im Beisein von Wassili Fedor fragte Michael Strogoff seine Begleiterin, ob sie bei ihrer Abreise aus Riga noch einen anderen Herzenskummer zurückgelassen habe als die Trauer um ihre Mutter. »Nein«, sagte Nadja und wurde rot. »Kein Stückchen deines Herzens blieb in Riga? Niemand wartet dort auf dich?« Nadja verneinte wieder. »Dann meine ich, wir sollten nach unserer Reise nach Irkutsk auch alle zukünftigen Wege gemeinsam zurücklegen, Nadja. Ich glaube, das ist Gottes Wille!«

Nadja sank in die Arme Michael Strogoffs, während sich Wassili Fedor verstohlen eine Träne aus dem Augenwinkel wischte. »Ich bin froh, daß ich euch immer meine Kinder nennen darf«, sagte Wassili Fedor und schluckte.

Die Hochzeit fand in der Kathedrale von Irkutsk statt. Fast die ganze Bevölkerung der Stadt war dabei. Selbstverständlich durften auch Harry Blount und Alcide Jolivet nicht fehlen. »Reizt Sie das nicht zur Nachahmung, Herr Kollege?« fragte Alcide Jolivet lächelnd. »Fällt mir gar nicht ein. Wenn ich allerdings eine Kusine hätte wie Sie ...« »Die ist leider schon vergeben!« gab Alcide Jolivet zu. »Desto besser«, meinte Harry Blount. »Ich habe übrigens gehört, daß es zu Schwierigkeiten zwischen London und Peking gekommen sein soll. Hätten Sie Lust, an Ort und Stelle nachzusehen, was daran wahr ist?« »Donnerwetter, lieber Blount!« rief Jolivet. »Eben wollte ich Ihnen den gleichen Vorschlag machen!«

Ohne weitere Verzögerungen machten sich die beiden Neuigkeitenjäger auf den Weg nach Peking.